# Vom Holzballe

Ein Roman
aus dem baltischen Leben

von

* * *

A-5623

# Vom Holzballe



Ein Roman
aus dem baltischen Leben

von



* * *

T. Christiani
Kiel 1899 (Ende)
od. 1900.

Leipzig
Verlag von Richard Wöpke
1900.

## Erstes Kapitel.

Unter allen Städten der vielbesprochenen und außerhalb ihrer Grenzen doch nur sehr unvollkommen gekannten baltischen Ostseeprovinzen dürfte die Stadt Riga die vornehmste Stelle einnehmen, oder doch eingenommen haben. Eine gewisse Eigenart zeichnete sie besonders aus. Diese Eigenart Rigas wurzelte in ihrer aus dem Mittelalter herrührenden, behaglichen Sonderstellung, welche Demjenigen aber sehr unbehaglich werden konnte, der es wagte, ihre Interessen anzugreifen. Nirgends in der Provinz hatte der nunmehr erloschene Rat, die Ratsverwandtschaft und alles, was drum und dran hing, festeren Fuß gefaßt, als in Riga; nirgens wurde eigensinniger und ausdauernder auf die altertümlichen Pergamente und Privilegien geklopft und gepocht, als eben hier, ja, nirgens wurde den politischen Reformbestrebungen, auf welchem Gebiete sich dieselben auch geltend machen wollten, feindlicher entgegengetreten, als wieder in Riga. Die gottbegnadeten Stände der Litteraten, welche in Stadtamt und Gerichtssaal, in Schule und Haus ihren vom Vater auf den Sohn vererbten Posten behaupteten, waren eine einstimmige, große esoterische Klique, vor der sich der arme exoterische Bürger in blinder Autoritätenfurcht tief, oft sehr tief beugen mußte. Die

Zeiten sind nun vorbei, vorbei für immer! Riga macht jetzt den Eindruck einer Stadt, die mit der Gegenwart nicht recht zufrieden ist und deshalb mehr in der Vergangenheit lebt, mehr von Erinnerungen, als von dem Ertrag des Tages zehrt. — Doch wo Schatten ist, giebt es auch Licht. Eine vorurteilslose Anschauung, die unbekümmert um Konfession, Stand und Nationalität der Wahrheit ihr Recht giebt und der Wertschätzung alles Guten und Edlen den ihr natürlich zukommenden Ausdruck nicht vorenthält, wird zugeben müssen, daß auch im alten Riga eine stattliche Summe von wirklicher Humanität, wirklichem Geist und wirklichem Verdienst zu finden war und noch zu finden ist. — Eine Lichtseite in dem Bilde dieser alten Stadt war und blieb ihr hoher Wohlthätigkeitssinn — und damit beginnt unsere Geschichte.

Abgesehen von den vielen, einzeln dargebrachten Spenden und Gaben, bestehen in Riga seit einer Reihe von Jahren zahlreiche Wohlthätigkeits-Vereine, unter andern auch der Jungfrauen-Verein, die eine segensreiche Wirksamkeit und eine unermüdliche Schaffenskraft entfalten. Nicht selten dienen Konzerte, Vorträge, Maskeraden, Bälle und dergleichen dazu, ein Scherflein zum Besten der Armen beizutragen.

So hatte sich auch am zehnten November 187. in dem eleganten Saal der städtischen Börse eine zahlreiche Gesellschaft der vornehmsten Familien der Stadt zum sogenannten „Holzballe" versammelt, welcher vom Jungfrauen-Verein alljährlich an diesem Tage zum Besten der Zwecke des Vereins veranstaltet wird. Die

Gesellschaft war überaus distinguirt, die höchsten Autoritäten der Stadt, Kaufleute erster Gilde, ordenreiche Beamte, blaublütige Aristokraten mit ihren Familien wetteiferten, dem Feste durch ihre Anwesenheit erhöhten Glanz zu verleihen. Selbst Mars hatte seine reichbetreßten kühnen Streiter zum fröhlichen Tanze beurlaubt.

Die Gäste hatten sich bis auf einige Nachzügler versammelt; die Plätze ringsum im Saal waren alle eingenommen; ein bunter, annutender Anblick bot sich hier dem Auge des Beobachters dar: Damen in rauschender Seide, deren blendende Toiletten mit dem Glanz des über sie hingestreuten Schmuckes wetteiferten, saßen erwartungsvoll da, und wohl manche Schöne, deren Herz vor Ungeduld pochte, harrte dem nächsten Augenblick entgegen, wo die Musik beginnen und der „Ersehnte" sie zum Tanz führen sollte. Unser Maskulinum paradierte in dem bei solchen Gelegenheiten unvermeidlichen Frack, nebst weißem Schlips und mit dem fein frisierten Haar und bis zum Uebermaß gedrehten Schnurrbart zu wohlfeil. Die „Unwiderstehlichen" hatten die Brust mit dem rot- oder blauseidenen Taschentuch gepanzert, wahrscheinlich, um das leicht verwundbare Herz vor den Pfeilen Amors zu schützen. Einstweilen hatten sie vor den Thüren Posto gefaßt und schickten heiße Blicke zu den Damen hinüber, sich in Gedanken das Opfer zum nächsten Walzer erlesend.

„Die Kleine da ist nicht übel! — Kennst Du nicht die im rosa Kleide dort? — ein famoses Frauenzimmer — hol' der Deiwel! — ist das nicht der Professor Mäßig am hiesigen Polytechnikum, der ehe-

malige österreichische Gardeoffizier?" — „Wahrhaftig, er ist's! Das lebende Kompendium, die fleischgewordene sedes materiae!" — „Ich werde noch ein Glas Wein trinken, hältst Du nicht mit?" — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Solche und ähnliche Gespräche durschschwirrten rechts und links die Luft, als plötzlich die Musik begann und das Ganze einen anderen Charakter annahm.

Seit dem Beginn des Festes mochten bereits zwei bis drei Stunden verstrichen sein, als sich noch ein verspäteter Gast die Stufen zum Ballsaal hinaufarbeitete. Beim Gaslicht des Vorzimmers erkannte man in demselben einen jungen Mann von etwa dreiundzwanzig Jahren. Seine große, schöne Figur verlieh ihm etwas Imposantes; die hohe Stirn, die tiefliegenden dunkeln Augen, so wie der energische Ausdruck zeugten von der regen Arbeit eines unermüdlichen Geistes.

Nachdem er im Vorzimmer seinen Mantel und Hut rasch abgelegt, fuhr er sich mit der linken Hand durch's Haar, ohne von Spiegel und Bürste Notiz zu nehmen, und betrat alsdann gemessenen Schrittes den Festsaal, indem er schon im Gehen die weißen Handschuhe über seine Finger spannte.

Die Musik hatte eben wieder eingesetzt, und die jungen Paare schwebten freudestrahlend unter ihren rauschenden Klängen dahin. Der Eingetretene drängte sich durch die Reihe der Tanzenden in die Mitte des Saales und überblickte prüfend die im Kreise sitzenden Damen, als suchte er einen verlorenen Gegenstand.

Wohl hatte er sich zu einem frohen und heiteren Feste eingefunden, aber sein Gemüt wußte nichts von dem Taumel der lauten Freude. Seine Gedanken schweiften anderwärts, ein unbeschreiblicher Ton der Sehnsucht kam wie aus weiter Ferne und mischte sich ihm in die heiteren Klänge der Musik; Empfindungen, ähnlich jenen wehmütig stillen, welche bei Tagesneige die sinkende Sonne hervorruft und die sich das arme Herz im Geräusch der Welt vergebens wieder wachzurufen und zu erinnern müht, beherrschten seine Seele. Was wollte dieser Ton der Erinnerung, welcher das Herz des jungen Mannes durchbebte?

Als er noch Student und einst zu den Ferien nach Riga gekommen war, hatte ihm der Zufall, wenn auch nur für eine kurze Zeit, ein junges Mädchen in den Weg geführt, welches eine so mächtige Glut der Leidenschaft in ihm wachgerufen, daß, obwohl seitdem über ein Jahr vergangen war, ihr Bild in seinem ganzen Zauber noch immer neu vor seinem Auge schwebte. Da er sie aber sonst nicht näher kannte, sondern nur wußte, daß sie die Tochter eines sehr reichen Mannes war, schien ihm jede Annäherung an sie unmöglich. Selbst wenn es ihm auch nicht schwer gewesen wäre, im Hause ihrer Eltern Zutritt zu erlangen, hätte er es dennoch unterlassen, denn sein Charakter und seine Liebe gehörten eben nicht zu den alltäglichen Erscheinungen.

Obgleich er sich nie um Aeußerlichkeiten bekümmerte und nur für sich allein lebte, Bälle und dergleichen Lustbarkeiten sehr selten besuchte, so wußte er es

dennoch, daß der heutige Ball die angesehensten Familien der Stadt vereinigte, und darum trieb es ihn her in der Hoffnung, sie vielleicht wiederzusehen, sie, den Leitstern seines Lebens, mochte auch ein neuer Anblick die Flammen unglücklicher Leidenschaft noch gewaltiger entfachen.

Aber sein stilles Hoffen schien von keinem Erfolg gekrönt sein zu sollen: er konnte die Geliebte trotz seines genauesten Umherspähens nicht entdecken, und traurig sprach er vor sich hin: wer weiß, ob sie auch nur hier ist, — und sollte sie nicht hier sein, weshalb bin ich dann hergekommen? Ist meine Zeit doch zu kostbar, um sie in leerem Hinstarren zu vergeuden! Und doch — wohin könnte der Gedanke, sie wiederzusehen, mich nicht führen! was wäre mein ganzes Leben ohne diesen Gedanken an sie? Jede Regung meiner Seele, jeder Schlag meines Herzens gehört nur ihr, und dennoch, dennoch hat mich das Schicksal verdammt, sie nicht zu seheu, sie nicht sehen zu dürfen; das Träumen des Herzens, ah, es muß übertönt werden von den Dissonanzen meines Lebens! Warum legt die Natur in das Menschenherz die Sprache der Liebe, wenn es sie nicht sprechen darf!

Ein wehmütiger Zug überflog sein strenges Gesicht, ein harter Kampf prägte sich auf den abgespannten Zügen aus, und indem er sich noch einmal im Kreise der Damenwelt forschend umblickte, stand er eben im Begriff, den Saal zu verlassen, als ein junger, mit dem Farbenbande geschmückter Student, welchen wir Junk nennen wollen, auf ihn zueilte.

„Heiliger Nepumuk! Randen, bist Du's?" schrie ihm der Musensohn kräftig entgegen und schüttelte ihm die Hand zum Gruße. „Na, da hätte ich doch eher des Himmels Einsturz als Dich auf einem Ball vermutet! Mensch, Du wirst ja ganz entsetzlich civilisiert!"

„Wieso?" erwiderte der Angeredete etwas verlegen, — „hältst Du mich für zu ungeschickt, um einen Ball zu besuchen?"

„Wie kannst Du nur so etwas denken!" entgegnete Junk schalkhaft lächelnd. „Ich meine nur, Du trennst Dich so ungern von Deinen mathematischen Formeln, und besonders jetzt, wo Du Dich zum Examen vorbereiten sollst; im Gegenteil, ich freue mich ganz kolossal über Deine gesellschaftlichen Fortschritte, und wenn Du nichts dagegen hast, so wollen wir die nächste Française zusammen tanzen, ich habe noch kein Vis-à-vis.

„Ich danke sehr!" versetzte Randen ernst; — „ich muß mich sogleich nach Hause begeben und kann daher von Deinem Anerbieten keinen Gebrauch machen."

„Was, schon nach Hause?" rief Junk verwundert aus. „Du mußt doch eben erst gekommen sein — und willst schon Fersengeld geben? Bist Du denn hergekommen, um nur den hellen Raum zu bewundern oder die Gesellschaft einige Augenblicke mit Deiner Gegenwart zu beehren? Nichts davon! Du bleibst hier! Ich habe Dich eine so lange Zeit nicht gesehen, und heute kommst Du mir nicht so leicht aus dem Gehege. Komm, wir wollen 'mal einen Schluck machen!" Und dabei ergriff

er auch schon Randens Arm und zog den Wiederstrebenden mit sich in's Restaurationszimmer.

„Vor allen Dingen, Du liebes Menschenkind, sage mir erst, wo Du denn eigentlich steckst?" hub Junk an, nachdem sie sich zu einem Glase Wein niedergelassen. „Man muß wahrscheinlich nach Deiner Adresse in alle Himmelsrichtungen Kundschafter senden? Oder wohnst Du noch immer in der alten Klause, wo sich alle vier Winde ein Rendezvous gaben und die Existenz des Sonnenlichtes zur Hypothese wurde? Mich überläuft's noch heute, wenn ich an meinen Besuch bei Dir denke — damals, Du weißt doch noch? — in der dunkeln Schwimmgasse, wo ich die vier Treppen nur mit Hilfe eines wiederholten Vaterunsers zurücklegte, und mir beim Eintreten die Zimmerthür in der Hand blieb — Herr des Himmels! Dein Stubenflansch Schwarzplättete gerade mit der Theekanne seinen unsterblichen Schlips! Ich sage Dir, Randen, ich bin zwar auch in verteufelten Verhältnissen gewesen, aber bei Deinem damaligen Leben mußte sogar ein Hund an der Gerechtigkeit des Himmels verzweifeln, faktisch wahr!"

„Ein Hund könnte es auch, der sittliche Mensch soll es aber nicht dürfen!" entgegnete Randen ernst. „Ich kann auch nicht behaupten, daß ich mit meinem Schicksal in dieser Hinsicht unzufrieden bin, denn diese Umstände machen bei mir nicht das Leben aus. Man muß die Wissenschaft auch nicht deshalb betreiben, um ein Mitbesitzer der reichen Gaben des Bacchus und der Ceres zu sein, sondern um ein wahrer Mensch zu werden."

„So hol' der Teufel alle Wissenschaft, wenn ich mir durch das Einpauken von Thesen und Formeln nicht 'mal ein sorgenfreies Leben verschaffen sollte!" stieß Junk unwillig hervor. „Du tappst wohl noch immer so zu sagen im Dunkeln herum, was? Du büffelst, daß Dir der Schädel raucht, und lockst damit keinen toten Hund hinter dem Ofen hervor, nicht? Was planst Du denn eigentlich für Deine Zukunft?"

Ein Zug von Bekümmernis glitt über das männlich schöne Gesicht Randens: „Für die fernere Zukunft beabsichtige ich viel, für die nächste will ich eine Hauslehrerstelle annehmen."

„Eine Hauslehrerstelle! Und Dein Examen?" fragte Junk verwundert.

„Zum Examen gedenke ich erst nach einem Jahr vorzugehen; ob ich aber dann auch schon durchkomme, erscheint mir doch fraglich."

„Du und nicht durchkommen — altes Zahlenregister! Ich wundere mich, daß Du nicht schon zum Professor avanciert bist — Deine Kenntnisse — heiliger Petrus! Wenn ich vom Durchfallen spräche, hätte es doch seinen logischen Grund, da mir der fatale Bacchus im Kopfe und der nicht minder gefährliche Amor im Herzen rumort. Dir aber steckt ja nur die absolute Wissenschaft in Schädel und Herz. Apropos, hast Du schon eine Hauslehrerstelle in Aussicht?"

„Ich werde eine Annonce in die Zeitung setzen lassen, hoffentlich findet sich etwas!"

„Darauf kannst Du kaum hoffen," entgegnete Junk, mit der Hand abwehrend, — „man hegt hier ein

höllisches Vorurteil gegen die Annoncen — nur durch Rekommandation läßt sich etwas erreichen; Rekommandation ist das unfehlbarste Diplom, und wenn Du selbst der größte Schafskopf wärst. Wenn Du einen Onkel im Ministerium, einen Vetter als Ratsherrn oder auch nur eine berühmte Klatschbase in der sogenannten feinen Gesellschaft zur Tante besitzest, macht sich die ganze Geschichte von selbst — aber so, ohne Protektion, mußt Du Dir vom Vater Zeus ein ziemliches Quantum Geduld ausbitten, faktisch wahr!"

Er füllte die Gläser auf's Neue und fuhr fort: „Du kennst doch Kraft; der ist wirklich ein tüchtiger und gescheidter Kopf. Der hat nun auch seine letzten Kopeken für das wiederholte Annoncieren ausgegeben, ist später noch mit den unvermeidlichen Komplimenten von Pontius zu Pilatus gerannt, hatte aber keine Rekommandation — und erzielte darum auch nichts. Kein Mensch verhalf ihm zu einer Stellung. Es blieb ihm also weiter nichts übrig, als erstens Luft in den Magen zu pumpen und zuletzt aus Riga nach Petersburg abzuschwinden. Dort hat er eine Anstellung mit zweitausend Rubel pro anno erhalten. Aber so trink doch!" unterbrach er sich. „Vivat, crescat, floreat fraternitas!" Er gab dem Kellner einen Wink, eine neue Flasche herbeizubringen.

„Genug!" rief Randen aus, indem er die Hand auf Junks Arm legte. „Ich werde nicht mehr trinken, und mit dem Inhalt dieser ersten Flasche kannst Du noch zweimal Dein Glas füllen."

„Eine neue Flasche!" rief Junk kaltblütig dem

davoneilenden Kellner nach. „Laß doch Deine Philisterideen, Bruderherz, wenn Du mit ordentlichen Leuten zusammen bist! Du weißt doch, was unser alter Lessing sagt: ohne Lieb' und ohne Wein, sag', Mensch, was bist Du? Nur ein Stein!"

„Lessing schrieb es gewiß nur für Andere, seine eigene Ueberzeugung war jedenfalls eine entgegengesetzte. Ich wüßte auch nicht, warum man das viele Getränk, ohne darnach Verlangen zu empfinden, hinuntergießen sollte — doch nicht, um sich einen burschikosen Anstrich zu geben?"

„Nicht des Anstrichs wegen, sondern um einen gesunden, frohen burschikosen Sinn zu zeigen!" erwiderte Junk, „doch darüber könnten wir lange miteinander streiten, ich weiß ja, daß Du nicht so leicht zu bekehren bist." Er griff lächelnd zum Weinglase, leerte es auf einen Zug und forderte Randen auf, ein Gleiches zu thun.

„Ja, darüber bringt man mich nicht so leicht zu einer andern Ansicht," gab Randen gedehnt zurück, indem er das Glas an die Lippen setzte.

Wieder hatte die Musik begonnen. Ein reizender Walzer ertönte, bestrickend und auffordernd für ein tanzlustiges Temperament.

Elektrisiert sprang Junk in die Höhe, leerte sein Glas in einem Zuge und sagte:

„Es bleibt also dabei, die nächste Française tanzen wir zusammen?"

„Nein!" entgegnete Randen bestimmt. „Ich habe

hier keine bekannten Damen und werde es daher vorziehen, nach Hause zu gehen."

„Was, Damen?! Daran ist doch kein Mangel, und namentlich heute haben sich ganz respektable Göttinnen eingestellt, — und Eine, sage ich Dir, Eine ist anwesend, die mir das Blut in den Adern sieden macht und selbst das Herz eines Hypochonders aus seiner Ruhe herauscitieren kann, faktisch wahr! Komm, ich werde sie Dir gleich zeigen."

Dabei faßte er Randen unter den Arm und führte ihn in den Saal zurück, wo er mit den Augen auf ein junges Mädchen deutete, welches in der äußersten Ecke des Ballsaals im eifrigen Gespräch mit einer alten Dame, offenbar ihrer Mutter, begriffen war und wenig von den Anwesenden Notiz zu nehmen schien. Junk hatte Recht, sie war schön, wirklich schön. So fein geschnitten waren die edlen Konturen, mit so unbeschreiblich seelenvollem Ausdruck schaute ein Paar sanfte dunkelbraune Augen unter den lang beschattenden Wimpern hervor, so wunderbar schmiegten sich die schöngeformten Lippen des bezaubernden kleinen und rosigen Mundes aneinander — der ganze Ausdruck dieses schönen Gesichtes glich dem Bilde des Friedensengels, der voll Vertrauen und Liebe aus einer anderen Welt auf uns herabblickt und unsere Seele zu sich in die Regionen des Lichtes und der ewigen Liebe emporzieht.

„Nun, was sagst Du, altes Haus? Ach! Weißt Du, wer die ist? Das ist Lucie Wassow, ich tanze mit ihr die nächste Française. Willst Du jetzt mein Vis-à-vis sein?"

Randen blieb einen Augenblick wie gefesselt von dem magischen Zauber dieses jungen Mädchens; Röte und Blässe wechselten in rascher Aufeinanderfolge auf seinem Gesichte, seine Gestalt beugte sich nach vorn, während die Hand sich bestrebte, das Gesicht zu bedecken, um dessen veränderten Ausdruck zu verbergen. „Wie Du willst!" sagte er und trat ohne Weiteres auf die zunächst sitzende Dame zu, um sie zum Walzer zu engagieren.

„Was mag den nur so plötzlich für den Tanz begeistert haben?" fragte sich Junk, ohne die Erregung in den Gesichtszügen seines Freundes bemerkt zu haben, und vergaß anfangs sogar über seiner Verwunderung, sich an dem reizenden Walzer zu beteiligen. „Er war doch immer der ruhige, sich gleichbleibende Mathematiker, und da wird er nun plötzlich so aufgeregt und tanzt wie der leidenschaftlichste Terpsychorenjünger — das ist wirklich rätselhaft! Der Mensch muß etwas auf dem Herzen haben, das steht bombenfest, faktisch wahr! Er schien mir auch heute so etwas aus dem Häuschen gekommen zu sein — was mag davon wohl die Ursache sein? — Uebrigens wollte er schon wieder abschwinden und hätte es auch gethan, wenn ich ihn nicht aufgehalten hätte. Was kann ihn aber überhaupt hergezogen haben? Ihm, den jede unnütz verstrichene Minute mit wahrer Reue erfüllt, muß doch dieser heutige Ball gewiß als die reinste Zeitverschwendung erscheinen."

Solche Gedanken beschäftigten Junk, als er rasch zu der eben geschilderten Dame trat und sie zum Walzer, so wie zu der nachher folgenden Française engagierte.

„Haben Sie schon ein Vis-à-vis?“ fragte Lucie mit dem Wohlklange einer schönen Stimme.

„Ja,“ antwortete Junk, — „ich habe eben meine ganze Rhetorik aufbieten müssen, um einen meiner Freunde zum Tanz zu bewegen; er ist eben erst gekommen und wollte schon wieder gehen.“

„Wie, er ist eben gekommen und wollte schon wieder gehen? Mißfällt ihm denn der Ball so?“ fragte Lucie ganz erstaunt.

„Wahrscheinlich! Es ist ein merkwürdiger Kauz und ich wundere mich, daß er überhaupt hergekommen ist, denn er trennt sich ungern von seinen Büchern.“

„Ist das der Herr, mit dem Sie dort eben gesprochen haben?“

„Ja, derselbe,“ bestätigte Junk; — „und denken Sie sich, gnädiges Fräulein,“ — dabei streifte ein lächelnder Blick Lucie, — „er ist noch unschlüssig, ob er bleiben soll oder nicht, da zeige ich ihm eine hübsche Dame, welche er wahrscheinlich in seiner Zerstreutheit nicht bemerkt hatte, — und über deren Anblick wird der Mensch momentan so erregt, daß er, ohne auch nur eine Minute weiter zu verlieren, auf die erst-beste Dame losstürzt und sie zum Tanz führt. Da tanzt er jetzt und will sich gar nicht zufrieden geben.“

Er deutete lächelnd auf Randen, welcher im Saale herumwalzte, trotzdem daß die Musik schon das Finale begonnen hatte.

„Das finde ich natürlich ein wenig merkwürdig,“ entgegnete Lucie lächelnd, — „aber wie Sie sagen, ist er

ein Bücherwurm, und Gelehrte haben immer ihre Eigenheiten."

„Namentlich dieser," bestätigte Junk schnell. „Solange ich ihn kenne — es werden ungefähr acht Jahre sein — habe ich selten eine heitere Miene an ihm bemerkt: düster, verschlossen und geheimnisvoll war er schon, als wir noch beide auf der Schulbank saßen; dabei von großer Lernbegierde, begeistert für alles Hohe und Wahre und ehrenhaft als Freund und Mensch, faktisch wahr! Als Student war er manchmal recht froh und vergnügt und entwickelte nicht selten manchen guten Witz. Jetzt ist er aber seit einiger Zeit ganz verändert — jede Gesellschaft meidet er und studiert Tag ein und Tag aus zu seinem Examen."

„Was hat er denn studiert?" fragte Lucie aufmerksam.

„Zwei Jahre Mathematik und das aus dem Grunde. Sie werden schon entschuldigen, mein Fräulein, daß ich Sie nur von meinem Freunde unterhalte, aber wenn Sie erlauben, erzähle ich Ihnen noch einen Vorfall, aus dem Sie seine Kenntnisse ermessen können. Randen — so heißt er nämlich — war auf der Universität als großer Mathematiker bekannt. Die schwersten Aufgaben löste er im Kopfe; nicht der geringste Rechenfehler konnte ihm zum Vorwurf gemacht werden, faktisch wahr! Eines Tages kommt zu ihm ein Kommilitone auf die Bude — pardon, ich wollte sagen, in seine Wohnung — und bittet ihn, eine recht schwere Aufgabe zu lösen. Randen sitzt gerade am Tisch und schreibt einen Brief nach Hause. Der

Kommilitone, welcher Randens große Fähigkeiten noch nicht genau kannte, bat ihn, doch im Schreiben einzuhalten und die Aufgabe zu notieren. Randen aber antwortete gelassen: Sag her! — Jener diktiert ihm die Aufgabe, und als er fertig ist und nach kurzer Zeit bemerkt, daß Randen immer noch seinen Brief fortsetzt, glaubt er gefoppt zu werden und sagt ärgerlich: Einfach, einfach! Wenn Du die Aufgabe nicht lösen kannst, so sag es doch einfach und halte mich nicht zum Besten. — Was, rief Randen aus, wenn Du doch soviel Verständnis von mir haben würdest, als von der Null, die da auskommt! und setzte gelassen seinen Brief fort. — Er hatte nämlich während des Briefschreibens die Aufgabe ausgerechnet, deren Resultat eine Null war!" schloß Junk.

„Das sind freilich große Fähigkeiten," entgegnete Lucie, welche der Erzählung über Randen aufmerksam gefolgt war, ohne sich dessen bewußt zu sein, daß sie ein besonderes Interesse für dergleichen Menschen fühlte, wenn es ihr auch natürlich schien, daß der außergewöhnliche Charakter des Geschilderten sie einigermaßen beschäftigte. Ihr schönes Auge glitt unwillkürlich über die Gesellschaft hin und suchte unter den Anwesenden den Gegenstand des Gespräches herauszufinden.

Ehe das Gespräch noch weiter fortgesetzt werden konnte, hatte die Musik die Aufforderung zur Française begonnen.

Junk stand rasch auf, entschuldigte sich damit,

daß er seinen Freund aufsuchen müsse, und verschwand unter den Ballgästen.

Lucie war die einzige Tochter des durch seinen unermüdlichen Wohlthätigkeitssinn bekannten, reichen Kaufmannes Wassow. Daß ehrenwerte Eltern in solchen Verhältnissen ihren Kindern die beste Erziehung angedeihen lassen können, ist selbstverständlich; auch Lucie hatte eine solche genossen. Sie war ein Muster von Gehorsam und gutem Willen und zeigte ein warmes, dem Schönen, wie der Blumenkelch der Sonne, sich öffnendes Gemüt und Gefühl.

Erst siebenzehn Jahre alt, war sie vor einigen Monaten konfirmiert worden und hatte den ersten ernsten Schritt in's Leben begonnen. Und in dieses reine Herz, in den klaren Schimmer dieser schönen Seele war noch kein Schatten von Sorge oder Kummer gefallen; dieses Herz war noch behütet vor dem Hauche der Liebe, es spiegelte sich noch in den reinen Strahlen der Sonne, ohne etwas von den Stürmen und Gewittern eines Seelenleidens zu wissen. Es war daher kein Wunder, daß Alle, die mit Lucie zusammenkamen, sie ungemein lieb gewannen und daß sowohl ihre außergewöhnliche Schönheit, als auch ihr sanftes, einnehmendes Wesen auf Manchen einen nicht leicht zu verwischenden Eindruck übte.

Junk, der sie vor einiger Zeit in ihrem elterlichen Hause kennen gelernt hatte und sie jetzt auf dem Balle wiedersah, hing mit der ganzen Glut eines feurigen Gemütes, mit einer Empfindung an ihr, welche die wechselvollen Leidenschaften einer leichten Jugend

tilgte und ihm den herrlichen Himmel der Liebe über seinem Haupte wölbte.

Als sich Junk erhoben hatte, um Randen aufzusuchen, fand er ihn in einer Ecke an die Wand gelehnt und in Gedanken versunken.

„Du stehst noch hier, die Française wird gleich beginnen, — Du hast doch schon eine Dame engagiert?" redete ihn Junk bestürzt an.

Zerstreut blickte Randen auf und antwortete dann gedehnt:

„Eine Dame engagiert — wozu?"

„Nun wir werden doch diese Française zusammen tanzen, — hast Du's schon vergessen?"

„Ach so," entgegnete Randen, sich nach seiner alten Gewohnheit mit der Hand über die Stirn fahrend, — „ich habe noch keine Dame."

„So engagiere doch sogleich eine, sonst wird es zu spät, die Musik wird gleich beginnen."

„Welche? Ich kenne eben Niemand."

„Ach Unsinn!" versetzte Junk ärgerlich, — „gleichviel welche; zum Beispiel," setzte er lächelnd hinzu, — „die Dame Deines Herzens; aber mach's rasch, sonst wird es zu spät!" Dabei zog er den noch immer Zaudernden sanft aus der Ecke und schob ihn dem Damenkreise näher.

Randen, welcher zu nichts weniger als zum Tanz aufgelegt schien, mußte sich den Verhältnissen fügen: er trat zögernd auf die erste beste Dame zu und engagierte sie zur Française. Zum Glück sagte diese zu, und Junk, welcher mit Lachen und Spannung dem

Resultate entgegengesehen, beeilte sich nun, ihm den Platz anzuweisen, wo er sich aufstellen sollte, bis auch er seine Dame geholt haben würde.

Die Tänzerin Randens war eine Dame in dem für die Frauen so gefährlichen Alter, mit einem Wort, — ein antiquarisches Prachtstück. Wenngleich sich ihre Jahre so „über die dreißig" bestimmen ließen, waren die Gesichtszüge noch frisch und außerordentlich wohl erhalten, und sie besaß noch Reize genug, um allenfalls einen Tanz mit ihr aushalten zu lassen. Und was das Beste oder das Schlechteste an ihr war, sie stammte aus einem jener Geschlechter, wo man mit dem Wörtchen „von" einen so großen Zauber auf die vorurteilsvollen Gemüter ausüben kann. Als der Tänzer ihr den Arm bot, begann sie daher mit besonders vielsagender Nüancierung in ihrer Stimme, indem sie ihre gerade nicht sehr kleine Nase in die Höhe hob:

„Es ist heute hier sehr viel Publikum versammelt!"

„Ja," antwortete Randen zerstreut, „sehr viel Publikum."

„Und die Flammen verbreiten eine so fürchterliche Glut!"

„Ja, eine fürchterliche Glut," war die Antwort.

„Sie sind wohl sehr wenig auf Bällen gewesen?" sagte sie leichthin, indem sie ihren Tänzer vom Kopf bis zu den Füßen musterte, da sie die kurze, abgebrochene Redeweise und die unveränderte Wiederholung ihrer Worte zu frappieren schien.

„Sehr selten!" erwiderte Randen.

„Aber Sie lieben doch die Geselligkeit und den Tanz, nicht wahr?"

„Die Geselligkeit verlangt heitere, also nicht denkende Menschen, der Tanz leidenschaftliche Naturen. Ich habe wenig Sympathie für Beides."

„Wie, Sie haben wenig Sympathie für Tanz und Gesellschaften und besuchen doch einen Ort, wo eigentlich Eines ohne das Andere nicht gedacht werden kann?" fragte sie verwundert. „Sie begehen ja damit ein Verleugnen Ihrer selbst, Ihrer Anschauungen."

„Wenn man es so nimmt, ja," entgegnete Randen kurz, „ — oft wird man durch ein eigenes Verlangen zu dem getrieben, was man bei einem Andern nur tadeln würde."

„Also mit anderen Worten: willenlos gegen die Ueberzeugung gehandelt," erwiderte sie lächelnd und blickte dem jungen Manne in sein ernstes Gesicht.

„Ja, so ist es," bestätigte Randen, — „der Mensch ist oft nur das Lasttier seiner auflodernden Gefühle, welches unter Sonnenglut und Entbehrungen dahinkeucht. Nur Der kann einen unumschränkten Willen haben, der das Joch seiner Leidenschaft nicht zu tragen braucht."

Als nun Junk mit seiner Tänzerin nahte, zuckte Randen merklich zusammen. Dann überflutete ein brennendes Rot sein Gesicht. Einen Moment ließ er seine Augen auf Lucie weilen — es war ein Blick, der seine ganze Seele wiederspiegelte, voll Sehnsucht, Liebe, Schmerz und Freude, und sich wie eine einzige große Frage auf diese unschuldigen Glutaugen heftete.

Aber schon seit lange gewöhnt, das viele Traurige, das ihm das Leben brachte, in sich zu verschließen, sammelte er sich schnell und nahm eine ruhige Haltung an, um seine Aufregung dem gegenüberstehenden Paare nicht zu verraten.

Es sollte ihm aber nicht ganz gelingen: wenngleich Junk seine Bewegungen nicht bemerkte, so entgingen sie den aufmerksamen Augen Luciens nicht. Ihr war, als ob ein gewisses Etwas an dem inneren Frieden ihrer Seele rühre und die schlummernden Gefühle ihres Herzens wecke. War es Sehnsucht, Teilnahme, war es Liebe? Ach! es war eine neue Macht, die ihr jungfräuliches Herz nicht zu benennen wußte. Eine flüchtige Röte glitt über das reine, schöne Gesicht des Mädchens.

Wenn die Tanzmusik nicht eben begonnen hätte, würde sich die Tänzerin Randens bestimmt auf ihren Platz zurückgezogen haben, denn die ungewöhnlichen Umgangsformen, die ganz besondere Einsilbigkeit, zusammen mit der wechselnden Gemütsstimmung ihres Tänzers, machten sie erstaunen und empörten sie zugleich über alle Maßen. Da aber die schmetternden Töne verführerisch auf das zwar schon etwas alte, aber noch immer tanzlustige Fräulein eindrangen und die Paare eben sich zu kreuzen anfingen, tanzte auch sie, um jeden Skandal zu vermeiden, mit dem festen Entschluß aber, das nächste Mal nicht eher mit einem Herrn zu tanzen, als bis er ihr von kompetenter Seite vorgestellt sein würde.

Nach dem Tanze erinnerte Lucie Junk daran, daß

er ein Versäumnis nachträglich gut zu machen habe, nämlich ihr das Vis-à-vis vorzustellen. Junk entschuldigte sich damit, daß die Zeit viel zu kurz gewesen sei und er lediglich daher diesen Verstoß gegen die Etikette begangen habe.

„Ich werde meinen Fehler gleich gut machen," sagte er, sich entfernend, zu Lucie, — „ich kann Sie aber im voraus versichern, daß Sie keinen besonderen Gesellschafter an ihm finden werden; er spricht nämlich sehr wenig, und Damen verlangen doch viel unterhalten zu werden."

„Thut nichts," antwortete Lucie hierauf heiter, — „mich wird dann desto mehr seine Schweigsamkeit amüsieren."

Junk beeilte sich nun, seinen Freund aufzusuchen, mußte aber unverrichteter Sache zurückkehren, denn Randen hatte sogleich nach der Française das Ballokal verlassen.

---

## Zweites Kapitel.

Es war wieder Frühling geworden und der vielgepriesene Mai war wieder eingekehrt mit dem Gruße seiner duftenden Knospen und Blüten. Auch in der Sommervilla des Kaufmannes Wassow hatte der Frühling seinen Einzug gehalten. Die Bäume standen dort alle in Knospen, und in den Blumenbeeten schauten

die Frühlingskinder Floras lächelnd den warmen Sonnenstrahlen entgegen.

Nur Einer schien an diesem Jauchzen der Natur, an diesem Auferstehen der herrlichen Schöpfung ringsum nicht Teil nehmen zu wollen; er saß nachdenklich auf einer Gartenbank, den Kopf in die Hand gestützt, in tiefe Gedanken versunken. Der Mann dort kündigte sich durch sein ganzes Aussehen als ein Mann von Geist an, und der einfache, obgleich saubere Anzug, die etwas zerzauste Halsbinde ohne regelrechten Knoten, der bereits abgetragene graue Hut verrieten neben einer untergeordneten Lebensstellung zugleich gänzliche Abwesenheit von Gefallsucht. Vermutlich dachte er über etwas Geschriebenes nach, denn ein ziemlich dickes, über die Hälfte vollgeschriebenes Heft lag vor ihm auf den Knieen, und die Finger der rechten Hand hielten einen Bleistift umspannt, welcher vor einigen Minuten noch rasch über das Papier geglitten war. Schauen wir uns den Träumer ein wenig näher an: es ist Randen, der uns wohlbekannte Student vom Holzball.

Ein hübscher Knabe von etwa zwölf Jahren, der mittlerweile in den Garten getreten war und sich mit den Blumen zu schaffen gemacht hatte, kam jetzt, als er Randen bemerkte, näher und setzte sich unbemerkt neben ihn.

„Sie schreiben wohl ein Buch da, Herr Randen?“ fragte der Knabe.

Randen schreckte aus seinen Gedanken auf, blieb aber ruhig sitzen, als er den Knaben an seiner Seite

erblickte. „Arthur, Du? Was sagtest Du eben? Ich habe Dich nicht verstanden."

„Ich wollte wissen, ob Sie da ein Buch verfassen?" entgegnete der Knabe.

„Woraus schließt Du das?"

„Sie schreiben oft in diesem dicken Hefte — und sind immer so nachdenklich."

Da Randen mit der Antwort zögerte, rückte der Knabe näher und legte die Hand zutraulich auf die Schulter seines Lehrers:

„Gewiß gefällt es Ihnen bei uns nicht?"

„Du weißt doch, daß ich euch Kinder sehr lieb habe."

„Und dennoch gefällt es Ihnen hier nicht," erwiderte der Knabe bestimmt. „Niemals sieht man Sie lachen oder froh sein, wie Andere — Sie sind immer traurig und verstimmt!" Und er richtete einen forschenden Blick auf die Züge seines Lehrers.

„Ist denn nur Der glücklich und zufrieden, der immer lacht und froh ist? Die Fröhlichkeit ist nicht immer der Widerschein der Zufriedenheit, sie ist oft nur der Schleier eines unsäglichen Schmerzes, welcher auf tiefem Grunde liegt und sich nie auf die Oberfläche wagt. Die eigentliche Zufriedenheit besteht in einer inneren und äußeren Ruhe, und diese strebe ich zu besitzen."

Aufmerksam folgte Arthur dieser Auseinandersetzung und blickte dabei Randen unverwandt an. Das instinktive Gefühl, welches bei Kindern den ausgebildeten, prüfend-zersetzenden Verstand vertritt, sagte ihm, daß dem hier nicht so wäre. Er schien genau zu wissen, daß Randen ihm etwas verschweigen wolle, und dieses

Gefühl stimmte ihn wehmütig, denn Kinder sind ganz im Geben und Verlangen. Er blickte traurig vor sich hin und sagte: „Sie sind dennoch nicht zufrieden bei uns; eine innere Stimme sagt es mir, daß Sie es nicht sind. Ach, wenn doch Mama oder Papa noch lebten, dann würden Sie es gewiß besser bei uns haben."

„Sei ruhig, mein lieber Junge!" erwiderte Randen weich, indem er den Knaben an sich zog. „Ist mir denn nicht ein großes Glück beschieden in Eurer Liebe zu mir und der meinigen zu Euch? Liegt darin nicht viel? Und nun laß uns darüber schweigen, sage mir lieber, wie jenes Blümchen heißt, welches dort in jenem Beete wächst?"

„Das ist ein Stiefmütterchen, auf lateinisch viola tricolor," entgegnete Arthur, indem er aufstand und das Blümchen betrachtete.

„Stiefmütterchen — ja, so nennen wir es! Diesen Namen haben wir Deutschen dem Blümchen gegeben. In anderen Ländern führt es andere, viel schönere Namen. Blicke das Blümchen genau an! Wie ein lichtstrahlendes Menschenauge schaut es uns aus seinem Kelche entgegen. Welche geheime Naturkraft scheint in ihm zu walten! Eine jede Blume kann in ihrer Art als das Wunder der Welt gelten — so tief erhaben und beseelt ist Alles in der Schöpfung. Dieses fühlten die Alten recht gut, und darum schuf sich ihre Phantasie die Fülle der Sagen von den Naturkräften, welche in den schlummernden Blumenkelchen und in dem Safte ihrer Zellen verborgen weben sollten. So glaubte der berühmte Theophrastus, der bedeutendste Schüler des Aristo-

teles, daß es ein Kraut gebe, dessen sich ein Vogel bediene, um durch bloße Berührung Keile, die von hinten in Bäume geschlagen worden, wieder herauszuziehen. Und ein berühmter Arzt, Herophilus, gehörte auch zu den Leuten, welche der Meinung waren, man könne durch Pflanzenkräfte Alles ausrichten, nur kenne man ihre Wirkung nicht. Er that den Ausspruch, daß manche Pflanzen vielleicht schon helfen können, wenn man sie nur mit der Fußsohle berühre. Das Schwierigste bleibt immer das Auffinden der in den Pflanzen verborgenen Kräfte. Dieses hängt nur zu oft vom bloßen Zufall ab, den die Gottheit zuweilen zu vermitteln scheint."

Diese Belehrung würde Randen, um nur die Aufmerksamkeit des Knaben von sich abzulenken, wohl noch weiter fortgesetzt haben, wenn nicht plötzlich ein junges Mädchen aus der Veranda geschlüpft wäre, um das Dreiblatt zu ergänzen.

Die junge, schlanke Dame konnte nicht mehr als achtzehn Jahre zählen; goldblondes Haar fiel in Locken von ihren Schultern herab; eine feingeschnittene Nase zierte das auffallend schöne Gesicht, und die dunkelblauen, ausdrucksvollen Augen hinterließen wohl bei Jedem, der in diese flammensprühenden Sterne schaute, eine leidenschaftliche Bewunderung. Es lag ein unnennbarer Reiz in diesen schönen Zügen, ein Reiz, den ein kleiner Anflug von Mutwillen und Neckerei wohl nur erhöhen mochte. Die jungen Glieder umhüllte ein Morgenanzug, dessen Schnitt und verschwenderische Spitzenfülle den großstädtischen Charakter und eleganten Geschmack der vornehmen Modedame sofort

erkennen ließen. Sie drückte Athur, der ihr mit dem Rufe „Nanny“ stürmisch entgegeneilte, einen flüchtigen Kuß auf die Wange und wandte sich dann an Randen, um in gezwungen gleichgiltigem Tone zu fragen:

„Sie sind schon lange auf, Herr Randen?“

„Seit fünf Uhr,“ antwortete er bescheiden.

„Bei uns in Petersburg ist man das Frühaufstehen gar nicht gewöhnt; man pflegt dort erst um zehn Uhr seinen Kaffee zu nehmen, während man hier bedeutend früher aufstehen muß. Wie unangenehm!“

„Muß? Ich denke doch, Sie brauchen nur zu wollen, gnädiges Fräulein!“ gab Randen zur Antwort.

„Wollen — ja, ja! Wir Damen können nur wollen, wenn wir müssen.“ Bei diesen Worten pflückte sie ein Blümchen, hielt es Randen hin und sagte: „Ein hübsches Blümchen, nicht wahr? Sie sind gewiß kein Freund von Blumen?“

„O doch, gnädiges Fräulein! Auch ich erlaube es mir; ist doch die Blume, das schönste Sinnbild der geheimnisvollen Natur.“

Sie blickte ihn mißtrauisch an: „Wirklich? Das habe ich mir nicht denken können. Ich liebe auch Blumen, aber nur solche, welche hübsch duften; die anderen mag ich nicht.“

„Und dennoch sind gerade die schönsten ohne Duft,“ erwiderte Randen.

„Die prunkendsten,“ warf sie mit einem reizenden Lächeln leicht hin. „Sie als Gelehrter sollten es doch wissen.“

„Ich bin noch lange kein Gelehrter. Sie geben

mir einen Titel, der dem ehemaligen Studenten durchaus nicht gebührt."

„Nun denn, Herr ehemaliger Student also — mir gefällt dieser Ausdruck wenigstens mehr, als Polytechniker."

Randens Lippen umspielte ein kleines Lächeln:

„Gelten Ihnen die hiesigen Polytechniker so wenig?"

„O nein, sehr viel —, — zum Beispiel im Kommerschieren und Promenieren. Doch wer gediegenes Wissen, wer tüchtige, gebildete Leute verlangt, der darf sie sich nicht aus den Polytechnikern holen. Sind Sie vielleicht anderer Meinung?"

Während dieses Gespräches pflückte sie Blumen und bildete daraus ein Bouquet; Randen hatte sich an einen Baumstamm gelehnt und schaute diesem Treiben zu.

„Nicht anderer Meinung, sondern anderer Ueberzeugung. Das Petersburger Fräulein würde gewiß auch anders urteilen, sobald es mit den Polytechnikern näher bekannt geworden und nicht mehr von Einzelnen auf die Gesamtheit schließen wollte. So weit ich wenigstens mir ein Urteil über dieselben erlauben darf, besitzt die Mehrzahl der Rigaer Polytechniker nicht nur tüchtiges Wissen, sondern steht auch in geistiger Befähigung unsern Studenten gleich."

Nanny hielt im Sammeln ihrer Blumen inne und blickte verwundert auf Randen.

„Wie? Sie wollen einen klassisch Gebildeten und einen Polytechniker auf gleiche Stufe stellen? Oder was dasselbe wäre, Sie wollen einen Doktor und

einen Kaufmann oder Maschinenbauer über einen Kamm scheeren? Das kann sicher Ihr Ernst nicht sein; ein solches Urteil entspringt nur Ihrer großen Bescheidenheit."

„Es wundert mich, gnädiges Fräulein, daß Sie Wahrheit mit Bescheidenheit verwechseln," versetzte Randen. „Sollte denn der Unterschied zwischen dem realistisch und dem klassisch Gebildeten ein so großer sein, daß man für ihre geistige Entwickelung niemals denselben Maßstab anwenden könnte? Gewiß sind es nur zwei parallele Ströme, auf welchen das Schiff „Arbeit" nach einem und demselben Ocean „Vollendung" hinsteuert. Warum sollte man nicht einen gebildeten Kaufmann, einen tüchtigen Ingenieur auf gleiche Linie mit einem Doktor der Philologie oder Medicin stellen können? Macht denn der exklusive Charakter den Schwerpunkt der Bildung aus? Oder ist es nicht die Kraft des Intellekts auf dem Gebiete der Sittlichkeit überhaupt, vermöge welcher der absolute Grad der Bildung bestimmt wird?"

„Sie mögen einesteils Recht haben," fiel Nanny heiter ein, — „nur haben Sie vergessen, daß die Anregung, die tägliche Umgebung überhaupt als die Schule der Bildung angesehen werden kann. Alles Kämpfen und Streben der menschlichen Natur ist nicht imstande sich aus sich selbst heraus zu emancipieren; unsere armselige Individualität hat nicht die Macht, sich aus dem Bereiche ihrer beschränkten Eigenheiten emporzuschwingen, sie verlangt ein gewisses Muster und ein begeisterndes Beispiel; und dieses können wir nur in der

Antike, in dem hohen Fluge der idealen Wissenschaften finden. Aber doch will ich gern die Flagge vor Ihnen streichen, weil ich keine Parteilichkeit bei Ihnen voraussetze."

Sie hatte dabei das kleine Bouquet vollendet und hielt es nun Randen mit schalkhaftem Lächeln hin. „Sie verstehen unstreitig sehr viel, ich werde Ihnen aber gleich einen Beweis liefern, daß Sie noch wenig wissen. Was meinen Sie, wem werde ich diesen Strauß geben?"

„Das weiß ich wirklich nicht!" entgegnete Randen etwas gleichgiltig.

„Sehen Sie, ich habe Recht! Nun, ich werde es Ihnen sagen, dafür müssen Sie mir aber eine Frage beantworten, die ich gern beantwortet wissen möchte. Wollen Sie?"

Sie legte die Hand über die Augen, um den Sonnenstrahl abzuwehren, der sich schmeichelnd durch die grünen Zweige drängte, um auf dem goldigen Haupte Nannys zu schimmern. Und plötzlich ließ sie die Hand sinken und blickte Randen voll und weich in's Gesicht:

„Das Bouquet ist für Sie, Sie lieben ja Blumen."

Da Randen zögerte, den Strauß entgegenzunehmen, sagte sie zutraulich: „Nehmen Sie ihn nur, ich werde Ihnen die Frage nicht gar zu schwer stellen. Warum sind Sie immer so traurig, so nachdenklich? Warum meiden Sie die Unterhaltung mit den Gliedern des Hauses und flüchten immer in die Einsamkeit?

Haben Sie einen Gram, welchen Sie nur ihr allein anvertrauen dürfen?"

Randen schwieg einen Augenblick, den Blick auf das zierliche Sträußchen geheftet, welches er in der Hand wog; dann erhob er das Haupt und blickte ernst in das schöne Gesicht und in die großen blauen Augen, die forschend und zugleich vertrauensvoll zu den seinigen aufschauten.

„Wenn ich einen Gram hätte," sagte er zögernd, — „nützte Klagen weniger als Schweigen. Die Klage setzt immer in dem Urteil der Anderen herab, oder verstimmt deren Empfinden, und dieses zu bemerken thut weh. Das Schweigen ist hiervon befreit und hat noch den Vorteil, daß es den Großen der Welt keine Blöße bietet. Was aber mein ernstes Wesen betrifft, so befremdet es Sie nur, weil Sie an fröhliche Menschen gewöhnt sind."

„Sie irren," entgegnete Nanny abwehrend, — „ich verstehe die Fröhlichkeit und den Ernst, aber von beiden unterscheidet sich eine gewisse Traurigkeit. Sie haben gewiß Ihre Gründe, gegen mich verschwiegen zu sein, und ich habe nicht das Recht, weiter darnach zu forschen. Unsere Bekanntschaft ist viel zu neu, als daß Sie mir schon Vertrauen entgegenbringen könnten. Ich hätte mir nur gar zu gern Ihr Wesen erklärt, und eine Erklärung ist ja noch keine Klage."

„Nur der Glückliche denkt so! —"

„Und ein Unglücklicher setzt voraus, er müsse so denken, — beide aber irren nicht selten."

„Wohl möglich," antwortete Randen, zum blauen

Himmel aufschauend. Ein fast hörbarer Seufzer entrang sich seiner Brust.

„Sie leben," fuhr Nanny fort, „gewiß nicht sehr lange in der größeren Gesellschaft; sagen Sie selbst: hat Ihnen so viel von ihr bekannt werden können, daß Sie berechtigt sind, Ihre Wahrnehmungen als bündiges Urteil hinzustellen?"

„Ganz kennt Keiner die Welt, selbst auch nur die gesellschaftliche, und so bleibt wohl, was Jeder davon kennt, seine Welt. — Die meinige nun —"

Er hielt plötzlich inne, zog die Uhr aus der Tasche und sagte mit einem Blick auf das Zifferblatt: „Ich habe heute um neun Uhr eine Stunde zu erteilen, die Uhr ist bereits fünf Minuten über ein halb, und ich habe noch einen ziemlich weiten Weg zu machen — Sie entschuldigen!" Er grüßte ehrerbietig und schritt dem Ausgang des Gartens zu.

Das junge Mädchen blieb einige Augenblicke überrascht stehen, dann legte sie das schöne Haupt gedankenvoll an einen Baumstamm und schaute sinnend Randen nach, welcher mit raschen Schritten den Weg zur Landstraße einschlug und allmählich ihren Blicken entschwand. Er hielt den Strauß, welchen sie ihm gegeben, gleichgiltig in seiner Hand.

Nanny, das einzige Kind des Petersburger Professors Wassow, eines Bruders des Kaufmannes, war im vollen Glanze, in der auserlesensten Gesellschaft, wie sie nur jene Hauptstadt zu bieten vermag, erzogen worden. Obwohl früh der liebenden Mutter beraubt, fühlte sie diesen schweren Verlust weniger, als andere

Kinder, da die vergötternde Liebe ihres Vaters ihr reichen Ersatz dafür zu geben bemüht war. Keinen Wunsch hatte er ihr unerfüllt gelassen, keine Thräne der Entsagung hatte ihr schönes Auge getrübt. Ihre kleine Hand war wieder und wieder gefüllt worden mit Zeichen seiner unbegrenzten Zärtlichkeit.

Sie war von frühester Kindheit an daran gewöhnt, Schmeicheleien und Lobeserhebungen zu hören über ihre außergewöhnliche Schönheit, ihre künstlerischen Leistungen, ihre hervorragenden Geistesgaben. Es gab aber auch keinen einzigen neuen Roman, welchen sie nicht gelesen — keine hervorragende Größe in der Künstlerwelt, welche sie nicht gehört, überhaupt keine Aufsehen erregende Leistung, worüber Nanny nicht ein Wort — und, wie ihr die huldigende Herrenwelt schmeichelte, ein kompetentes Wort — zu sagen gewußt. Da ihr Vater ein sehr reicher Mann und außerdem ein leuchtendes Gestirn am Horizonte der Gelehrtenwelt war, konnte man sich leicht vorstellen, welche gebietende Stellung die einzige und in der That wunderschöne Tochter des berühmten Professors in der Welt der Bewerber und Courmacher einnahm. Aber das Herz Nannys blieb dennoch leer und ungestillt; es war dies kein Herz, welches eine alltägliche Liebe empfangen und geben wollte, nein, es war ein Herz, welches unbewußt nach etwas Höherem begehrte; es wollte leiden, kämpfen, Entbehrungen für die Liebe erdulden, es wollte bestimmend und ringend in die Schicksale seiner Liebe eingreifen — und dieses fehlte ihr.

Als sie zum ersten Male Randen gesehen, glaubte

sie ihn, wie schon hundert andere Männer vor ihm, nur durch einen Blick bezaubern zu können, und sah ihn in Gedanken bereits zu ihren Füßen; allein ihre Voraussetzung war an dieser ganz anders gearteten Natur gescheitert: Randen hatte sie bescheiden aber gleichgiltig behandelt. Sie war nur gewöhnt, lächelnde, schmeichelnde Gesichter um sich zu sehen, welche auf einen freundlichen Wink ihrer Augen das eigene Leben in die Schanze zu schlagen bereit waren, und hier hatte sie einen außergewöhnlichen Ernst, einen ruhigen und von keiner Leidenschaft zu ihr beherrschten Charakter kennen gelernt; das reizte und interessierte sie. Aber ein Gedanke kränkte sie. Sie hatte Randen verraten, daß sie Teil an seinem Schicksale nähme, ja, vielleicht hatte sie ihm noch mehr verraten, und er stieß sie mit kalten Worten und noch kälterer Miene zurück. Das verletzte ihre große Eigenliebe und ihr stolzes Gemüt. Ihr Herz, welches noch vor einigen Minuten von Zuneigung und Freundlichkeit erfüllt war, schien jetzt diese Gefühle, die besseren Regungen ersticken zu wollen — es sehnte sich zu hassen, statt zu lieben.

So saß Nanny einige Augenblicke in Gedanken versunken, das liebliche, jetzt etwas zornige Antlitz auf die Hand gestützt, die Augen träumerisch auf die Blumen gerichtet, die im Frühlingsschmucke zu ihren Füßen prangten, deren wundervoller Farbenschmelz so schön von dem hellen Gewande abstach, welches zart und luftig ihre schöne Gestalt umgab. Ein blühender Jelängerjelieberzweig, der von einer schön gezogenen

Hecke herunterhing, konnte von Nanny erfaßt und abgebrochen werden. Indem sie ihn zum Strauß ordnete, verlor sich das Auge immer mehr und mehr in die freundlichen Anlagen des prächtigen Parkes. Die Sonne goß ihr helles Licht bis unter die Schatten der Bäume aus; die Insekten schwirrten; die Käfer arbeiteten im Sande; die Düfte der Blüten wiegten sich in den Lüften gleich einem Atem des Frühlings. Welch' eine liebliche Welt voll Duft und Farbe!

Da begann auch plötzlich über ihrem Haupte ein Fink sein fröhliches Liedchen zu schmettern; Nanny erwachte aus ihren Träumereien und schaute sich nach dem kleinen Sänger um. Und siehe! so nahe, daß sie ihn mit der Hand ergreifen konnte, schaukelte er sich auf einem Zweige, sah sie unerschrocken an und zwitscherte seine Weise unbeirrt weiter.

Du kleiner Schelm, dachte Nanny, du schaust so fröhlich und vergnügt in die Welt, und doch ist die Menschenhand so nahe, welche dich verderben kann.

„Nanny, Nanny!" rief plötzlich eine helle Stimme vom Hause her. „Da bist Du ja schon, mein Herz, und ich glaubte, Du schliefest noch. Wie freue ich mich, daß Du heute früher aufgestanden bist!"

Die hinzutretende Dame, in welcher wir Lucie wiedererkennen, umarmte ihre Freundin zum herzlichen Morgengruß.

Ein fesselnderes Gegenbild einer schönen Blondine und Brünette, als hier die Natur an diesem Frühlingsmorgen bot, kann die Phantasie kaum erdenken. Lucie, in schwarzem, schlichtem Hauskleide mit der dunklen

Haarfülle, dem stattlichen Wuchs und dem Blick voll sinnender Milde und Anmut, stand gleich einer Göttin neben ihrer schönen und ebenbürtigen Cousine — Antigone und Ismene.

„Ich bin damit aber sehr unzufrieden, daß Du mich hier schon so früh findest!" begann Nanny verstimmt.

„Warum, liebste Nanny?" fragte Lucie erstaunt. „Hast Du denn gar keinen Sinn für die Schönheit der Morgenstunden? Ich stehe gewöhnlich recht früh auf, gehe in den Wald, ergötze mich dort an dem Vogelgesang, mache mir — sieh her — einen Strauß aus Feldblumen und ärgere mich niemals, so früh aufgestanden zu sein."

„Verzeihe, liebe Schwärmerin," erwiderte Nanny etwas spöttisch, „dafür kann ich mich nicht so begeistern. Wenn ich wirklich einmal zu so früher Stunde in den Wald ginge, so glaube ich, säße der Schlaf mir noch immer in den Augen, und ich würde die Schönheiten, die Du da so enthusiastisch schilderst, gar nicht bemerken. Du würdest mich auch heute nicht so früh hier antreffen, wenn mich nicht Euer Hauslehrer durch sein frühes Umherwandeln im Garten aus dem Schlaf gebracht hätte. Weißt Du, dieser Mensch ist mir ein Greuel!"

Lucie blickte sie betroffen an: „Sprichst Du das im Ernst, oder willst Du nur hören, was ich darauf antworten werde?"

„Es ist gewiß mein Ernst. Aber Dir scheint, wie ich sehe, ein ungünstiges Urteil über ihn überraschend zu kommen. Meine Voraussetzungen haben sich also be-

stätigt?" Und erwartungsvoll heftete sie ihren forschenden Blick auf Lucie.

Lucie errötete: „Ich wüßte nicht, was für Voraussetzungen hier eintreffen könnten, außer der einen, daß Du Unrecht thust, Jemand zu verurteilen, ohne ihn überhaupt zu kennen."

„O, ich kenne ihn sehr gut!" warf Nanny ein.

„Nun, dann mußt Du auch wissen, daß Randen ein so hochgebildeter und zugleich charakterfester Mensch ist, daß man alle Achtung vor ihm haben muß."

„Du scheinst Dich ja sehr auf das Studium seiner Persönlichkeit gelegt zu haben!" entgegnete Nanny mit erzwungener Gleichgiltigkeit. „Gebildet nennst Du ihn? Ich wüßte nicht, wo bei dem die Bildung durchschimmern sollte, da er doch selten ein Wort spricht und sich gewöhnlich in Schweigen hüllt."

Sie waren im Gespräch bis zu einer Gartenbank gekommen, und indem sie sich auf dieselbe niederließen, antwortete Lucie:

„Ist es nicht besser, gut sprechen und zu seiner Zeit schweigen zu können, als stets eine leere Redensart im Munde zu führen? Wenn Du Randen mit einem Gelehrten sprechen hörtest, würdest Du ihn gar nicht wiedererkennen, — eine solche Umwandlung geht alsdann in diesem schweigsamen Menschen vor. Ich hatte Gelegenheit, eine solche Unterhaltung zwischen ihm und unserem Pastor, dem gelehrten Doktor Kettler, anzuhören."

„Das beweist eben die schreckliche Einseitigkeit seiner Bildung!" fiel ihr Nanny in's Wort. „Ein ge-

bildeter Mensch muß sich in jede Lage hineinfinden, mit Jedermann und über Jedes sprechen können, aber natürlich — Schablonengelehrte, solche Leute, die müssen schweigen und verneinend richten, was sich nicht in den Grenzen ihres einseitigen Verstandeskatechismus bewegt."

„Dem Gelehrten dürfte ein solcher Vorwurf eigentlich nicht gemacht werden. Darf man einem Menschen von außerordentlicher Bildung zumuten, ein Vokabular der abgeschmacktesten, langweiligsten und alltäglichsten Redensarten zu sein? Ich habe zwar selten mit ihm gesprochen, nur ein einziges Mal habe ich mich länger mit ihm unterhalten — es war an meinem Geburtstage — und dieses Gespräch werde ich nie vergessen!"

„Du hast ihn also zum Sprechen gebracht? Der Grund davon ist nicht problematisch. Ich glaube es ganz bestimmt, er ist verliebt in Dich. Habe ich nicht Recht?" fragte sie mit einem durchdringenden Blick auf Lucie, um die Antwort mehr aus den Mienen als aus den Worten zu entnehmen.

Ueber die klare Stirn Luciens flog es wie ein Schatten aufsteigender Gefühle; ihre schönen blauen Augen wandten sich seitwärts weit in die Ferne über den Wald und blieben einen Augenblick auf dem tiefblauen Himmel haften, als ob sie Nanny hindern wollten, einen Blick in ihr Inneres zu thun.

„Du irrst Dich entschieden!" antwortete sie endlich bestimmt. „Ich bin fest davon überzeugt, daß er mich gar nicht mag. Er spricht selten ein Wort mit

mir, ja, bei Tisch würdigt er mich nicht einmal eines Blickes, wo wir doch täglich uns gegenübersitzen. Auch habe ich es wohl bemerkt, daß er es sorgfältig vermeidet, mit mir allein zu bleiben, um nur nicht ein Gespräch anknüpfen zu müssen. Und zu meinem Geburtstage hat er mir nicht einmal Glück gewünscht, während doch die Anderen alle mich in seiner Gegenwart mit Glückwünschen überhäuften."

„Und doch hat er an jenem Tage mit Dir ein so langes Gespräch geführt?" bemerkte Nanny aufmerksam.

„Nun — ja, aber nicht aus eigenem Antriebe! ich machte ihm scherzend Vorwürfe, daß er mir nicht gratuliert hatte."

„Ein merkwürdiger Mensch!" äußerte Nanny nachdenklich, eines ihrer Füßchen etwas weiter unter dem Saume ihres Kleides auf den glitzenden Kiesweg vorsetzend und mit der Spitze des Stiefelchens ein Loch in die Erde bohrend. „Es birgt sich bestimmt ein Kummer hinter seiner großen Schweigsamkeit und seinem außergewöhnlichen Ernst. Mir kommt es vor, als habe er eine heimliche unglückliche Liebe; nur diese vermag solche Charaktere zu schaffen. Meinst Du nicht auch?"

„Wie kannst Du nur alles auf Liebe zurückführen!" gab Lucie zurück. „Liebe allein ist niemals das Endziel großer Geister, sie ist nur die Begleiterin eines höheren Strebens und darf niemals eine so große Ausdehnung gewinnen."

„Nein, nein!" widersprach Nanny, — „ich erkenne

nur einen einzigen Gott an, und dieser Gott ist der Gott der Liebe. Alle anderen Götterideale, wie sie auch heißen mögen, sind für mich nur ein Schall, der in gehaltloses Nichts verfliegt. Nur die Liebe allein kann den Menschen vollständig ausfüllen, und wer keine Liebe empfindet, kann sich überhaupt nicht zu Gott hingezogen fühlen. Doch was rede ich so viel von Liebe!" unterbrach sie sich und schaute lächelnd auf Lucie, — „als ob Du nichts davon wüßtest. Du brauchst ja nur an den Studenten Junk zu denken, von welchem Du mir soviel geschrieben hast."

Lucie sah sie mit einem stolzen, fast beleidigenden Blick an und sagte: „Junk — habe ich nie geliebt, und ich wüßte auch nicht, was ich Dir von ihm geschrieben haben könnte."

„Nun, die Ereignisse auf dem Holzballe, hast Du die so bald vergessen?"

„Daß Du es von dieser Seite aufgenommen, konnte ich nicht ahnen!" entgegnete Lucie ein wenig ärgerlich. „Ich werde mich in Zukunft hüten, Dir zu einer so irrigen Auffassung Grund zu geben."

Sie stand unwillig auf und wollte sich entfernen; Nanny aber zog sie auf die Bank zurück und drückte einen innigen Kuß auf die ernsten, rosigen Lippen.

„Verzeihe, wenn ich Dich gekränkt habe, meine liebe Lucie!" sagte sie weich. „Dein Brief erschien mir damals, ich möchte sagen, wie von Liebe durchtränkt; ich fand in demselben eine so große Veränderung im Vergleich zu Deinen früheren Briefen, daß ich dieses

einer Empfindung Deines Herzens zuschrieb. Du liebst also wirklich noch Niemand?"

Purpurglut färbte bei dieser indiskreten Frage die Wangen Luciens, aber sie versuchte gleichgiltig zu erscheinen, indem sie erwidere:

„Ich kann es mir wirklich nicht erklären, wie Du plötzlich zu dergleichen Fragen kommst."

„Nun — wir sind doch einander hinreichend bekannt, um uns ein harmloses Herzensgeheimnis einzugestehn. Ich will Dir ohne Hehl erzählen, daß nicht ein Mann, daß hundert aus der auserlesensten Gesellschaft zu meinen Füßen gelegen und mir ihre überschwängliche Liebe gestanden haben. Aber keinen dieser Männer habe ich geliebt! Mein Herz blieb kalt gegen alle Versicherungen, gegen alle Schwüre und Beteuerungen, — nicht aus Mangel an Gefühl, nein, aus Ueberdruß an faden Schmeicheleien. Und Einer, der keinen Rang hat, dessen Brust kein Ordenszeichen ziert, der keinen Reichtum und keine Güter besitzt — dieser Eine hat mein Herz!" Sie umschlang stürmisch Lucie und barg das Haupt an ihrer Schulter.

Luciens Gedanken beschäftigten sich mit den Worten Nannys und damit, wie ein ähnliches Schicksal auch über sie gekommen. War es aber wirklich Liebe, was in diesem unschuldigen Tempel wohnte; war es Amor, der hier seine goldenen Träume webte? Sie wußte es eigentlich selbst nicht; sie fühlte nur ein süßes Empfinden, ohne den Namen desselben zu wissen. Daß seit jenem Ballabende eine Umwandlung in ihr vorgegangen, eine Veränderung, die sich zuerst durch Interesse, dann

Sehnsucht und zuletzt durch große Freude angekündigt, das wußte sie genau. Ob dieses Gefühl aber wirklich Liebe genannt werden konnte, das wußte sie nicht. Und wie in allen unschuldigen und reinen Herzen durch Aufrichtigkeit ein Mitgefühl erweckt wird, beschloß auch Lucie, Nanny fortan nichts mehr zu verschweigen, sondern ihr alles zu gestehen.

„Deine Wahrnehmungen an meinem Briefe," — begann Lucie sanft, — „sind allerdings nicht unbegründet, liebe Nanny. Ich schrieb ihn Dir damals gleich am Morgen nach jenem Holzballe, wo ich wirklich in aufgeregter Stimmung war; ich wußte eigentlich selbst nicht, was mir fehlte. Ich konnte nichts arbeiten, nichts spielen; ich konnte an nichts Anderes denken, als an die Erlebnisse auf jenem Balle. — Komm, laß uns zu jener Bank gehen, wo uns die Sonne nicht belästigt, und Du sollst alles erfahren."

Lucie schlang den Arm um die Taille der Cousine, und beide Mädchen nahmen auf der nächsten Gartenbank Platz.

„Als ich damals den Holzball besuchte," — begann Lucie, — „lebte, wie Du ja weißt, meine liebe, gute Mama; es war dies mein erster und bis zur heutigen Stunde einziger Ball, den ich mitgemacht. Ich war so seelenvergnügt, daß mich Mama mitgenommen. Wir hatten kaum den Saal betreten, als sich Junk, unser sogenannter Hausfreund, zu uns gesellte und mich zur ersten und dritten Française engagierte. Das Vis-à-vis in der ersten Française war ein Kommilitone von Junk, ein gewisser Herr von Blasen. Diesem schien

der Adel zu keinen besonderen Umgangsformen verholfen zu haben, oder er hielt sich vielleicht auch zu gut, solche uns gegenüber in Anwendung zu bringen; statt mit seiner Dame zu plaudern, belästigte er mich mit seinem unaufhörlichen Anblicken. Die dritte Française war schon längst angekündigt, und Junk eilte noch immer aus einem Zimmer in das andere, sein diesmaliges Vis-à-vis aufzufinden, von welchem er mir schon vorher viel Rühmliches und manches Sonderbare erzählt hatte. Endlich fand er den Gesuchten in einer Ecke des Saales, wo derselbe, in Gedanken versunken, wirklich den Tanz vergessen hatte. Junk holte ihn nun behende hervor, und es gab ein höchst possierliches Bild, als der Andere sich entschließen mußte, eine Dame aufzufordern. Das Engagement kam glücklich zu Stande, ehe die Musik begonnen, und ich fand einige Minuten Zeit, den Sonderling näher in Augenschein zu nehmen, ohne von ihm bemerkt zu werden. Der Eindruck, den er auf mich machte, war der, daß ich mich schämte, über ihn gelacht zu haben; es sprach sich solch ein wunderbarer Ernst in seiner Persönlichkeit aus, daß ich mir bewußt wurde, keinen alltäglichen Menschen vor mir zu sehen. Zwar hatte er Sonderbarkeiten, die dem im Studierzimmer Lebenden ankleben, aber neben ihnen zeigte er ein feines Benehmen. Als aber die Musik begann und er mich erblickte — ach Nanny! da errötete und erbleichte er so heftig und zeigte ein so verändertes Wesen, daß ich darüber innerlich erschrak. Auch hatte er gleich nach dem Tanz den Ball-

saal verlassen, ohne daß er mir von Junk vorgestellt werden konnte."

Lucie hielt inne und sah Nanny an, welche mit gespannter Aufmerksamkeit ihrer Mitteilung gelauscht hatte; in ihrem Geiste schienen sich Fragen und Antworten, Vermutungen und Schlüsse wild zu kreuzen.

„Diese Begegnung war es nun, die mich so sonderbar berührte!" schloß Lucie endlich.

„Hast Du ihn später nicht wiedergesehen und auch seinen Namen nicht erfahren?" fragte Nanny hastig und zog ihre Hand aus derjenigen der Freundin. Mehr als ein Mal hatte sich ihr Gesicht bei der Erzählung lebhafter gefärbt, und in den blauen Augen war es aufgeflammt. Sie gab der aufsteigenden Empfindung jedoch nicht Raum.

Wenn Lucie überhaupt ein Geheimnis für sich allein habe wollte, so war es die Begegnung auf dem Holzballe. Aus aufrichtiger Freundschaft hatte sie Nanny einen Teil erzählt; jetzt sollte sie die andere, wesentlichere Hälfte verraten — das aber konnte und wollte sie nicht: bis zum Grunde ihres Herzens durfte selbst Ihre Freundin nicht blicken! Sie hatte sich bis jetzt gescheut, ihr Herz zu prüfen — jetzt, wo sie über ihre Gefühle sprechen sollte, wußte sie, daß es Liebe, heilige keusche Liebe war, die es bewegte. Wie oft ja die schönste Blume im verborgensten Winkel der Erde, nur vom Sonnenschein geküßt und bewundert, blüht, so sind es die schönsten und reinsten Gefühle des Menschen, die keinem Ohr mitgeteilt, im verborgensten Grunde des Herzens keimen.

Um einer Antwort auszuweichen, haschte Lucie nach einem bunten Falter, und als sie desselben nicht habhaft werden konnte, verfolgte sie ihn weiter in den Hintergrund des Gartens.

Nanny blieb noch einige Augenblicke allein auf der Gartenbank sitzen, und ein Gemisch wunderlicher Empfindungen verriet sich in dem leichten, unwillkürlichen, ja wohl kaum bewußten Kopfschütteln des Mädchens.

---

## Drittes Kapitel.

„Ich wünsche es nun einmal nicht und damit basta!" Damit schlug der Konsulent Kasakaitis die Tür, welche zu seiner Gattin führte, hinter sich zu und lief aufgeregt in seinem Zimmer umher. „Unsinn! Kindern das Vaterunser lehren, ihnen von Gott vorschwatzen! Gott! was ist Gott?"

Die eben zugeworfene Tür öffnete sich leise, und ein junges Weib erschien auf der Schwelle. Sie war keine schöne, aber eine höchst sympathische Erscheinung von ungefähr dreiundzwanzig Jahren.

„Lieber Robert," begann sie leise, und ihre Stimme zitterte merklich, — „wenn ich Dir auch in Allem nachgegeben habe, nur Eines verlange nicht von mir, — die Religion zu verleugnen, unserm Kinde nicht das Vaterunser zu lehren! Du weißt ja, daß in meinem Elternhause der Glaube an einen Gott, die christliche Religion in erster Reihe geübt ward; ich bin darin

erzogen worden und werde es daher nie unterlassen, auch mein Kind darin zu unterweisen."

Sie wollte sich nach diesen Worten wieder in ihr Zimmer zurückziehen, als Kasakaitis, den der entschiedene, ungewohnte Ton seiner Gattin schier außer sich gebracht zu haben schien, ihr den Weg vertrat und bleich vor Zorn und innerer Aufregung ihr entgegenrief:

„Du wirst es nicht thun — hörst Du! Emma soll man den Kopf nicht mit solch' einem Unsinn beschweren, — ich verlange es, ich befehle es Dir!"

Das junge Weib war tief bleich geworden und ihr Kopf wandte sich einen Augenblick zur Seite, als müsse sie dem Blicke ihres Gatten ausweichen.

„Unsinn nennst Du das Wort Gottes?!" entgegnete sie schmerzlich bewegt. „Du, der Sohn eines Predigers?! Merkwürdig nur, daß Du es auch Andern nicht sagst! — Da spielst Du aber den Gottesverehrer, — pfui! und mich willst Du ebenfalls zu einer solchen Heuchlerin machen! Nein, wenn ich auch sonst — zu meiner Schande sei es gesagt — in vielen ungerechten Dingen Dir nachgegeben habe, dieses Dein Gebot aber werde ich nie und nimmer befolgen."

Kasakaitis Gesicht wurde schwarz und seine Augen funkelten, als er um einige Schritte sich seiner Frau näherte und zischelnd die Worte hervorstieß: „Reize mich nicht zum Aeußersten, Hildegard! Nochmals befehle ich Dir: Du wirst dem Kinde nichts von dem verdammten Unsinn eintrichtern — hörst Du!"

„Du hast mir nichts zu befehlen!" versetzte Hildegard fest, und sie machte Anstalt, sich aus der unan-

genehmen Nähe ihres Gatten zurückzuziehen, der sich wie ein Schreckbild vor sie hingestellt hatte. Doch ehe sie es wehren konnte, hatte der seiner Sinne nicht mächtige Kasakaitis ein dickleibiges Buch ergriffen und es an den Kopf seiner Gattin geschleudert, die nun ohnmächtig zusammensank. Im Falle stieß ihr Kopf noch gegen die Ecke eines Stuhles, und das Blut perlte über das geschlossene Auge und die bleiche Wange.

Einen Augenblick blieb Kasakaitis unschlüssig stehen, der Angstschweiß trat ihm auf die Stirn; dann aber legte er die Frau auf das Sofa — er hatte kaum die Kraft dazu. Endlich erwachte sie. Ihre ersten Worte waren: „Ich verzeihe Dir, Robert! Der Tod wird Dich bald von mir erlösen!"

. . . . . .

Nach einigen Wochen brachten die örtlichen Zeitungen ein Extrablatt als Todesanzeige mit folgendem Texte: „Verwandten, Freunden und Bekannten die Traueranzeige, daß meine inniggeliebte Frau Hildegard, geborne von Bende, nach kurzem und schwerem Krankenlager heute sanft und in dem Herrn ergeben entschlafen ist. Der trauernde Gatte. Matthäi 5, V. 5."

Am Beerdigungstage gab es zwischen dem Prediger Bohrmann und Kasakaitis einen harten Wortwechsel. Der Pastor, der die Anschauungen Kasakaitis' in Bezug auf die christliche Religion sehr wohl kannte, hatte sich geweigert die Rede im Trauerhause zu halten. Auf inständiges Bitten der Schwiegereltern jedoch hatte er sich endlich bereit erklärt, daselbst zu erscheinen. Wegen dieser anfänglichen

Weigerung machte ihm Kasakaitis am Sarge der Verstorbenen harte Vorwürfe. Bohrmann, ein intelligenter, aber reizbarer und nervöser Mann, nahm kein Blatt vor den Mund und erklärte ihm offen seine Meinung, infolgedessen Kasakaitis schließlich dermaßen unverschämt und gotteslästerlich sich sowohl über den Prediger, als über die christliche Religion überhaupt äußerte, daß der Pastor, erregt und beleidigt, alles im Stiche ließ und eiligst davonfuhr. Einen anderen Prediger zu holen, war keine Zeit mehr und dazu paßte auch nicht in die Grundsätze unseres Konsulenten. So wurde denn das Weib, welches vor kaum vier Jahren dem Manne ihrer Wahl an den Altar gefolgt war und nun als Tote von den Ihrigen beweint im Sarge lag, ohne die tröstlichen Worte eines Seelsorgers für die Nachbleibenden einsam und still zur ewigen Ruhe gebettet.

Kasakaitis war kein Balte, auch nicht Deutscher, sondern Lithauer, wie schon sein Name anzeigte. Sein Vater, evangelischer Pfarrer in Preußisch-Lithauen, hatte seinen Sohn Robert, welcher außerordentliche Fähigkeiten an den Tag legte, unnatürlich früh zum Lernen angehalten und ihm eine strenge, sogenannte wissenschaftliche Dressur angedeihen lassen. Diese über alles natürliche Maß hinausgehende Methode machte den Knaben nervös und schüchtern und hemmte vollständig seine physische Entwickelung. Im nicht vollendeten siebzehnten Lebensjahre absolvierte der kleine bleiche Robert das Gymnasium und fünf Jahre später hatte er auch schon das Doktordiplom der Universität K. in der

Tasche. Hatte der junge Rechtsgelehrte bis jetzt seinen Scharfsinn ausgebildet und bewiesen, so galt es nun im Leben auch Charakter zu zeigen. Kasakaitis, innerer Mensch war, man könnte sagen, ein Konglomerat von allem Möglichen. In ihm mischten sich Ehrgeiz und Großmannssucht, Gewinnsucht, Egoismus und Unverfrorenheit, Geiz, Fleiß und Geist zu einem ganz merkwürdigen Menschengebilde. Er war ein Streber vom reinsten Wasser, und sein Grundsatz war: Ehre ist gut und Liebe ist gut, sie dürfen nur nicht viel kosten! Halte, was Du hast, nämlich Dein Geld, und nimm des fremden Geldes soviel an Dich, wie Du nur vermagst, ohne Dir ernstliche Unannehmlichkeiten zu bereiten. Aus dem bloßen Geschimpftwerden und aus dem Prädikate „Lump" mache Dir nichts: die meisten Menschen sind ja selbst Lumpen. Ueberzeugung, Gewissen, Freundschaft, kurz alles kann man opfern — nur muß es gut bezahlt werden.

Kasakaitis besaß außer wissenschaftlichen Kenntnissen eine beträchtliche natürliche Begabung für die Journalistik; er hatte eine gewandte, schlagfertige Feder. Um seinen Ehrgeiz zu befriedigen, schien dem jungen Streber nichts geeigneter, als sich der so sehr entwickelten Social-Demokratie in Deutschland in die Arme zu werfen. Nach einzelnen mehr oder weniger dilettantischen Versuchen mit socialistischen Aufsätzen für einige Tagesblätter, sowie mit ein paar Erzählungen und Novellen verdiente er sich schließlich seine Sporen durch das den Deutschen so wenig geläufige Thema der russischen Bauern-Emancipation: er wurde nach kurzer Zeit als

Redakteur an einem kleinen Blatte der Residenz K. angestellt. Jetzt wollte Kasakaitis Aufsehen erregen, der Zeitpunkt war gekommen! Kein Stand, kein ehrlicher Name ward geschont. Verleumdungen waren in seinem Blatt an der Tagesordnung. Er donnerte von seinem Redaktionsstuhle in Leitartikeln und Broschüren gegen die Alleinherrschaft in Rußland und ging darin schließlich so weit, daß er den vor kurzem stattgehabten Kaisermord von seinem Standpunkte aus nicht nur verteidigte, sondern sogar zur Nachahmung empfahl. Dieser unbedachte Schritt brachte ihm statt Bewunderung, wie er hoffte, Absetzung von seinem Redaktionsposten und ein Jahr Gefängnis auf der Festung in Preußen ein. — Nach Absitzung seiner Haft wandte Kasakaitis seiner undankbaren Heimat den Rücken und ging in das Land, über welches er so viel geschimpft und an dem er so viel gefrevelt hatte, um hier sein Glück zu machen.

Da Rußland den Ausländern, welche im eigenen Lande das Examen bestanden haben, nicht gleiche Rechte mit den Innländern einräumt, machte Kasakaitis nach Verlaufe eines Jahres an einer russischen Universität nochmals das juristische Examen, wurde darauf russischer Unterthan und ließ sich schließlich als Advokat in Riga nieder. Seine hochangelegten Streberpläne hervortreten zu lassen, dazu fehlte ihm in Riga der Boden. Dafür sah aber Kasakaitis aus seinen blinzelnden Aeuglein den Rigensern scharf auf die Finger, wenn sich zwischen denselben Geld befand, und kannte das Soll und Haben so manchen Rigensers besser, als der Rigenser selbst;

er wußte genau, wieviel er den fremden Geldtaschen und Checkbüchern — entnehmen müsse, ehe es zu spät wäre. Andererseits hielt er jeden Gläubiger für seinen persönlichen Feind von dem Momente an, wo dieser von ihm etwas zurückhaben wollte. Nach Kasakaitis' Meinung lebten die Rigenser viel zu üppig, und er hielt es geradezu für eine Gutthat, wenn er ihnen die Mittel dazu so viel wie möglich abnähme. „Eins ist Not, —" sagte Kasakaitis, „daß ich was habe, sonst würde es bald von mir ebenso heißen, wie von vielen Rigensern: gewogen und zu leicht befunden!"

Seinen Patriotismus entzündete Kasakaitis in stiller Abendstunde an den Porträts auf den Kreditbilletten, und er stand gar nicht an, die Kaiserin Katharina die Zweite in erster und den Zaren Peter den Ersten in zweiter Reihe zu bewundern.

Da er anfangs durch die Advokatur so viel wie garnichts verdiente, mußte eine Heirat herhalten, um ihn aus der miserablen Lage zu reißen. Er schaute sich bei den vornehmen Töchtern des Landes um, und in dieser Hinsicht giebt es in Riga, wie überhaupt auf der ganzen Erdkugel, bei einiger Umsicht und Ausdauer gerade keine großen Schwierigkeiten, denn welche von den jungen Damen möchte nicht gern unter die Haube kommen, wenn auch der Freier dem Aeußern nach keine Schönheit und auch keine Intelligenz ersten Ranges ist. Und schön war Kasakaitis nicht, das weiß Gott! Die kleine, schmächtige Figur war nicht größer als vier Fuß, und es sah possierlich aus, wenn dieselbe wie ein Pfeil die Straßen der Stadt durcheilte. Kasakaitis



Ex bibl. univ. Tart.

ging nämlich nicht wie andere Sterbliche, er rannte durch die Straßen, den linken Armflügel stets vorgeschoben und mit der rechten Hand wie ein Sekundenpendel hin- und herschwingend. Dabei hob und senkte sich der von langen Haaren umrahmte Schädel wie ein Charnier von oben nach unten. Gewöhnlich wählte er zu seinen Gängen nicht das Trottoir, sondern die Fahrstraße, wo er mit rapider Geschwindigkeit den Fahrzeugen ausweichend mitten zwischen ihnen hindurchschoß. Auf seinen Promenaden sah man ihn oftmals — wahrscheinlich nur, um Aufsehen zu erregen — plötzlich stehen bleiben und laut auflachen, ohne daß sich hierzu irgendwelche Veranlassung geboten hätte.

Da er so gut wie gar keine gesellschaftliche Bildung genossen hatte, war sein Wesen eckig und ungelenk. Man konnte sich geradezu des Lachens nicht enthalten, wenn der kleine possierliche Mann Einem vorgestellt wurde. Die Hand reichte er nie ganz, sondern nur die Fingerspitzen, und zwar in der Weise, wie man etwa die Temperatur des Wassers untersucht, die Hand aber schnell zurückzieht, falls das Wasser sich zu heiß angefühlt haben sollte.

Und welch eine eigentümliche Grimasse war das, wenn der Vorgestellte sich Mühe gab, sich ein respektables Aussehen zu geben! Die kleinen mausgrauen Augen stierten dann durch die Stirn, wie die eines verlegenen Quartaners, der sein Pensum nicht gelernt hat, und ein Gesicht machte er, als ob ihm beständig eine übelschmeckende Arznei auf der Zunge säße. Aber damit ist es noch nicht genug! Sein Gesicht, von Natur

mager, hatte durch die anhaltende, rastlose Arbeit, der er sich überließ, noch dünnere Formen angenommen, und die Hautfarbe war blaßgelb, die Nase klein, die Stirn niedrig. Man denke sich jetzt noch das schwarze, sich selbst überlassene Haar, so stellt sich das Bild von Kasakaitis nicht sonderlich liebenswürdig dar. Trotz eines solchen Aeußern und mehr als analogen Innern hatte sich Kasakaitis dennoch eine Frau, welche ihm eine anständige Mitgift mitbrachte, aus einer der beßeren Rigaer Familien erkoren. Ob es nun Liebe war, was das Weib zu diesem Manne hinzog, wollen wir nicht entscheiden, da uns hierüber jeglicher Anhalt fehlt, und die meisten Frauen auch bei der Wahl ihrer Männer diesen Beweis stets offen lassen. Mit seinen Schwiegereltern hatte sich Kasakaitis eine kurze Zeit nach der Hochzeit vollständig überworfen, und zwar aus dem Grunde, weil, wie er vorgab, sein Schwiegervater die ihm in Aussicht gestellte Mitgift in klingender Münze nicht ganz ausgezahlt hatte; selbst einen Prozeß würde er gegen denselben gern in's Werk gesetzt haben, wenn er nicht befürchtet hätte, daß dadurch Erörterungen über sein Familienleben zur Sprache kommen könnten, das er nicht gern öffentlich behandelt wissen wollte.

Seiner Gattin hatte Kasakaitis den Umgang mit der Familie und der Verwandtschaft strengstens untersagt, und so hatte sie sich denn inmitten der Stadt, im alleinigen Umgange mit dem geliebten Kinde, eine ganz abgeschlossene, einsame Existenz geschaffen. Ging sie 'mal in diesen oder jenen Kreis, so sah man sie

ernst und blaß, ohne Klage, aber auch ohne Teilnahme. Indeß war sie schon in der kurzen Zeit ihrer Ehe so lebenssatt geworden, daß sie keine Illusionen mehr nährte und einmal einer geliebten Freundin unter hervorbrechenden Thränen gestand, daß sie in dem Alter, wo alles in uns Liebe, Vertrauen und Hinrebung sein sollte, zu tief hätte verabscheuen gelernt, um je ihren Gatten achten, geschweige denn lieben zu können.

So erfuhr denn auch Niemand die eigentliche Ursache des mit tötlichem Ausgange endenden Fiebers der jungen Frau, und nur die Anzeige in den Zeitungen führte die nächsten Anverwandten herbei.

Bei seiner Ankunft in Riga hatte sich Kasakaitis ein kleines Zimmer im vierten Stock für einige Rubel monatlich gemietet. Es war für ihn damals sogar eine große Sorge, die täglichen Bedürfnisse herbeizuschaffen, da er von zuhause nichts erhielt. Jetzt freilich bewohnte er eine bequeme Parterre-Wohnung in einer der besten Straßen der Stadt. Der Wohnung entsprechend war auch die innere Einrichtung derselben. Obgleich nach dem Tode der Frau nur einige Monate vergangen waren, hatte es Kasakaitis dennoch für nötig befunden, alle Gegenstände, welche ihn an seine Gattin erinnerten, aus dem Sehbereiche zu schaffen. Nur Eins ließ sich nicht fortschaffen, und dieses war sein Kind. Er hatte sogleich eine „junge Witwe" ins Haus genommen, eine Dame, welche selbst zwei kleine Kinder besaß und die von ihrem Gatten, der mit einer Schauspielerin eine Liaison angeknüpft, plötzlich ver-

lassen worden war. In dem Charakter dieser „jungen Witwe" hatte sich Kasakaitis jedoch sehr geirrt. Anstatt ein gemütliches Zusammenleben mit ihm zu führen, wie es sich der Konsulent ausgemalt, war sie stolz, herrschsüchtig und — unnahbar. Anstatt über sie zu herrschen, wurde Kasakaitis vollständig von ihr beherrscht. Solches paßte nun durchaus nicht zu unserem Konsulenten, der auf die Dauer geradezu aus dem Häuschen gebracht wurde. Er kündigte also eines Tages plötzlich der jungen Witwe und befahl, Emmas Wäsche und Kleider zurechtzulegen, da er die Absicht habe, sie zu einer bekannten Familie in Pension zu geben. Als Grund gab er das Lärmen der Kinder an, welches ihn sehr bei der Arbeit störe. Aber in der That war dies ein bloßer Vorwand: sein Kind war ihm wirklich im Wege, wenn es auch gerade nicht das Geschrei war, was den Papa störte. Kasakaitis hatte plötzlich eine ganz neue Idee ausgebrütet.

„Es muß so gehen!" sprach er voll freudiger Zuversicht zu sich selbst, in Ueberrock und Hut im Zimmer auf- und abrennend, wie es seine Gewohnheit war, wenn sein scharfsinniger Kopf an der Lösung eines Problems arbeitete, — als plötzlich an der Klingel gezogen wurde und beim Oeffnen der Tür ein Herr zu ihm in's Zimmer trat.

„Entschuldigen Sie gütigst, wenn ich Sie außerden Sprechstunden besuche — pardon! Sie wollen ausgehen, wie ich sehe?" begann der Angekommene unter höflicher Verbeugung beim Eintritt.

„Lupus in fabula!" sprach der Konsulent leise

zu sich, dann aber sagte er laut und in gezwungen gleichgiltigem Tone: „Wie Sie sehen — ja! aber einige Minuten kann ich Ihnen noch schenken. Bitte, nehmen Sie Platz, Herr Heinberg.“ Er bemühte sich nun, eine strenge Denkermiene aufzusetzen, was er immer that, sobald er auf Jemand einen Eindruck ausüben wollte.

„Die Zeugen kann ich leider nicht herbeischaffen!“ sagte Heinberg zögernd, in einem der Lehnstühle Platz nehmend.

„Nicht? Dann fällt der ganze Prozeß in's Wasser!“ versetzte Kasakaitis achselzuckend und er schaukelte sich auf seinem Stuhle, mit dem Ausdruck der vollsten Behaglichkeit. „Ohne Zeugen ist ein Gegenbeweis absolut unmöglich. Im Innern des Reiches kann man in Civilsachen auch mit Zeugen nichts mehr ausrichten, wie der Senat 1872 verfügt hat; in den Ostsee-Provinzen jedoch ist dieses Gesetz noch nicht aufgehoben, nach welchem durch ein paar Zeugen, die einen Eid ablegen, alles ausgerichtet werden kann. Wenn es Ihnen also unmöglich ist, ein paar Leute, die für Sie aussagen, herbeizuschaffen, nun, dann müssen Sie einfach die Summe bezahlen.“

Es trat eine Pause ein, wobei Kasakaitis, der Heinberg gegenüber Platz genommen hatte, verstohlen einen Blick auf seinen Klienten richtete.

Heinberg rückte erst einige Mal verlegen auf dem Lehnstuhle umher, zupfte sich am Barte und entgegnete dann: „Sollten Sie vielleicht, Herr Konsulent—?“

„Ich?“ Kasakaitis sprang erregt von seinem Sitze

auf und begann hastig im Zimmer auf- und abzurennen. „Ich soll für Sie falsche Zeugen werben — ich?“

„Das heißt — ich meine nur so — weil — sehen Sie fünfzigtausend Rubel haben oder nicht haben — und — Ihre Mühe — selbstverständlich — ich würde Ihnen einen Vorschuß für eventuelle Ausgaben gleich zahlen.“

Der Advokat that, als habe er die letzte Aeußerung Heinbergs überhört und wäre zu sehr mit seinen Gedanken beschäftigt; das plötzlich süß-saure Lächeln aber wäre einem Andern als Heinberg nicht entgangen. „Hm! Hm! falsche Zeugen werben; wenn das herauskommt, ist meine Karriere als Rechtsanwalt in den neuen Gerichten untergraben, vollständig untergraben.“

Endlich nahm er wieder Heinberg gegenüber Platz, spielte eine Zeit lang mit seiner Uhrkette und blickte endlich sein Vis-à-vis durchdringend an, indem er sagte:

„Wissen Sie was, Herr Heinberg, wir wollen ein gegenseitiges Uebereinkommen miteinander abschließen. Ich will Ihren Prozeß zu gewinnen suchen, das heißt, ich werde denselben gewinnen, und Sie —“

„Und ich?“ fragte sein Gegenüber gespannt.

„Und Sie geben mir Ihre Stieftochter zur Frau!“ versetzte Kasakaitis mit seiner unverschämten Ruhe.

Heinberg blieb einige Zeit mit einem verwunderten Gesichtsausdruck, in Nachdenken versunken, sitzen. Dann strich er sich mit einer Liebkosung über den Bart und sagte mit einem spöttischen Schwingen im

Ton seiner Stimme, indem er den Konsulenten vom Scheitel bis zur Sohle musterte:

„Meine Stieftochter — Ihnen?"

„Erscheint Ihnen das so wunderlich?" entgegnete Kasakaitis mit erkünsteltem Ernst. „Ich bin seit geraumer Zeit Witwer und sehne mich von ganzer Seele, wieder eine geordnete Häuslichkeit zu haben."

„Das kann alles sein. Wenn es unumschränkt in meiner Macht läge, aber —"

„Das ist freilich wahr," — fiel ihm der Konsulent rasch in's Wort, — „Sie können Ihre Stieftochter nicht wie irgend einen Ihrer Handelsartikel verkaufen; aber als Stiefvater und unumschränkter Vormund können Sie darauf wirken, darauf antragen, darauf bestehen."

„Das kann ich allerdings!" versetzte Heinberg selbstbewußt und stolz.

„Also abgemacht?" sagte Kasakaitis, indem er mit Zudringlichkeit dem Gast die Hand entgegenstreckte.

„Erlauben Sie," entgegnete Heinberg, plötzlich einen ganz anderen Ton anschlagend und die dargebotene Hand unbeachtet lassend, — „es wird Ihnen nicht unbekannt sein, daß meiner Stieftochter laut Testament bei ihrer Hochzeit die Summe von dreihundertundfünfzigtausend Rubel bar auf dem Waisengerichte ausgezahlt wird?"

„O, gewiß weiß ich das!" erwiderte Kasakaitis trocken.

Es trat wieder eine Stille ein, wobei sich Beide

einen Moment fixierten. Heinberg brach endlich das Schweigen und erwiderte:

„Wenn ich Ihnen zu diesem Zwecke meine Beihilfe zusagen soll, so beanspruche ich außer dem Prozeß noch eine Summe als Gratifikation für mich von der Mitgift meiner Stieftochter."

Kasakaitis gab sich Mühe, ein geringschätziges Lächeln zu unterdrücken. „Diese Versicherung sollen Sie haben."

„Die Summe muß aber bestimmt werden."

„Wieviel also?"

„Hunderttausend Rubel müssen Sie mir am Abend vor der Hochzeit auszahlen."

„Das ist zu viel!" erwiderte Kasakaitis aufspringend. „Sagen wir fünfzigtausend Rubel."

„Nein, keinen Heller weniger."

„Fünfundzwanzigtausend müssen Sie ablassen, lieber Heinberg, ich lege noch fünfundzwanzigtausend zu!" sagte der Konsulent, seine rechte Hand zutraulich auf Heinbergs Schulter legend.

„Ich bleibe bei meinem Wort."

„Wenn es nun nicht anders geht — gut!" Und er nahm nun beide Hände Heinbergs, welche er kameradschaftlich schüttelte.

Heinberg war inzwischen aufgestanden: „Natürlich werden wir einen Modus treffen, um mir diese Summe sicherzustellen."

Selbstverständlich!" erwiderte der Konsulent ironisch. „Sie werden aber zugeben, daß ich mir dabei

auch gewisse Bedingungen vorbehalten muß?" — sagte Kasakaitis lächelnd. „Aber — wie wäre es, wenn Sie mir den Vorschuß, von dem Sie vorhin sprachen, gleich auszahlten? Was?"

Heinberg nickte und griff in die Tasche seines Rockes. Er zog daraus mehrere Scheine und legte sie auf den Tisch.

Kasakaitis griff gierig darnach, zählte sie durch und sagte kopfschüttelnd, indem er das Geld in seine Tasche verschwinden ließ. „Zweihundert Rubel — damit werde ich nicht weit kommen. Ich muß Zeugen kaufen, das kostet Geld, viel Geld. Wenn Sie vorläufig noch eine solche Summe hätten —"

Auf dem Antlitze Heinbergs spiegelten sich die widerstreitenden Empfindungen seines Innern ab. Er hätte gern diese Forderung zurückgewiesen, denn Geld geben stand bei ihm in demselben nur umgekehrten Verhältnisse, als bei Kasakaitis — Geld nehmen. War aber Kasakaitis nicht der einzige von allen Rigaer Advokaten, der einen solchen ungerechten Prozeß annahm und ihm nun sogar versprochen hatte, denselben zu gewinnen? Und hatte ihm Kasakaitis nicht noch einen andern Plan eröffnet, wodurch er eine so bedeutende Summe einheimsen konnte? Er wagte daher nicht zu widersprechen und legte, wenngleich mit schwerem Herzen, eine zweite, der ersten gleiche Summe auf den Tisch, indem er noch sagte: „Hier haben Sie noch zweihundert Rubel, und ich darf doch hoffen, daß es Ihnen gelingen wird, meinen Prozeß durchzubringen?"

„Alles überhaupt nur Mögliche werde ich thun,"

erwiderte der Konsulent, die zweite Summe an sich nehmend; „übrigens muß Ihnen meine Person Bürge genug sein, denn ich habe schon ganz andere Prozesse gewonnen, als der Ihrige ist."

„Freilich, freilich," — entgegnete Heinberg verbindlich, — „man hört so Vieles von Ihnen, so Unglaubliches. Und somit hätten wir nichts mehr zu besprechen?"

„Nichts, denn die ganze Sachlage ist mir vollkommen klar . . . Ach so! Sie werden doch keine Einwendungen machen, wenn ich mich von nun an oft bei Ihnen einfinde? Zu unserer zweiten, hochwichtigen Verabredung ist dies, wie Sie ja selbst beurteilen werden, unbedingt notwendig; denn obgleich ich Fräulein Lucie von dem einen, vor kurzem bei Ihnen gemachten Besuch her kenne, so ist es dennoch von großer Wichtigkeit, daß ich mit der jungen Dame nun öfter zusammenkomme. Sie kennen ja das Sprichwort: Gelegenheit macht Diebe, und Umgang macht Liebe."

„Gewiß, gewiß!" erwiderte Heinberg lächelnd und preßte sich die Handschuhe auf die Finger, — „ich habe durchaus nichts dagegen; im Gegenteil, ich werde mich außerordentlich freuen, Sie bei mir zu sehen."

Die beiden Herren schüttelten einander kräftig die Hand und trennten sich.

## Viertes Kapitel.

Die Sommervilla des verstorbenen Kaufmannes Wassow befand sich nur einige Meilen von der Stadt entfernt, inmitten einer malerischen Umgebung. Sie hatte den seltenen Vorzug, rings von einem prächtigen Garten umgeben zu sein, der sich an der Westseite des Hauses zu einem wunderbar schönen Park erweiterte. Keine der umgebenden Sommervillen stellte sich in einer Schönheit von so origineller Art dar; überall hatte die neue, materielle Zeit den kostbaren Baugrund mehr und mehr beschnitten und ihn zu einem melancholischen Gemälde gemacht.

Die Villa selbst, in zwei Stockwerken erbaut, erhob sich inmitten ihrer einfachen, ländlich-schlichten Umgebung wie ein fremdartiges, exotisches Gewächs. Nicht nur, daß die außergewöhnliche, originelle Bauart mit ihren schnörkelhaften Verzierungen von großem Kostenaufwande sprach, sondern es strafte auch die umgebenden Blumenanlagen mit den seltensten Tropengewächsen die alte Lehre des grämlichen Salomo, daß alles eitel sei auf dieser Erde, total Lügen; im Sommer, wenn die weißen Marmorvasen aus dunklem Grün leuchteten, der Springbrunnen leise plätscherte und die in großen

Kübeln das Haus umgebenden Orangenbäume ihren Duft weithin ausströmten, war es hier so schön, ach so schön!

Der erste Blick, den wir aber in das Innere des Hauses thun, läßt sofort erraten, daß hier ein ganz anderer Geist geherrscht haben muß, als der gegenwärtig zu Recht bestehende. Die reichhaltige Bibliothek, welche bei eingehender Betrachtung deutliche Spuren von Vernachlässigung aufweist, die stilvoll eingerichteten Zimmer mit den eleganten Möbeln, den herrlichen Gemälden, von Kennerblick ausgewählt, und den antiken Kunstschätzen — sie bilden einen merklichen Gegensatz zu den beiden Personen, welche sich in dem sogenannten Kaminzimmer befinden und durch ein gewisses zur Schau getragenes Air Jedem in Erinnerung bringen, daß die schwere Last der Repräsentation des Hauses auf ihren willigen Schultern ruhe. Es sind dies Herr Heinberg, den wir flüchtig bei dem Konsulenten Kasakaitis angetroffen haben, und seine Schwägerin Fräulein Seller.

Heinberg ist der glückliche Besitzer eines gesunden, jeglichen feinen Ausdrucks entbehrenden Gesichtes. Seine hervorstehenden, glotzenden Augen unter den flachsblonden Wimpern scheinen mehr für den halbschlafartigen als für den wachenden Zustand geschaffen zu sein; das lange Kinn, welches von einem blonden Vollbart liebevoll umschlossen wird, harmoniert übrigens trefflich mit dem Mund, der Nase und der Stirn. Ueberhaupt könnte der Totaleindruck dieser Physiognomie für den Physiognomiker eine Rechtfertigung des

bekannten Satzes sein, daß das Wort nur Gedanken eines Menschen, das Gesicht aber den Gedanken der Natur ausspricht. Wer diesen Mann auch nur im Vorübergehen sah, ohne ein Wort mit ihm gewechselt zu haben, mußte sich gestehen, daß er eine Persönlichkeit vor sich habe, bei der nicht viel Humanität gesucht werden dürfe. Daß es dieser Mann aber verstanden, sich aus der miserabelsten Stellung des Lebens zu einer einflußreichen, wichtigen Persönlichkeit aufzuschwingen, giebt uns einen Beweis, daß der Mensch für das Glück nie dumm, nie häßlich und nie schlecht genug sein kann. Seine Lebensgeschichte ist folgende:

Heinberg war der „vaterlose" Sohn einer Wäscherin. Als diese starb und nichts hinterließ, womit der zwölfjährige Junge sein Leben fristen konnte, nahm sich der Vater des Kaufmannes Wassow des verwaisten Knaben an, gab ihn in eine Kirchenschule und zuletzt zu einem Schneider, das Handwerk zu erlernen. Heinberg schien von der Wahrheit, daß Handwerk einen goldenen Boden habe, nicht tief genug durchdrungen zu sein — er lief seinem Meister davon und wurde Diener. Auf vielbewegter Lebensflut wurde er bald in die eine, bald in die andere Stadt geschleudert, bis er zuletzt wieder einmal nach Riga kam, wo der Vater Luciens sein Komptoir hatte. Hier vagierte er eine zeitlang stellenlos, im löblichen Eifer das Rigasche Straßenpflaster abnutzend und sich täglich für einige Stunden bei der gar nicht stolzen Mutter Grün zu einem Schläfchen einstellend. In seinen Träumen kam er zu der genialen Erkenntnis, daß die Funktionen

eines Lakaien zwar seinem Wesen ganz gut entsprächen, aber durchaus nicht die genügende materielle Basis zur Vornehmheit schufen; er ging mit dem Gedanken um, aus sich etwas Großes zu machen!

Der Zufall wollte, daß Wassow eines Tages ein ihm sehr teures Medaillonporträt verlor, und Heinberg auf seinen täglichen Exkursionen der ehrliche Finder desselben wurde. Letzterer hatte nämlich von einer angemessenen Belohnung an den Finder in der Zeitung gelesen und entschied sich für's „ehrliche Abgeben." Bei Ablieferung des Fundes bat er sich aber statt jeder anderen Belohnung einen Platz im Komptoir aus, worüber Wassow natürlich nicht wenig erstaunt war und auf den Bittsteller achselzuckend herablächelte. Da er aber in ihm einen Pflegebefohlenen seines verstorbenen Vaters wiedererkannte und diesem in seiner Freude über das Gefundene ausgiebig helfen wollte, gab er den Bitten nach und wies ihm eine kleine Stellung in seinem großen Geschäfte an.

Heinberg erwies sich für diese große Gunst sehr dankbar; er versah seinen kleinen Posten mit nie fehlender Pünktlichkeit und gab sich außerdem die größte Mühe, das Gefallen seines Prinzipals durch höchste Unterwürfigkeit und ähnliche, nicht gerade sehr rühmliche Künste zu erschleichen, was ihm auch einigermaßen gelang. Herr Wassow begann sich für ihn zu interessiren und ließ sogar seinen sehr verkümmerten Wissenstempel mit neuen Bausteinen in der Gewerbeschule — Abends von 8—9 Uhr — auffrischen. Aus Heinberg wurde ein anderer Mensch — er wurde im unsoliden

Riga ein Musterknabe effektvoller Solidität. Er trank nicht Bier, geschweige denn Wein, rauchte nicht, aß und schlief aber dafür nach Kräften. Theater, Konzerte, Bälle und dergleichen Vergnügen waren ihm zwar dem Namen nach bekannt, weil sie in einer Art Beziehung zu seiner früheren Beschäftigung standen, wurden jetzt aber mit scheuem Grauen gemieden. Seine einzige Zerstreuung bestand darin, Schuhe, Tragbänder oder irgend eine andere Stickerei auf Kanevas oder Leder auszunähen. Diese löbliche Beschäftigung machte ihn gewissermaßen zum Liebling der Frauen, welche ihn zwar innerlich belächelten, sonst aber als einen soliden und ordentlichen Menschen hochpriesen. Die Männer wollten natürlich nichts mit ihm zu thun haben und nannten ihn nie anders als den „Strickstrumpf." Selbst Wassow äußerte nicht selten sarkastisch lächelnd: „Wenn die Natur auch immer ihr bleibendes Prinzip aufrecht erhalte, so habe sie doch bei Heinberg einen entschiedenen Fehlgriff gemacht: anstatt nämlich ein linkisches Weib zu formen, habe sie, weiß Gott wie, einen Mann gebildet." Heinberg hatte für dergleichen Urteile und Schlüsse keine andere Antwort als Schweigen. Ihn bekümmerten Meinungen und Ansichten überhaupt nicht, weder in der Weltgeschichte noch im täglichen Leben; er beschränkte sich lediglich auf den historischen Gleichmut seines eigenen Ich, welches die Natur nach seinem Dafürhalten verschwenderisch genug ausgestattet hatte.

Mit den Jahren erwarb sich Heinberg immer mehr und mehr kaufmännische und die seinem Geschäfte not-

wendigen außerordentlichen Kenntnisse. Mit diesen wuchs auch sein Ansehen im Komptoir, und zu gleicher Zeit rückte er von einer Stelle zur andern hinauf.

Nach einiger Zeit erkrankte plötzlich der Kaufmann Wassow hoffnungslos. Während seiner Krankheit berichtete Heinberg tagtäglich der Frau seines Prinzipals die Vorgänge im Geschäft und erwarb sich in dieser Zeit im hohen Grade die Gunst der Hausherrin. Nach dem Tode des Gatten schenkte sie ihm in ihrer Ratlosigkeit und Trauer fortan ihr ganzes Vertrauen und setzte Heinberg von Stunde an als Geschäftsführer ein.

Zwei Jahre später wurde die Wittwe Wassow die Gattin Heinbergs.

Als ob der Himmel über diese Verbindung seinen Zorn ausdrücken wollte, ward die Frau noch in demselben Jahre ihrer neuen Ehe eine Beute des Todes.

Heinberg war nun nicht nur vollständiger, wenn auch dem Gesetze nach beschränkter Inhaber eines großen Geschäftes, sondern zugleich Erzieher und Vormund seiner achtzehnjährigen Stieftochter und dreier Stiefsöhne.

So hatte sich aus dem ungebildeten, niedrigen Parvenü ein wohlhabender, einflußreicher Handelsherr entpuppt.

Eine Entschädigung für die Nichtachtung, mit welcher ihn früher die Menschen behandelt hatten, suchte jetzt Heinberg in dem Preisgeben aller und jeder Menschenwürde, in der Vernachlässigung jedes ehrbaren Wesens und guten Tones. Gegen seine Untergebenen spielte er den Despoten, der nur den Einflüssen seines

brutalen Stolzes und seiner blasirten Eigenliebe gehorchte. Gegen Leute aber, die er nicht entbehren konnte, oder mit denen er in Geschäftsverbindung stand, bewies er sich von kriechender Freundlichkeit; wie überhaupt jede gemeine Natur, war er gegen Höhere schüchtern und bis zum Uebermaß devot; das keineswegs aber aus Demut, sondern im Gegenteil aus der dummen Vorstellung, der Glanz des vornehmen Adels strahle auf ihn zurück und verleihe ihm erhöhte Wichtigkeit.

Die zweite Person, welche sich im Zimmer befand, war, wie schon erwähnt, die Schwester der verstorbenen Frau Heinberg, verwitweten Wassow.

Um sich ein getreues Bild von dem Aussehen dieser kleinen, zierlichen Dame zu machen, stelle man sich eine fünfunddreißigjährige Person vor mit kleinem Kopfe, schwarzen Augen, die eines gewissen Ausdrucks nicht entbehren, und einem Gesichte, auf dem zwar Leidenschaften und Krankheiten ihre Spuren hinterlassen hatten, das aber trotzdem hochinteressant genannt werden durfte. Außerdem war ein gewisses je ne sais quoi im Umgange, ein gewisser guter Ton mit dem glücklichen Talent, sich gut zu kleiden und zu tragen und sich mit Leichtigkeit über jeden bekannten und unbekannten Gegenstand ausdrücken zu können, dieser Dame nicht abzusprechen. Sie konnte, wollte man von ihren körperlichen Mängeln absehen, als sogenannte Weltdame passieren, die in einem Salon mittleren Schlages den Ton anzugeben imstande war.

Fräulein Amalie Seller, die von väterlicher Seite

einen vollen Geldbeutel ererbt hatte, verstand es zwar ausgezeichnet, den Köder nach einem Manne auszuwerfen, hatte sich aber trotzdem aus dem Glückstopfe der Ehe noch Keinen herausgeholt. Der eine und einzige Freier, der auch ihr 'mal vor Jahren begegnet, war zwar mit ernstlichen Ehegedanken umgegangen, was er noch durch eine Anleihe von mehreren tausend Rubeln zu erhärten suchte, litt aber an einem eigentümlichen Gedächtnisfehler — er vergaß nämlich total den anberaumten Hochzeitstag und verschwand, Amalie wußte nicht wohin. Seit dieser Zeit lebte das Fräulein still und zurückgezogen, nur der Kunst und leichter Lektüre sich widmend, in ihrem Herzen aber den getöteten Glauben an Männertreu einsargend.

Nach dem Tode ihrer Schwester war sie sofort ins Haus gekommen, um, wie sie sich ausdrückte, als einstweilige Hausrepräsentantin ihrem Schwager helfend zur Seite zu stehen. Mit den Verhältnissen ändern sich fast immer die Gesinnungen. Auch Fräulein Seller bedauerte die früher so abfälligen Urteile über den Emporkömmling und erwies ihm jetzt mehr Sympathie, als er überhaupt verlangen durfte. Sie schmeichelte ihm bei jeder Gelegenheit, liebäugelte und schmollte, so weit es nur schicklich war, hinterbrachte ihm jedes tadelnde Urteil über seine werte Persönlichkeit, — eine Errungenschaft aus den liebenswürdigen Klatschbekanntschaften. Auch bestrebte sich Fräulein Amalie durch pünktliches Befolgen aller seiner Anordnungen, durch bedingungsloses Eingehen auf seine Ansichten, sein Vertrauen und seine Zufriedenheit zu gewinnen,

um sich dadurch eine bleibende Stellung im Hause zu sichern und — was kann der Mensch für seine Gefühle! — in der Hoffnung leben zu dürfen, daß vielleicht Amor seine schlaffe Sehne spannen und einen Pfeil auf ihren Schwager richten, und daß Hymen ihnen Beiden seine Pforte öffnen könne.

Diese beiden Personen also saßen sich in dem erwähnten Zimmer schweigend gegenüber. Um sie her war es ebenfalls still in dem eleganten, friedlichen Raume, der etwas Abgeschlossenes an sich hatte. Die Frühlingssonne, die draußen so warm lachte, hatte es nicht vermocht, mit ihren Strahlen auch diesen Raum zu erwärmen. Es herrschte darin eine gewisse Kühle.

Während Fräulein Seller an einer Stickerei vor dem Fenster arbeitete und ihre ganze Aufmerksamkeit dem Kunstwerke zuwandte, saß Heinberg etwas seitwärts, stierte vor sich hin in die Luft und schloß und öffnete nach seiner Gewohnheit die Augen. Wenn ihn Jemand in dieser Stellung beobachtet, hätte er unwillkürlich den Vergleich mit einem Postgaule anstellen müssen, der nach mehrstündiger Fahrt an der Station angelangt, die Beine kreuzt, die Ohren senkt und vor Müdigkeit die Augen schließt.

„Wie gefällt Ihnen dieses Muster?“ fragte nach längerem Schweigen Amalie mit einem pikanten, koketten Seitenblick auf Heinberg. „Ich denke, die Rose wird sich doch sehr gut machen, wenn sie fertig sein wird?“

„Sehr gut, sehr gut!“ erwiderte Heinberg, kaum sie anblickend, wie im Traume, und mit der Hand

eine Fliege fortscheuchend, die eben durch das Fenster des Nebenzimmers hereingeflogen war und jetzt, seinen Kopf umbrummend, Anstalt machte, sich seine Nase zum bequemen Ruheort auszuersehen. „Wenn ich heute nach Hause komme, will ich Ihnen beim Nähen behilflich sein, es macht mir sehr viel Spaß."

„Es ist auch eine sehr hübsche Beschäftigung," gab Amalie freundlich zurück. „Ich kann es wirklich nicht begreifen, warum die wenigsten Männer an einer solchen Arbeit Gefallen finden. Es gewährt doch ein herrliches Vergnügen, eine Rose, ein Veilchen oder sonst eine Blume unter der Hand entstehen zu sehen. Kanevasarbeiten könnte man in beschränktem Sinne mit der Skulptur vergleichen: Dort giebt es ein ebensolches Bilden und Formen, Ordnen und Anpassen."

„Gewiß — gewiß — mehr noch als Skulptur!" betonte Heinberg, dem die Bedeutung des Wortes Skulptur in Wahrheit sehr problematisch war. „Ich kann den ganzen Tag bei einer solchen Arbeit zubringen, während mir Theater, Romane und überhaupt dergleichen Kram nicht den geringsten Spaß macht."

„Sonderbar, mir geht es jetzt ebenso, wirklich. Wie unser Geschmack doch harmoniert!" entgegnete Amalie, von ihrer Arbeit aufsehend und einige Augenblicke das Auge gedankenvoll auf Heinberg heftend. „Im Großen und Ganzen wird auch in der Litteratur nichts Anregendes und Neues geschaffen, woran man sich dauernd erwärmen könnte. Die litterarische Produktion scheint an dem Zeitgeist zu kranken: man kann über der Fülle ihrer Details und der Ausgedehnt-

heit ihrer Dimensionen die eigentliche Schaffenskraft gar nicht herausfinden. Wie lange hat die Gegenwart auf ein neues, wahrhaft klassisches Theaterstück gewartet; in der Romanlitteratur wird nur das Alte mit realistischer Brühe neu aufgewärmt, und die Musik leistet nur in Operetten etwas Neues. Ich habe noch vor kurzem ein Werk gelesen, welches mir Randen als neuestes und bestes anpries, und ich ärgerte mich nachher sehr, dasselbe gelesen zu haben."

Durch den Namen Randen schien Heinberg aus einem tiefen Schlaf aufgerüttelt zu werden; er hob seine Stirn, stemmte die Hände in die Seiten und sagte geringschätzig:

„Das ist mir ein höchst eigensinniger und anmaßender Patron, dieser Randen! Denken Sie sich, ich komme heute morgen in den Garten — er steht gerade an der Fontaine, betrachtet sich die Fische und grüßt mich nicht! Na, eine solche Frechheit ist mir mein Lebtag noch nicht vorgekommen!" Dabei fuchtelte er mit der Hand in der Luft herum, als wollte er noch immer die Fliege verscheuchen, welche sich vorhin so unverschämt seiner Nase genähert hatte.

„Sie haben ihn doch nicht gegrüßt?" fragte Amalie erregt.

„Ich — ihn grüßen? Das sollte mir noch einfallen, meine Untergebenen zu grüßen! Ich grüße nie diese Menschen und erwidere auch nie ihren Gruß. Wenn sich dieser Mensch noch einmal erdreistet, mich nicht nach Gebühr devot zu grüßen, wo ich ihn auch antreffen sollte, so kündige ich ihm auf der Stelle.

Notwendig ist er bald überhaupt nicht mehr, weil die Knaben ins Gymnasium kommen und sich dann allein forthelfen müssen, wie auch der Konsulent Kasakaitis meint." Dabei erhob er sich und begann im Zimmer auf und nieder zu gehn.

Diese Aeußerung Heinbergs, Randen aus dem Hause zu schaffen, kam Amalien sehr erwünscht; sie hätte darüber förmlich aufjauchzen mögen. Wie oft hatte sie sich durch den großen Einfluß, welchen Randen auf die Kinder ausübte, durch die große Liebe und Achtung, mit welcher sie an ihm hingen, zurückgesetzt und in dem ihr gebührenden Respekt geschmälert geglaubt. Wie oft wurden ihre schönsten Anordnungen unbeachtet gelassen und auf ihre Reden gar kein Gewicht gelegt, während die kleinste Bestimmung Randens pünktlich befolgt und sein Wort wie ein Gesetz unter den Kindern geachtet wurde. Das hatte Fräulein Amalie oft zum Verdruß und Aerger gereicht. Sie wollte im Hause nicht nur geduldet sein, sie wollte auch herrschen. Wenngleich sie es wußte, welch' bildenden und veredelnden Einfluß der Hauslehrer auf die Kinder übte, so stand ihr dennoch ihre Eigenliebe höher, als das Wohl der Waisen. Auch war es ihr oft unerträglich, wenn sie am Tische, neben Heinberg sitzend, Randens ernste Augen auf sich gerichtet sah. Es war ihr dann oft gewesen, als ob ein stummer Vorwurf in ihnen ruhe, und der tiefe Blick, der bis in ihre innerste Seele drang, machte sie befangen und konfus.

„Ja, ja," antwortete sie, mit wohlgefälligem

Lächeln beistimmend. „Sie haben vollkommen Recht, Randen ist gegenwärtig völlig unnütz im Hause, ich finde es auch. Arthur und Theodor sind groß genug, um dem Vortrag des Lehrers allein folgen zu können; sie sind ein reiner Verderb, diese Nachhilfestunden, sie töten jede eigene Denkfähigkeit und lassen die Kinder nur halb oder garnicht auf den Vortrag des Lehrers achten. Heinrich kann sich zu seinem Abiturienten-Examen ebenfalls allein vorbereiten."

„Er muß!" entgegnete Heinberg, das letzte Wort mit all' seiner Lungenkraft betonend. „Ich lasse es höchstens noch diese Sommermonate so gehn, dann aber fort mit Musjö Randen!" Er begleitete die letzten Worte wieder mit seinem besondersten Nachdruck, wobei er sich würdevoll auf einen Stuhl niederließ und das Haupt stolz in den Nacken zurückwarf. „Uebrigens ist das nicht allein der Grund — erinnern Sie sich noch seines Betragens bei der ersten Begegnung mit Kasakaitis? Der Konsulent reichte ihm die Hand, und Randen kehrte jenem nichtachtend den Rücken zu!"

Amalie wandte sich ganz aufgeregt zu Heinberg: „Ja, ja — ich habe es ganz genau bemerkt. Und hätten Sie nur gesehen, mit welcher Verachtung Randen den Kosulenten später betrachtete! Zwischen den Beiden muß bestimmt irgend eine Feindschaft zu Grunde liegen."

Heinberg lachte gezwungen auf: „Feindschaft — wie man es nimmt. Kasakaitis hat mir den Grund erzählt: er hat vor mehreren Jahren einen bedeutenden Prozeß gegen den Vater Randens gewonnen. Die Folge

davon war, daß das Gut des alten Randen unter Hammerschlag verkauft und er selbst für Fälschung verurteilt wurde. Der Mann war kränklich und starb gleich darauf. Die Familie ist bettelarm nachgeblieben."

„Wie ist das nur möglich gewesen?" fragte Amalie neugierig.

„Ganz einfach. Kasakaitis hatte von einem Kapitalisten den Auftrag erhalten, Geld auf sichere Immobilien oder auf Güter gegen sehr mäßige Prozente zu vergeben; er hatte darüber Inserate in den Zeitungen erlassen. Unter Anderen hatte sich auch der Vater Randens, gemeldet und er wollte auf sein damaliges Gut Koike in Livland zwanzigtausend Rubel für eine recht kurze Zeit aufnehmen. Kasakaitis erkundigte sich über die Verhältnisse Randens, und da er fand, daß das Gut fast das Zehnfache an Wert repräsentierte und sonst keine Schulden darauf lasteten, so wurde das Geschäft abgeschlossen. Nach einigen Wochen aber reichte Randen eine Klage gegen den Konsulenten Kasakaitis ein und gab vor, die zwanzigtausend Rubel, die er plötzlich nicht mehr nötig gehabt, an Kasakaitis zurückgezahlt zu haben, wogegen ihm dieser über den Empfang der Summe eine Quittung ausgereicht und versprochen haben sollte, die betreffende Obligation auf das Gut in den nächsten Tagen zuzuschicken, da sein Geldmann augenblicklich verreist wäre und das betreffende Schriftstück mitgenommen hätte. Die vorgewiesene Quittung wurde aber vom Gerichte als gefälscht anerkannt und Randen somit verurteilt."

„Nein, so etwas Schreckliches!" ächzte Amalie,

und sie konnte sich immer noch nicht entschließen, in ihrer Arbeit fortzufahren.

„Was ist da sich so zu verwundern!“ bemerkte Heinberg. Wir haben nur einen Grund mehr, den Sohn eines solchen sauberen Vaters sobald als möglich aus unserem Hause zu schaffen. Desgleichen werde ich den Strom entlassen; der Mensch ist bereits drei Wochen in der Augenklinik, und kranke Menschen kann ich nicht brauchen.“

Amalie hatte sich wieder an die Arbeit gemacht und schien durch die Energie, welche sie jetzt entwickelte, das Verlorene wieder einholen zu wollen. „Wie mein Schwager diesen langweiligen Strom zwanzig Jahre bei sich hat dulden können, ist mir wirklich unbegreiflich! Zwanzig Tage, und er wäre mir zur Last! Seine Familie ist nicht viel besser als er. Neulich macht mir seine Tochter eine kleine Stickerei und verlangt dafür einen Rubel Arbeitslohn, indem sie mir einreden will, acht Tage unausgesetzt gearbeitet zu haben. Ich fand das Dingelchen mit der Hälfte des geforderten Preises genügend bezahlt, die schnippische Person aber fühlt sich beleidigt und läuft weinend davon. Können Sie sich eine solche Aufgeblasenheit denken, wo ich ganz gut weiß, daß sie kaum das trockene Brot im Hause haben.“

Heinberg sprang ärgerlich von seinem Sitz empor, als ob ihn ein giftiges Insekt gestochen hätte.

„Warum haben Sie das gethan, Geld anzubieten! Die Leute müssen es sich zur besonderen Ehre anrechnen, wenn sie sich durch einen Dienst dem Hause ihres Prinzipals nützlich erweisen können. Ich lasse den

Sohn des Probst tagtäglich nach der Schule einige Stunden in der Stadt umherlaufen, und wehe, wenn mir der Bengel ein schiefes Gesicht dazu machen sollte! ich würde ihn samt seinem Vater zum Deiwel schicken. Gut, daß ich es weiß — ich werde nicht ermangeln, dem Strom bei der Kündigung zu einer solchen Tochter Glück zu wünschen."

Noch manches ähnliche Gespräch wurde geführt, wobei Amalie stets der Meinung Heinbergs und Heinberg derjenigen Amaliens beistimmte. Er war der klingende Ton, sie der Schall.

Während sie sich noch mit ihrer Unterhaltung vergnügten, öffnete sich die Thür der Veranda und Lucie und Nanny kamen lächelnd hereingesprungen. Kaum wurde Lucie der beiden Personen im Zimmer gewahr, als auch schon der Frohsinn wie mit einem Schlage aus ihrem Gesicht wich. Der harmlos freudige Ausdruck ihrer Züge war dahin, das sonnige Lächeln, welches so berückend diese rosigen Lippen umspielte, war verschwunden; statt dessen lagerte sich ein melancholischer Ernst auf der reinen Stirn und knickte unbarmherzig die zarten, lebensfrischen Blüten unschuldiger Fröhlichkeit unter seiner wuchtigen Schwere.

Als Lucie näher trat und nach der von Heinberg streng eingeführten Sitte den „Guten Morgen" mit einem flüchtigen Kuß auf die Wange begleitete, wollte er die zarte Gestalt umarmen. Lucie machte sich aber rasch, fast heftig aus seiner Umarmung los und eilte zu Nanny zurück, welche die Begrüßung vom anderen

Zimmer aus durch ein kurzes Kopfnicken abgemacht hatte.

„Warum küßt Du Deinen Stiefvater?“ fragte die stolze Petersburgerin ein wenig vorwurfsvoll. „Steht das in keinem Widerspruch mit Deiner Achtung für ihn? Oder hältst Du einen Kuß für zu gering, um ihm eine Bedeutung zuzumessen? Ich wenigstens halte den Kuß für viel zu heilig, als daß ich ihn durch eine solche Handlung entweihen sollte. Der Kuß ist nur für die Liebe geschaffen, welche durch ihn die wechselseitige Harmonie der Seelen zusammenklingen läßt, und ist nicht eine Morgengrußzugabe für einen widerlichen Stiefvater. Merke Dir das!“

Lucie war unter dieser Strafpredigt schamvoll errötet. Wie oft hatte sich ihr feines Gefühl dagegen gesträubt, Heinberg — wenn auch nur auf die Wange — zu küssen, und wenn sie sich das Entwürdigende ihrer Handlungsweise bisher nie klar zum Bewußtsein gebracht, so that sie es gewiß heute, wo sie unter den strafenden, mißbilligenden Blicken Nannys litt.

„Du hast Recht,“ flüsterte sie endlich leise; „was kann ich aber thun, er verlangt es — und sein Wille ist in diesem Hause unumstößliches Gesetz. Du weißt garnicht, was er noch alles verlangt, das wir befolgen müssen! So erlaubt er mir nie, allein spazieren zu gehn und eine meiner früheren Schulfreundinnen zu besuchen; auch darf niemand herkommen. „Es paßt sich nicht!“ ist seine stete Redensart. Vom Hause bis zum Kirchhof und von dort wieder nach Hause, das ist meine einzige Zerstreuung in der Stadt

gewesen. Ach, Nanny! wenn Du nicht hier wärest, ich müßte in meinen vier Wänden schier verkümmern!"

„Und das sagst Du so ruhig — Du?" entgegnete Nanny mit scharfer Stimme. „Wenn es keine Freiheit giebt, so giebt es auch kein Leben! Wer dürfte Dir befehlen können, wenn Du nicht willst? Wer dürfte sich unterstehn, Dich zu Hause zu behalten, wenn Du Deiner Freundin einen Besuch machen möchtest? Geh, geh, es zeigt von keinem Charakter, wenn man sich geduldig in das Joch erbärmlicher Knechtschaft spannen läßt."

„Hier kann der eigene Wille eben wenig ausrichten, wenn man nicht zugleich brutal werden will!" entgegnete Lucie gedrückt. „Bleibe nur länger im Hause, und Du wirst dann besser beurteilen können, wie viel ich durch den Tod meiner Mutter von meinem freien Leben eingebüßt habe."

Damit hatte sie eine Saite berührt, welche in ihrem Innern schmerzlich nachtönte. Ein flüchtiger Schatten huschte über das schöne Gesicht, und ihr Auge blitzte einen Augenblick in feuchtem Glanze.

Heinberg, welcher sich inzwischen wieder auf den Lehnstuhl niedergelassen, hatte das unterbrochene Gespräch mit Fräulein Seller aufgenommen, die ihm, wie immer, seine hingeworfenen Bemerkungen freundlich beantwortete. Während des Gespräches schweiften aber seine Blicke verstohlen nach dem anstoßenden Zimmer hin, wo die beiden jungen Mädchen mit gedämpfter Stimme plauderten. Daß wider ihn etwas verabredet wurde, schien er instinktiv zu fühlen, denn ein eigen-

tümlicher Zug von Neugierde, Zorn und Lüsternheit spielte um seine Mundwinkel, welche sich manchmal zu einem hämischen Grinsen verzogen. Wie gern hätte er Lucie auch den Umgang mit Nanny verboten, wenn dies nur irgend thunlich gewesen wäre, ohne den Vater des jungen Mädchens zu beleidigen, welcher seine Nanny für die Sommermonate nach Riga gebracht und ihr erlaubt hatte, bis zum Herbst hier zu bleiben, wo er sie abholen wollte. Soviel wußte er, daß die in Petersburg erzogene, formgewandte, hochgebildete Gesellschaftsdame eine ganz andere Ansicht vom Leben und von den hier bestehenden häuslichen Verhältnissen haben mußte, als die unerfahrene, unschuldige Lucie. Und daß Nanny ihre Anschauungen auf Lucie übertragen, daß diese Keime in dem Herzen Luciens Wurzel fassen könnten, das fürchtete er am meisten. Er überdachte alle Möglichkeiten, dagegen zu wirken, es wollte sich aber keine trotz allen Nachsinnens finden lassen. Um einstweilen die Beiden an der Fortsetzung ihres Gesprächs zu hindern, mischte er sich ohne viele Gewissensskrupel mit einer ihm passend erscheinenden Lüge in die Unterhaltung.

„Nanny," begann er überlegen lächelnd, — „ich habe gestern von Deinem Vater einen Brief erhalten, worin er mich sehr bittet, ja darauf zu achten, daß Du die Landluft genießest und Dich gründlich erholest."

„Es wundert mich sehr, daß Papa Sie mit solchen Aufträgen belästigt!" erwiderte Nanny spitz. „Ich werde mich beeilen, ihm zu schreiben, daß er Ihre Fürsorglichkeit durchaus unnütz in Anspruch ge-

nommen hat, indem ich durchaus nicht angegriffen bin, um einer Erholung zu bedürfen."

Heinberg hatte sich auf eine solche Antwort gefaßt gemacht; er lächelte daher nur selbstbewußt in sich hinein. „Wieso, wieso nicht bedürfen? Hast Du denn in Petersburg als gefeierte Salonheldin nicht genug getanzt, gesungen und gesprungen? Greift das vielleicht nicht an? Das geräuschvolle Residenzleben ist doch ein anderes und untergräbt weit mehr die Gesundheit, als unser ruhiges, solides Rigasches Leben — das wirst Du doch zugeben?" Er gab sich alle Mühe, den Eindruck seiner Rede von dem Gesichte Nannys abzulesen, denn er glaubte, mit ihr die Achillesferse der jungen Dame getroffen zu haben, und freute sich nicht wenig darüber.

Er hatte sich aber verrechnet, denn Nanny blieb ruhig und antwortete gelassen: „Ein anderes jedenfalls, nur würde es schwer halten, Ihnen die Unterschiede klar zu machen, weil Sie überhaupt vom Leben sonderbare Begriffe haben, Onkel."

„Du sprichst, wie alle Petersburger sprechen würden. Was aber meine Begriffe vom Leben anbetrifft, so hab' ich genau solche, wie man vom Leben haben muß. Ich halte nichts von allen Vergnügungen, allen Phantasien, allen diesen idealen Ideen, diesen Tendenzen, diesen — nu, wie sie sonst noch alle heißen mögen; ich fliehe alle Gesellschaften, weil man da nur Verstellung und Klatschereien antrifft. Und was den sogenannten guten Ton anbetrifft, bin ich

— Gott sei Dank — über diesen Strund schon längst, hinweg!"

„Von diesen Ihren Grundsätzen Sie abzubringen würde sich gewiß auch Niemand die geringste Mühe geben, wenn Sie nur nicht nach Ihren materialistischen Prinzipien das Leben Anderer modelten und verlangten, daß man Ihren Anschauungen nachlebte, welche auf einem so gewöhnlichen Standpunkt erwachsen sind."

Diese Antwort schien Heinberg denn doch etwas zu scharf, wenn er sie auch nicht recht so ganz verstanden; er kniff seine Augen zusammen, öffnete sie dann wieder breit und fixierte Nanny mit einem hämischen Blick, indem er mit der ganzen Impertinenz seiner heiseren Stimme rief:

„Was wolltest Du damit sagen, Kind, — ich habe Dich nicht verstanden?"

Wenngleich Nanny ein Blick aus Luciens Augen traf, in dem die flehentliche Bitte lag, dem Gespräch ein Ende zu machen, und auch Fräulein Seller von ihrer Arbeit sie zornig und vorwurfsvoll anschaute, so ließ sie sich dennoch nicht beirren und sprach ruhig weiter:

„Ich wollte damit gesagt haben, daß Sie Ihre Erziehungsmethode einer genauen Prüfung unterwerfen möchten und mit den Ketten Ihrer geistesleeren Gesinnungen nicht junge und lebensfrische Herzen belasten. Wie können Sie verlangen, daß Lucie, ein Mädchen von bereits achtzehn Jahren, Sie bei jeder Begrüßung küßet? Ist das nicht eine Unschicklichkeit, die sogar der rechte Vater nicht immer gern sieht,

noch viel weniger der Stiefvater fordern darf? Und dann, warum erlauben Sie Lucie nicht, zu ihren Freundinnen zu gehen? Warum darf sie nicht Vorlesungen, Konzerte und das Theater besuchen? Glauben Sie wirklich dadurch die Trauer um Verstorbene auszudrücken, wenn Sie Lebende zu Tode martern? Leben wir nicht in einer Zeit, wo man dem Tode nicht mehr mit den Befürchtungen entgegensieht, wie es früher Mode war? Und wenn man Leid um Verstorbene trägt, so hegt man es im Herzen und kokettirt nicht mit dem Schein vor der Welt, indem man sich in schwarze Gewänder und noch schwärzere Trauermienen kleidet, um desto mehr in Gedanken die entbehrten Belustigungen zu bedauern und die Zeit heranzuwünschen, wo dieses Komödienspiel ein Ende hat."

Diese Rede ging über den Horizont Heinbergs, der in solchen Fällen nie etwas antwortete, sondern sich hinter seiner gedankenlosen Schweigsamkeit verschanzte. Wie erleichtert atmete er auf, als Fräulein Seller das Wort für ihn nahm und ihn wie immer verteidigte.

„Erlaube, liebe Nanny," begann sie, sich stolz und streitlustig im Sessel aufrichtend, — „erstens muß ich Dir sagen, daß es Dir durchaus nicht zusteht, solche Reden zu führen, und daß ich mich in der That sehr wundere, wie Du darauf verfallen bist, Deinen erfahrenen Onkel über seine Erziehungsmethode zur Rede zu stellen. Du bist noch viel zu jung, um eine richtige Vorstellung von Recht und Unrecht haben zu können. Du beurteilst

alles nach seiner Oberfläche, nach dem Schein, ohne bis zum innern Kern zu dringen. Wie dürfte wohl Lucie, nachdem ihre Mutter kaum ein halbes Jahr tot ist, singen und tanzen, — wie sollte sie das?"

„Von Singen und Tanzen ist hier nicht die Rede, wogegen übrigens auch nichts zu sagen wäre, wenn es ihr eigenes Herz erlaubte. Ich spreche nur von Zerstreuungen, die einem solchen Gemüt wie dem Luciens so notwendig sind, wie der Blume das Licht. Vom Sitzen zwischen vier Wänden, ohne mit einem Menschen einen gesellschaftlichen Umgang zu pflegen, muß selbst der Fröhlichste melancholisch und lebensmüde werden, umvielmehr ein Herz, welches so viel zu beklagen und so viel zu betrauern hat! Ein solches Herz muß mit Gewalt in's Leben gezogen werden, muß Freude und Freunde suchen, um in diesen das einigermaßen wiederzufinden, was ihm Gott durch den Tod von Vater und Mutter genommen."

Obgleich Fräulein Seller die Wahrheit dieser Worte erkannte, so getraute sie sich doch nicht, denselben beizupflichten, weil sie eben gegen Heinberg gerichtet waren, und eine passende Antwort darauf zu geben, schien ihr ebenfalls nicht leicht. Um aber dennoch etwas zu erwidern und Nanny nicht den Triumph zu gönnen, auch sie zum Stillschweigen gebracht zu haben, entgegnete sie nach einer kleinen Pause:

„Ein berühmter Philosoph hat einmal den bedeutungsvollen Satz verteidigt, daß in der Fülle der Unlust mehr Lust liegt, als in der Fülle der Lust. Es geht mit den Vergnügungen der Menschen, wie mit

den Zimmetbäumen, welche die Holländer niederrissen, damit sie nicht im Preise sänken. Und dann — sollte auch Onkel Ulrich Lucie erlauben, Besuche abzustatten und welche zu empfangen, was würde die Welt dazu sagen, daß man in der Trauerzeit Vergnügungen mitmacht?"

„Das ist es also — was die Welt dazu sagen würde! Damit quälen Sie sich und junge hoffnungsreiche Herzen, allen Genüssen zu entsagen, um nur nicht bei Herrn X oder bei Frau oder Fräulein Y in Mißkredit zu kommen, weil sie durch ein gesundes Urteil die verschimmelte Weltsitte verspotten und sich nicht in das Joch nichtssagender Konvenienzen spannen lassen wollten. Nun, Tante, ich dachte von Ihrem Charakter höher, als ich es nach Ihren augenblicklichen Aeußerungen darf."

Nach diesen Worten wandte sie sich zu Lucie, die schweigend, aber aufmerksam dem Gespräche gelauscht hatte, und den Arm in den ihren legend, sagte sie weich: „Komm Lucie, wir wollen wieder in den Garten gehen; Du bist nun einmal dazu verurteilt, unter Menschen zu leben, welche nicht nur die Wahrheit, die Menschlichkeit und die Willensfreiheit nicht anerkennen, sondern auch das Urteil der Welt zum Deckmantel ihrer tadelnswerten Gesinnungen machen."

Heinberg konnte sich noch immer nicht entschließen, ein Wort hervorzubringen, als die jungen Mädchen schon lange das Zimmer verlassen hatten. Er saß da wie ein verurteilter Verbrecher, den Kopf auf die Hand gestützt, mit ganz desolatem Gesichtsausdruck den Blick

auf den Boden geheftet. Es war aber keine Reue, was sich in seinen Zügen abspielte, es war Wut, Entrüstung über die kühne Sprecherin, die ihn nicht nur zum Schweigen gebracht, sondern ihm sogar eine Art Angst eingeflößt hatte. Mit welchem vernichtenden Blick hatte sie ihn angesehen! Kaum daß er das Auge zu ihr aufzuschlagen gewagt; sein ganzer frecher Mut war ihm wie eine Seifenblase in der Luft zerplatzt. Diese ungewohnte Fülle der ihn verwirrenden Gedanken, dieser unnahbare Stolz in der Bestimmtheit ihres Wesens — diese tiefen blauen Augen — die flüchtige Röte, welche manchmal die bleichen Wangen färbte — ja, das war wirklich die gerühmte schöne und schlangenkluge Tochter des Petersburger Professors! Aber wie sollte er eine solche Niederlage ertragen? Er, der unumschränkte Stiefvater und rechtmäßige Vormund? Er, der Niemand über sein Thun und Lassen Rechenschaft zu geben brauchte?

Fräulein Seller dachte noch über die letzten Worte Nannys nach und machte sich nicht wenig Vorwürfe darüber, daß sie gegen dieselbe nicht schärfer vorgegangen; sie kam sich jetzt Heinberg gegenüber geradezu klein vor, weil sie so wenig Mut gezeigt, seine gute Sache zu verteidigen.

Es herrschte eine geraume Zeit tiefes Schweigen, während dessen ein Jeder von ihnen seinen Gedanken nachhing. Endlich begann Heinberg zögernd:

„Der hätte seine Tochter auch lieber in Petersburg behalten können, als sie uns hier auf den Hals zu schicken. Ein so naseweises Ding!“

„Ja, ja, so sind die meisten Kinder des heutigen Zeitgeistes!“ stöhnte Amalie, als ob sie die ersten Worte Heinbergs überhört hätte — „sie wachsen den Eltern über den Kopf. Die meiste Schuld tragen die Romane, welche nicht nur das Herz, sondern auch die Seele vergiften. Tag und Nacht werden dazu verwandt, um solch einen schwülstigen Plunder zu verschlingen. Und das Allerschlimmste ist noch, daß diese geträumten Romanideen von den jungen, unerfahrenen Hitzköpfen in der Praxis des gewöhnlichen Lebens zur Anwendung gebracht werden.“

„Die Romane und der Umgang!“ — fügte Heinberg hinzu, ans Fenster tretend, um sich zu überzeugen, ob nicht Jemand in der Nähe wäre, der seine Worte hören konnte. Aber tiefes Schweigen herrschte rings umher, und der lächelnde Frühling schaute zu ihm hinein mit seinen Blumen und Liedern, und das Geplätscher der Springbrunnen vermischte sich mit dem von ferne ertönenden Zirpen des Heimchens. Er kehrte zurück und trat dicht vor Amalie hin.

„Wissen Sie nicht irgend ein Mittel, wie wir diesen unbequemen Gast früher als zum Herbst loswerden könnten? Der heutige Skandal bringt wirklich mein Blut in Wallung und ich fürchte, daß noch solche kommen werden.“

Fräulein Seller sann einige Minuten nach, und in diesem Nachsinnen lag gewiß eine Bestätigung der Mutmaßung Heinbergs.

„Wenn es nicht des Schwagers wegen wäre, wir brächten die Tochter samt ihren Siebensachen auf den

Bahnhof und schickten sie nach Hause; aber so — da bedarf es denn doch einer sorgfältigen Ueberlegung. Eltern haben bekanntlich stets eine viel bessere Meinung von ihren Kindern, als Andere. Vor der Hand lassen Sie mich noch einige Worte unter vier Augen mit ihr reden; ich hoffe ihr den Kopf zurechtzusetzen und ihr Ihre guten Einrichtungen klar zu machen."

„Und warum sollte es bei der Tochter meines Schwagers nicht ohne viel Federlesen gehen, wenn sie sich so schlecht benimmt?" beharrte Heinberg bei dem ersten Gedanken der Schwägerin.

„Der würde uns niemals beistimmen," wagte Fräulein Seller einzuwenden, — „seine Tochter ist sein Augapfel. Lassen Sie mich nur machen —"

„Erlauben Sie," fiel ihr Heinberg ins Wort, — „ich sehe gar nicht ein, was ich für Rücksichten zu nehmen hätte — Schwager oder nicht Schwager, mir ist es egal."

„Nun, sehen Sie," erklärte Amalie etwas empfindlich, — „als Sie damals meine Schwester heirateten, mußte ja, wie Sie wissen, ein bedeutendes Kapital auf dem Waisenhause für die Kinder eingezahlt werden, und da augenblicklich diese große Summe fehlte, floß sie ohne Weiteres aus der Kasse Ihres Schwagers, des Professors, welcher sogar keine Prozente beanspruchte. Außerdem —"

„Ach was — damals!" Heinberg wurde durch die Erinnerung an diese Episode vermutlich nicht angenehm berührt, denn seine Gesichtszüge verfinsterten sich. Er hätte sich auch in seinem Selbstbewußtsein

verletzt gefühlt, wenn er Amalien, die sonst sein Echo gewesen, jetzt in einer so kritischen Frage nachgegeben hätte. „Das Geld hat er zurückbekommen und ich werde ihm auch die Tochter zurückschicken, damit basta!" Er drehte sich rasch um und wollte gehen.

„Nein — nein, ich habe noch einen andern Plan; so muß es gehen!" rief Amalie plötzlich mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit, und sie schlug wie triumphierend ihre Hand an die mit kleinen Fältchen gezierte Stirn.

Heinberg blieb in der Mitte des Zimmers stehen und schaute Amalie mit einem noch immer ein wenig unsicheren Blick halb freudig, halb ängstlich an. „Und der Plan wäre?"

Fräulein Seller lud mit einer graziösen, freundlichen Handbewegung den Schwager zum Sitzen ein, der dieser Aufforderung denn auch mit Spannung Folge leistete.

„Lucie muß heiraten," begann sie mit großer Entschlossenheit, durch die aber doch ein klein wenig Sorge durchtönte.

„Heiraten?" wiederholte Heinberg verwundert. „Und wen denn?" Sein Gesicht verriet dabei nicht außerordentliche Ueberraschung, sondern die außerordentlichste Neugierde.

„Wen? Hm! — Sie werden doch erraten, wen?"

Da Heinberg schwieg und statt jeder Antwort nur mit den Achseln zuckte, um so am besten seine Unwissenheit zu bemänteln, fuhr Amalie fort:

„Nun, unsern besten und liebsten Hausfreund

Lilientrost. Er ist ein Mann, an dessen Seite sich jede Frau glücklich fühlen kann."

Die Spannung, die Heinbergs Züge noch eben erfüllt hatte, war nun, da das Rätsel gelöst war, wie mit der Hand fortgewischt. Sein geistlos indolentes Wesen ließ ihn nur zwei Worte hervorstoßen: „Soo — de — e — n —," die aber in ihrer Langgezogenheit den Ton tiefster Befriedigung verrieten.

„Ja — den!" bekräftigte Amalie selbstbewußt. „Herr Lilientrost ist ein höchst solider, ordentlicher, praktischer Mensch. Ich schwärme für solche Charaktere, wie Lilientrost. Ohne Affektation, immer freundlich und zart zuvorkommend, und dabei so reell. Unter der ganzen Männerwelt, möchte ich sagen, ist er der Einzige, dem ich Lucie gern und mit vollster Zuversicht anvertrauen würde."

„Hm! — Hat er Ihnen seine Neigung zu Lucie gestanden?"

„So direkt gerade nicht, aber indirekt."

„Was heißt das?"

„Nun, er hat mir eigentlich nichts gesagt," antwortete sie etwas zögernd, — „nur aus seinem Benehmen gegen Lucie habe ich es herausgelesen. Er bringt ihr immer die hübschesten, neuesten Kleidermuster aus dem Geschäft mit, hat, wenn er hier ist, stundenlang ihren Hut in Händen, um hier eine Falte, dort eine Schleife anders zu legen, sinnt für sie darüber nach, welcher Schnitt sie am besten kleiden, welche Farbe ihr am besten stehen würde. Das sind Alles Aufmerksamkeiten, die ein warmes Interesse ver-

raten und von einem so honnetten Menschen geboten, wie Lilientrost einer ist, nicht hoch genug angeschlagen werden können."

„Ob ihn aber auch Lucie zum Manne haben möchte?" fragte Heinberg lauernd, trotz seiner geschlossenen Augen, indem er sich im Schaukelstuhl hin und her wiegte; ein eigentümliches Lächeln, halb Befriedigung, halb Mißvergnügen verratend, spielte um seine Mundwinkel.

„Ob? Darnach müssen wir gar nicht fragen! Wir bedienen uns einfach einer List. Wir erklären ihr nämlich, daß es der letzte Wille ihrer verstorbenen Mutter gewesen, daß Lucie Lilientrost heirate. Gegen den Willen der Toten wird sie nichts einwenden — dazu kenne ich das Mädchen zu gut."

„Wenn ich aber für Lucie bereits eine andere Wahl getroffen hätte?"

„Sie?" rief Fräulein Seller mit Erstaunen aus. „Wen denn?"

„Wen? — Hm! Es ist ein feingebildeter, hochgeachteter Mann, der —" er kam nicht zum Schluß seiner Rede, denn ein Diener trat ein und überreichte ihm einige Depeschen, welche er zwar ärgerlich über die Störung entgegennahm, dennoch aber durchzulesen begann.

## Fünftes Kapitel.

Die Ueberzeugung, daß eine unschätzbare Fülle gerade der tiefsten Kenntnisse und Wahrheiten im Wege von Gesprächen überliefert werden kann, leitete Randen im Verkehr mit seinem ältesten Zöglinge Heinrich. Seine Methode zielte nicht darauf hin, diesem in den Freistunden den Kopf auch mit toter Wissenschaft vollzupropfen, nein, er lehrte ihn, die Welt, das wirkliche Leben mit Liebe zur Wahrheit von sicherer Höhe zu betrachten. Seine Begriffe von Bildung basirten auf dem Grundsatze, daß Kenntnisse, die nur von dem Gedächtnisse erfaßt werden, ohne daß sie zugleich auch das Herz veredeln und ohne daß die anerkannte Wahrheit auch vom Gemüte aufgenommen, so daß dieses das Wahre zugleich als das Gute will und es auch auszuüben beflissen ist, daß solche Kenntnisse ein totes, erbärmliches Besitztum und Urteile, Anderen nachgesprochen, ohne daß man ihre Wahrheit erkannt und erfahren hat, eines denkenden Menschen geradezu unwürdig seien.

So machte er mit Heinrich stundenlange Spaziergänge durch Wälder und Wiesen, suchte ihn auf alles Erhabene oder Anmutige in der Natur aufmerksam zu machen, und erfrischte dadurch das Gemüt des Jüng-

lings, der durch die Worte seines Lehrers aus der Vernunftswelt in eine neue Welt, in die der Ahnung, des Glaubens und idealen Strebens über die Interessen des Tages emporgehoben wurde. Er wachte auch über seinen Zögling und dessen jugendlichen Gedanken und Gefühlen nicht nur mit pädagogischer Strenge und meisternder Autorität, sondern mit sanft leitender, bessernder Milde und aufrichtiger, hingebender Freundschaft. So bildete sich bald die innigste Harmonie aus zwischen diesen zwei Menschenherzen, die sich aneinander schlossen, wie sich die Ringe einer Kette ineinander fügen.

Gewöhnlich geschah es am Abend, nachdem Heinrich sein tägliches Pensum mit regem Fleiß erledigt hatte, daß Lehrer und Schüler entweder in dem schönen Park des Hauses oder im nahen Walde über diese oder jene Frage, über diese oder jene ihr Herz bewegende Idee ihre Gedanken austauschten. Dann hingen die Blicke Heinrichs wie gebannt an den durchgeistigten Zügen seines Lehrers, und er lauschte mit hohem Interesse jedem einzelnen Worte. Er mußte sich dann manchmal unwillkürlich fragen, warum dieser Kopf, mit so ausgezeichneten und so reichen Geistesschätzen ausgerüstet, dennoch so trübe in das Leben hineinschaue, warum diese Lippen, die so viel Wahres und Schönes zu sagen wußten, sich niemals zu einem freundlichen Lächeln öffneten. War es Not, Schmerz, Kummer, Erschlaffung der physischen Kraft infolge seines rastlosen, nächtlichen Arbeitens? Er hatte Randen oft darüber fragen wollen, aber nie den Mut dazu gefun-

den. War es denn wahr, was die Menschen von ihm flüsterten, daß sein Vater ein wohlhabender und geachteter Mann gewesen, dann aber durch einen unglücklichen Prozeß, den ein schuftiger Advokat angezettelt, Alles verloren habe? Nein, Randen war nicht der Mensch, dessen Seele der Verlust des Geldes einen so düstern Stempel aufzudrücken vermochte! Aber auch neulich hatte ihm ein Kamerad aus der Schule anvertraut, Randen habe eine Mutter und zwei jüngere Geschwister zu versorgen, welche in der größten Armut lebten — am Ende beugte ihn das so nieder? Arm war er bestimmt, das hatte Heinrich aus so Vielem erkannt, und daß Armut das Herz lebensmüde und traurig zu stimmen imstande sei, das war auch ihm einleuchtend. Und dennoch, dennoch schien der Kummer auf seines Lehrers Stirn einen anderen Grund zu haben, wenn er Randen zufällig überraschte, das bleiche Gesicht träumend auf die Hand gestützt, während ein gepreßter Seufzer manchmal diesen schweigsamen Lippen entfuhr. Ach, was hätte er nicht darum gegeben, das Weh seines geliebten Lehrers teilen zu dürfen!

Solche Gedanken überkamen Heinrich, als er jetzt in dem Zimmer Randens vom Fenster aus in den schönen Sommernachmittag hinausblickte; Randen saß ihm gegenüber und hatte ein Buch vor sich, in welches er mit gespannter Aufmerksamkeit vertieft war. Das Zimmer enthielt keinen Schmuck, geschweige denn Luxus, sondern nur einen großen Arbeitstisch, einige Stühle, ein Bett und eine Menge von Büchern, die in geord-

neter Reihe auf einem Bücherbrett und auf dem Tische nebeneinander standen. Das stille, gedankenvolle Gesicht Randens, mit den tief eingegrabenen Spuren des Forschens, sah leidend und abgespannt aus und bildete einen schneidenden Kontrast mit den jugendlich frischen, harmlosen Zügen seines siebenzehnjährigen Zöglings. Keine Wolke schwebte über dieser weißen Stirn, kein schmerzlicher Kampf zuckte um die frischen, roten Lippen, keine Spur von Leidenschaft malte sich auf diesen vollen und reinen Wangen; das dunkelbraune Auge blickte geist- und vertrauensvoll in die Welt.

Heinrich trat endlich vom Fenster zurück, ließ sich auf einen Stuhl nieder und öffnete den Virgil, welchen er bis jetzt in der Hand gehalten hatte, um darin zu lesen. Der hohe Lehrmeister, der Zauberer und Dichter, der ihn so oft begeistert, — heute hatte er keine Macht über ihn, denn etwas Anderes beschäftigte seinen Geist, und die Augen blickten über das Buch gedankenvoll vor sich hin. Nanny hatte heute Morgen nach Randen gefragt und ihn in ausgelassenem Scherz einen sehr klugen Menschen, aber höchst unsympathischen Träumer genannt. Lucie war dabei gewesen und über und über errötet. Merkwürdig! Die Schwester schien ihm auch nicht mehr wie sonst! Ihre milden Augen waren manchmal wie vom Weinen gerötet — was sollte das zu bedeuten haben? — Sollte die stille Spiegelfläsche ihres Herzens durch irgend eine Disharmonie getrübt sein? Aber wo lag die Ursache? Er konnte sich keine genaue Antwort darauf geben, denn, woran er sonst allenfalls hätte denken können,

die Despotie Heinbergs war ja in letzter Zeit infolge einer ihm unbekannten Ursache in eine sehr beschränkte Monarchie übergegangen. Die Mädchen konnten jetzt schalten und walten nach Gutdünken. Ob dieses Gehenlassen aber nicht gerade von Heinberg in's Werk gesetzt worden war, um irgend einen Zweck zu erreichen?

Die Schwester hatte sonst nie ein Geheimnis vor ihm zu bewahren gehabt; was hatte sie nun plötzlich so schweigsam gemacht? Sie errötete auch stets, wenn der Name Randens ausgesprochen wurde! Ja, noch mehr: warum folgte ihm stets ihr schwermütiger Blick, wenn er an ihr vorüberging? Vielleicht liebte sie ihn? Heinrich vergegenwärtigte sich das schöne Bild seiner geliebten, holdseligen Schwester und setzte es unwillkürlich in seinen Gedanken neben die ernste, achtunggebietende Gestalt seines gegenübersitzenden Lehrers.

Als ob diesen eine Ahnung davon erfaßte, womit sich sein Schüler beschäftigte, schlug er das Auge zu demselben auf und blickte ihn fragend an.

„Wir haben heute einen sehr schönen Tag," begann Heinrich etwas verwirrt. Dann erhob er sich, trat an's Fenster und blickte in den Garten hinaus. „Sehen Sie nur den schönen blauen Himmel! Und wie träumend der Wald! Ein solcher Tag ist wie ein Vorgeschmack von himmlischer Seligkeit."

Randen erhob sich ebenfalls, trat dicht neben Heinrich, richtete den Blick nach dem geöffneten Fenster und ließ ihn einen Augenblick auf dem wundervollen Naturpanorama ruhen, welches sich in der vorteilhaftesten Beleuchtung vor seinem Auge ausbreitete; es war

wirklich ein unbeschreiblich schöner Sommernachmittag! Die Erde schien wie erfüllt von Duft und Sang. Das war ein Blühen und geheimnisvolles Drängen in der Natur, wie ein Aufringen nach Sonne und süßer, schaffender Lebenskraft. Wie warmer, beseligender Liebeshauch ging es durch die Luft. Wen sollte ein solcher Anblick der Natur nicht zu einer erhabenen, unaussprechlichen Begeisterung wecken? Wer sollte bei einem Blick auf solche Schöpfung nicht Glauben, Liebe, ein heiliges Etwas in seiner Brust sich regen spüren?"

„Sie nennen die Natur einen Vorgeschmack der himmlischen Seligkeit?" erwiderte Randen nachdenklich. „Nein, sie ist nicht nur das allein, sie ist die Lehrerin der himmlischen Auferstehung. Sie mahnt uns, wie einseitig und winzig alles Dasjenige ist, was aus der Hand, von dem Geiste des Menschen stammt; wie leicht sich dieses beurteilen und erschöpfen läßt, während alles, was aus ihrem Schoße quillt, riesenhaft groß, vielgestaltet, unbeschreiblich schön, jedem Gelehrten, jedem Künstler, jedem Jahrhundert als eine unbeschreibliche Quelle der Betrachtung, der Belehrung dasteht und dastehen wird. Mit liebevoller Teilnahme schmiegt sie sich dem größten wie dem kleinsten Geiste an und erbaut ein Ideal in seinem Herzen, durch welches er noch Größeres und Schöneres sein nennen kann."

„Sie glauben es also ganz fest, daß wir nach diesem irdischen Leben in ein himmlisches eingehen werden?" forschte Heinrich.

„Ich glaube es nicht nur, ich bin fest überzeugt davon, denn eine positive Religion und das Bewußt-

sein der Unsterblichkeit können nie von einander getrennt werden. Es ist wahr, daß die Stimme dieses Glaubens nicht mit dem leiblichen Ohr gehört, sein Maß nicht mit dem leiblichen Auge geschaut werden kann, sondern nur durch eine innere Kraft angeeignet wird, welche in der Tiefe unseres Gemütes ruht. Daß diese erkennende Kraft aber in ihrer stärkeren oder schwächeren Bethätigung im engsten Zusammenhang mit unserer Sittlichkeit steht, beweisen die vielen Ungläubigen, deren Ausschweifung und unsittlicher Wandel nicht gestatten, sich bis zu einer Höhe zu erheben, wo sie von dem Gedanken an eine Unsterblichkeit der Seele durchglüht werden könnten. Deshalb hebt denn auch schon Plato in der Trilogie der Sophisten den Einfluß der Sittlichkeit oder, wie er sie nennt, der Tugend auf die Erkenntnis dieser höchsten Dinge hervor und meint, daß man die Sensualisten oder Diejenigen, welche alles verkörpern und nur das Greifbare für wahr halten, vorerst besser machen müsse, ehe man sie belehren könne; dann würden sie wohl die Wesenheit der Seele und die Gerechtigkeit und Vernünftigkeit in ihr anerkennen und gestehen, daß dies reelle, wenn auch nicht fühlbare und nicht sichtbare Dinge seien."

„Es giebt aber doch Menschen," versuchte Heinrich einzuwenden, „welche an der Unsterblichkeit zweifeln und dennoch das Gute thun, weil sie dessen Göttlichkeit einsehen, und ich denke, diese Art Menschen leisten doch Rühmlicheres als diejenigen, welche an die Un-

sterblichkeit glauben, jedoch nur durch Furcht zu eben denselben Handlungen getrieben werden."

„Sie haben Recht. Diesen kolossalen Fehler, selbst das Gefühl des Glaubens mit einer sinnlichen Vergeltung aufzutischen, hat schon Christus selber und nach ihm namentlich Paulus begangen, und gar im alten Testamente werden an die Erfüllung der Gebete wirklich rein sinnliche Vergeltungen geknüpft. Aber einerseits hieße es, an Gottes Gerechtigkeit, Barmherzigkeit, Weisheit und Allmacht zweifeln, wollte man diese namentlich sittlich so unvollkommene Welt als das letzte Wort der Schöpfung betrachten und das lediglich für eine Vergeltung ansehn, was die Weltgeschichte nach Generationen bringt. Daher hat auch die christliche Theologie diese Hoffnungen und Befürchtungen nicht als Lock- und Schreckmittel adoptiert, sondern hat den Glauben an das allendliche Ziel der Menschenerziehung — die Gottähnlichkeit oder Gotteskindschaft, wie die Theologen sagen — von ihrem göttlichen Stifter als Thatsache des Glaubens erhalten. Es ist die göttliche Barmherzigkeit, sie ist es, die dem Menschen die Augen aufschließen will für diese Thatsachen; nicht als Popanz lassen die Apostel Gott schrecken und belehren, sondern als unsäglich barmherzigen Vater selber so sehr für das Schicksal der Menschen bangen, daß Er nicht ansteht, sein Liebstes für sie hinzuschlachten, weil die Heiligkeit und Gerechtigkeit seines Wesens keine Kompromisse mit Sünde und Schuld schließen kann.

„Nach realen Voraussetzungen muß aber die Unsterblichkeit des Geistes konsequent geläugnet werden?"

„Gewiß. Es ist der größte Fehler des menschlichen Erkenntnisvermögens, für die Unsterblichkeit der Seele einen Beweis anzutreten. Doch der ewige Kreislauf des Entstehens und Vergehens, der Wechsel von Begehren, Befriedigtsein und neuem Begehren und Unbefriedigtbleiben muß in uns das Ungenügen des nur sinnlichen Lebens bethätigen und in einer ethischen Natur die Mahnung wachzurufen, nach anderen Gütern zu trachten, um das Glück in des Sphäre der Unvergänglichen zu suchen."

„Wie läßt sich aber ein solches Glück, ohne Anhaltspunkte, in der Sphäre des Unvergänglichen suchen?"

„Suchen — leider nicht! Es ist der Glaube, der uns dazu verhilft, der Glaube ist es, ein Gefühl, welches die Kluft zwischen dem Wissen und Ahnen ausfüllt, ein Gefühl, in welchem die Seele in einem unnennbaren Zustand der Entzückung mit Geistesaugen die Weltharmonie schaut, um sich aus dem Labyrinthe des Zweifels in die feste Burg Gottes zu flüchten und im Empfinden der eigenen Ohnmacht dem Allvater gegenüber, ihm ein Herz voll Liebe und Anbetung entgegenzubringen.

„Ganz gut," entgegnete Heinrich, — „es ist aber unfaßlich, wie der Mensch, eine so niedrige Kreatur, mit Gott im Glauben reden und eine Antwort durch Offenbarung vernehmen könnte?"

„Auch darin haben Sie Recht," antwortete Randen,

— „das Gefühl der Liebe muß es sein, was uns eine unendliche Vereinigung mit ihm als höchstes Ziel erscheinen läßt."

„Liebe," — gab sich Heinrich noch nicht gefangen, „Liebe dem Weltschöpfer entgegenzutragen, ist aber, denke ich, unmöglich, da ja der menschliche Geist die Allmacht und die unendliche Liebe Gottes nicht zu fassen vermag."

„Doch, doch," entgegnete Randen und sein Gesicht drückte tiefe Zufriedenheit aus, — „das wußte freilich der Allmächtige, und daher gab er uns das Gefühl der — der — Nächstenliebe; sie ist das Ohr der Seele, und die Phantasie ist ihr Auge, womit sie das Göttliche, von Begeisterung trunken, wahrnimmt. Hier dringt Gott in uns ein, durch dieses sein Sprachrohr spricht er mit uns und offenbart sich durch eine himmlische Wärme, welche die Seele ergreift, wenn sie von dieser Flammenläuterung erfaßt wird. Liebe, dieses allerheiligste Gefühl, kann sogar das Bewußtsein aufwiegen, hinieden Augenblicke erlebt zu haben, in denen wir im Vollgefühl unseres göttlichen Ursprungs begeistert für Tugend und Wahrheit in die Schranken getreten — Liebe ist das beglückendste und zugleich allerheiligste Gefühl unseres Herzens." Er betonte die letzten Worte mit einem besonderen Feuer.

Hier bemerkte Heinrich ein seltenes Aufleuchten in dem stillen Gesichte Randens, welches er sonst nie bei ihm wahrgenommen hatte. War es das schrankenlos wogende Gefühl für das geistig Schöne, welches ihn

so enthusiasmierte, oder war es wirklich Liebe, die ihn mit so schwärmerischem Feuer von ihr sprechen machte? Sollte dies das Geheimnis sein, welches sich hinter seinem wehmütig männlichen Ernste verbarg? Auffallend war es jedenfalls! Auch Nanny hatte einmal in neckendem Gespräche mit ihm hingeworfen, sein Lehrer müsse verliebt sein. Hierüber schien ihm jetzt Gewißheit zu kommen, wenn er in dem sonst so ernsten, nachdenklichen Auge ein Leben glühen sah, in dem eine Flut von brausenden Empfindungen wogte. Aber wer war das Wesen, das er liebte? — wirrten sich die Gedanken in seinem jugendlichen Haupt.

„Sie sagten mir einmal," — flüsterte Heinrich, ohne seinen Lehrer dabei anzusehen, — „daß man nie etwas positiv behaupten müsse, ohne die Wahrheit an sich selbst erfahren zu haben. Sollte es nur die Nächstenliebe, die in ihrem Wesen so engbegrenzte, sein, die Sie so sprecheu läßt?"

Diese Frage war für Randen zu überraschend gekommen; er errötete und schwieg einen Augenblick.

„Sie wissen," begann er dann verlegen, — „daß ich kein Hehl vor Ihnen habe, nicht haben will und nicht darf, denn Sie sind mir nicht nur Schüler, sondern Freund und Genosse. Aber dennoch nähre ich eine Liebe in meiner Brust — in tiefem Schweigen. Forschen Sie, bitte, nicht weiter darnach!"

Er trat vom Fenster weg und schlug das Buch, in welchem er vorher gelesen hatte, heftig zu und schob es auf seinen Platz.

Heinrich schien jetzt das ganze Rätsel in Randens

Wesen gelöst zu haben, in diesem einzigen letzten Bekenntnisse war ihm des Freundes Geheimnis klar vor die Seele getreten: er verstand jetzt den Grund seiner Schweigsamkeit und brachte ihn in Beziehung zu dem veränderten Wesen seiner Schwester. Daß Randen trotz seiner abstoßenden Eigenart, trotzdem er ihren Umgang floh, sie liebte, sie unaussprechlich liebte, dünkte ihn jetzt zweifellos, und er fühlte es auch, daß Lucie ihn wiederliebe, — nur ihn, keinen Andern sonst könnte diese reine Mädchenseele erwählen; sie, und Keine sonst, konnte Randen in seinem Herzen tragen.

Er trat zu ihm und legte ihm die Hand auf die Schulter: „Auch ich, Herr Randen, trage eine Liebe, ein unbegrenztes Gefühl in meiner Brust, welches durch keine Zeit, keinen Raum gemindert werden kann."

Randen blickte ihn betroffen an, und ein dunkler Schatten überflog seine Stirn. Er heftete einen forschenden Blick auf den jugendlichen Sprecher, und obgleich sich kein Vorwurf in diesem Prüfen verriet, so war es dennoch Verwunderung, die sich in seinem Schweigen aussprach.

„Sehen Sie mich nicht so strafend an," sprach Heinrich offen, — „ich liebe mit der ganzen Glut eines jugendlichen Herzens — Sie; ja Sie liebe ich, Herr Randen, und wenn Ihnen die Liebe eines Jünglings, wie ich, nicht gering ist, so stoßen Sie dieses Herz nicht von sich, welches für Sie in unsagbarer Freundschaft schlägt."

„So sei und bleibe mein Freund!" rief Randen, den Jüngling in seine Arme schließend. „Ich habe

noch nie einen Freund gehabt, habe noch nie von Jemand verlangt, es mir zu werden — aber Ihnen, nein Dir, will auch ich ein Freund sein, ein Freund bis zum letzten Atemzuge!"

„Auch ich will Dir ein Freund sein, ein Freund, ich schwöre es Dir bei Gott dem Allmächtigen!" Und der weiche Arm des Jünglings umschloß die kräftige Mannesgestalt.

---

## Sechstes Kapitel.

Ein Klopfen ertönte plötzlich an der Thür, und gleich darauf erschien auf der Schwelle die untersetzte Figur Junks.

„Das dacht' ich mir gleich, er sitzt wie angeleimt zu Hause, anstatt ein wenig zu bummeln," polterte der Angekommene und ließ sich schwer auf einen Stuhl nieder. „Puh! ein paradiesisches Wetter! Die Sonne brennt aber verdammt heiß dabei, der Schweiß fließt mir von der Stirn, wie die Düna in's Meer, faktisch wahr." Dabei trocknete er sich mit seinem Taschentuch den Schweiß von der Stirn, wobei die Röte, welche seine Wangen bedeckte, einen höheren Grad annahm und seinem Gesichte, von welchem man in Saus und Braus verlebte Nächte und fortgesetztes Biervertilgen deutlich ablesen konnte, das Aussehen eines vom blutigen Nordlichtschein beleuchteten Vollmondes verlieh.

„Verzeihen Sie," — wandte er sich an Heinrich, der

eben das Zimmer verlassen wollte, — „daß ich mich mit Ihnen nicht begrüßt habe. Der Teufel weiß, die Hitze scheint fast einen nachteiligen Einfluß auf mein Gedächtnis auszuüben, faktisch wahr."

„Woher kommst Du denn heute so eiligen Laufes?" fragte Randen, nachdem sie Beide allein waren.

„Woher? Vom Bruder Juden! Bis man aber auf Deine Bude gelangt, kann ein Anderer den dreißigjährigen Krieg repetieren und ein Dritter in seinem Schweiße zu Boot fahren — faktisch wahr. — Puh! — Vor allen Dingen hab' ich Dir etwas zu erzählen. Du kennst doch Dreyer, studiert Chemie?"

„Ja."

„Nun, der hatte vorgestern eine scheußliche Rempelei mit einem Burschen aus Tübingen. Dieser Kerl wurde ihm nämlich im „Deutschen Biergarten" vorgestellt, und nachdem sie ein wenig warm geworden, hatten sie nichts Besseres zu thun, als ein Thema über Göthes Faust loszublitzen. Dreyer ist zwar kein Held auf Poesie, Du wirst es wissen, aber zu disputieren versteht er, das ist faktisch wahr. Kurz, dieser Tübinger wurde schließlich frech und sagte ihm rund heraus, daß er von dem Faust nichts verstehe, ihn wohl garnicht gelesen habe. Eine solche in's Gesicht geschleuderte Beleidigung darf er als Farbenträger natürlich nicht hingehen lassen — und so forderte er den Kerl auf zwanzig Schritt Distance, auf Pistolen."

„Er forderte den Tübinger, weil dieser ihm die Wahrheit sagte, daß er von Göthes Faust nichts verstände?" fragte Randen mit verstecktem Aerger.

„Ja, eben deshalb forderteer ihn, und auf zwanzig Schritt," replizierte Junk erregt. „Für eine solche Frechheit müßte er ihn eigentlich auf zehn Schritt gefordert haben! Noch ein Fuchskürbel dazu ist dieser Tübinger!"

„Und welche Antwort gab Dieser?"

„Er nahm die Forderung an und schickte ihm seinen Sekundanten."

„Und womit endete der Pistolenskandal?" forscht Randen, immer gespannter.

„Du weißt doch, Dreyer hat sonst nichts los, ist aber ein guter Paukant und vortrefflicher Schütze; er schoß dem Grünschnabel eine Kugel durch den Arm, daß es nur so krachte." Er warf sich dabei in den Stuhl zurück, während die barocken Bewegungen mit einer gewissen Wichtigkeit und möglichstem Ernste exekutiert wurden.

Randen betrachtete ihn einen Augenblick mit mitleidiger Verachtung, dann sagte er mit schneidender Stimme:

„Das scheint bei Dir einen Spaß auszumachen, wenn einem Menschen eine Kugel in den Arm gejagt wird, weil er Göthes Faust versteht und der Andere nicht? In welche Kategorie von Großthaten willst Du denn ein solches Heldenstück rechnen?"

Junk schien verwundert. „Zu welcher Kategorie, fragst Du? Nun, natürlich der Ehren-Vertei digung."

„Sage lieber: der Ehren — Schändung, wenn der Fordernde überhaupt Ehre gehabt hat. Harmoniert die Ehre nicht mit der Vernunft und steht sie im Widerspruche mit dem Gewissen, so ist sie ein Unding,

ein reines Unding. Die Vernunft sagt uns, daß der Beleidiger durchaus nicht die Macht besitzt, uns die Ehre zu rauben, und daß das Mittel der Genugthuung, ein Duell, uns geradezu dem Beleidiger preisgiebt. Und nimmt man auch an, der Beleidigte gewinnt das Spiel, — bietet ihm dann die Verwundung oder der Tod des Gegners die Genugthuung? Verfolgt nicht der Schatten des Hingemordeten den Ueberlebenden, wenn er nicht ganz zu den Verworfenen gehört? Es ist außerdem eine ausgemachte Sache, daß gerade Wüstlinge die größten Duellanten gewesen sind — denke nur an unseren Kommilitonen, weiland Graf — und diese Thatsache allein müßte schon genügen, um das Duell aus dem Kreise wohlgesitteter Menschen zu verbannen."

„Aber — Mensch," fiel ihm Junk ganz entsetzt in's Wort, — „wie in aller Welt sollte denn ein Student, ein Korporeller obendrein, seine Studentenehre verteidigen, wenn nicht auf diesem Wege?"

„Studentenehre!" lachte Randen. „Was ist denn eigentlich Studentenehre, und worin soll sie sich denn von der Ehre aller übrigen Sterblichen unterscheiden? Ich will es Dir sagen: Es ist ein erbärmlich falsches Ehrgefühl, welches in dem Egoismus der Eitelkeit wurzelt, ist eine sittliche Schwäche, welche sich höher dünkt als Andere. Was Ihr in Eurer Sprache „Ehre" zu nennen beliebt und mit der Waffe zu verteidigen trachtet, ist ein Ausfluß der Arroganz, welche den Schein der Ehrliebe annimmt, um sich und ihre Selbstsucht zu verdecken. Die wahre Ehre des Men-

schen beruht einzig auf seiner gewissenhaften Pflichterfüllung, in der Scheu vor dem eigenen Gewissen und in der Achtung seiner selbst. Aber wie wenige Studenten kennen diese Ehre, wie wenige! Die falsche Ehre aber, ja die verfechtet Ihr alle sogenannten Farbenträger! Ich möchte gern wissen, ob solche Bursche, die ihre goldene Zeit der Freiheit, welche ihnen von ihren Eltern oft mit den allergrößten Entbehrungen erkauft wird, in Schlemmen, im Schuldenmachen, in wüster Ausgelassenheit vergeuden, jahrelang auf der Universität liegen, ohne auch nur ein Wort zugelernt zu haben, ja, das Gewußte längst vergessen, — ob die von Ehre sprechen dürfen?"

„Man hört es heraus, daß Du ein pedantischer Philister bist," entgegnete Junk gereizt, und er steckte seinen hellen, ziemlich spärlichen Schnurrbart in die Mundwinkel, um an ihm in seinem Aerger herumzubeißen.

„Meinetwegen nenn' mich nur einen pedantischen Philister. Ich möchte fürwahr diesem zopfigen Korporationswesen mit all' seinen Attributen, seinem Burschen- und Fuchstum, seinen Kneipabenden und ähnlichem Unsinn einen nicht gerade schmeichelhaften Namen beilegen. Ich möchte fast sagen, daß Ihr Korporationshelden trotz Eures reifen Verstandes in einer bedauerswerten, naiven Beschränktheit lebt, die einen vernünftigen Menschen geradezu anwidert. Es wäre ja verzeihlich, denn es giebt Menschen, die bis in's späte Alter hinein spielen, — wenn Ihr nur nicht durch Burschengesetze und Burschengerichte, durch Eure

Ehrenbeleidigung und Ehrenverteidigung das Familienglück und selbst das Wohl des Staates oft auf's Schwerste schädigen würdet."

Junk, welcher allgemach in große Unruhe geraten war, sprang jetzt wütend auf, trat einige Schritte auf Randen zu und rief: „Zieh Deine Schlüsse nicht so superfein, sie könnten Dich gereuen, faktisch wahr! Es sollte ein Anderer sein, der Dich so sprechen hörte, nicht ich, und Du würdest dann wohl bald den gegenwärtigen Platz mit einem andern vertauschen müssen, faktisch wahr."

„Da haben wir's!" erwiderte Randen bitter. „Mit andern Worten, Du bist geneigt und schießest auch mir eine Kugel in den Arm, nicht? Hättest Du dann aber dabei auch bedacht, daß ich noch eine alte Mutter und eine Schwester zu versorgen habe, welche durch die Sühnung Deiner beleidigten Ehre ebenfalls die rechte Hand verlören und von Kummer und Armut umgeben, dem Elende ausgeliefert würden?"

Erregt sprang er auf: „Deine verkehrten Begriffe von Studentenehre habe ich Dir also nicht widerlegen können? Nun, so wisse es, Deine Drohungen könnten mich nie und nimmer einschüchtern." Bei diesen Worten wandte er sich unwillkürlich von Junk ab und war im Begriff, das Zimmer zu verlassen.

Junk aber vertrat ihm den Weg, fiel Randen um den Hals und rief mit reuevoller Rührung: „Randen! Altes, liebes Haus! Wer wird denn mit Dir anbinden, — ich faktisch nicht, so wahr ein Gott lebt! Komm, laß Dich nieder und steck' Dir einen Glimmstengel in den

Mund, damit Du die verdammt bittern Wahrheiten, die Du noch in petto hast, verschluckst."

Er drückte ihn auf einen Stuhl nieder und präsentierte ihm sein Cigarren-Etui, aus welchem er trotz des Freundes ablehnender Handbewegung eine Cigarre nahm und ihm in den Mund pfropfte. „Du magst ja Recht haben, ich will es gerne zugeben. Aber nun von etwas Anderem! — Weißt Du, Randen," — er hielt plötzlich inne, trat in's Nebenzimmer und schaute sich dort sorgfältig nach allen zweiunddreißig Himmelsgegenden um. „So, die Luft ist rein," sagte er zurückkehrend. „Weißt Du, Randen, die Nanny ist doch ein Blitzmädel, faktisch wahr, so ein Püppchen aus der reinsten Engelzone! Augen hat sie — hast Du 'mal hineingeschaut? — wie ein paar Glühwürmchen! Ein Füßchen — na, wie heißen die Dinger doch gleich? — wie die Elfen, meine ich, und Zähnchen — wie Perlen! Dabei die lächelnden Grübchen — Herr Gott! Und schwadronieren kann sie — Himmel! wie unser ehemaliger Professor Süßholz, faktisch wahr."

„Du hast wohl wieder Feuer gefangen?" fragte Randen, den Junks ungewöhnliche Vorsicht schon ein wenig beunruhigt hatte.

„Bah! tief drinnen, da brennt's" — er besann sich einen Augenblick und legte die Hand seufzend auf's Herz — „für Lucie natürlich! Aber weißt Du, die Nanny ist auch nicht übel, ganz mein Geschmack: frisch, frei, froh und fromm! Ich habe mit ihr gestern eine gute Stunde — Du warst nicht zu Hause — geschäkert; sie hat mir auch was vorgesungen und mich da-

bei so angeblickt — na, ich sage Dir, noch heute ist's mir in der Herzgegend heiß, faktisch wahr! Der olle Heinberg mit seiner Kellnermiene kletterte uns störend dazwischen, ich wäre ihr sonst um den Hals gefallen, so hat mich das Teufelsmädel bezaubert, faktisch wahr. Aber weißt Du, für Dich scheint sie sich ganz besonders zu interessieren — sie inquirierte mich mit einigen Fragen über Deine Vergangenheit. Sag 'mal, kennst Du auch den Konsulenten Kasakaitis? Dieser Mensch ist mir so zuwider, daß ich ihn nicht ansehen kann, ohne den Wunsch zu empfinden, ihm einen Faustschlag in's Gesicht zu versetzen!"

Randen machte eine ernste Miene und erhob sich. Die Nennung dieses Namens hatte in seinem Gemüte an eine Wunde gerührt, welche wieder heftig zu schmerzen begann. Kasakaitis! hatte dieser Mensch ihm nicht alles geraubt, alles? Das Leben seines ehrenhaften, teuren Vaters, den guten Namen, das ganze Vermögen, seine Stellung im Leben — alles, alles! Und dennoch ging dieser Mensch ungestraft einher und wagte es, ihm mit der ruhigsten Miene unter die Augen zu treten und ihm sogar die Hand zur Begrüßung entgegenzustrecken! Der Gedanke an Kasakaitis legte sich wie ein eisiger Frost auf seine Seele — er schwieg aber, schwieg wie immer und vergrub seinen Schmerz in seinem tiefsten Innern.

„Du mußt Deine Liebesaffairen nicht so auffallend betreiben, Junk; Heinberg wäre im Stande, Dir das Haus zu verbieten," sagte er nach einer Weile, statt einer Antwort auf die Frage Junks.

„Mir? Ha, ha, ha! Dazu ist der Mensch viel zu luntig. Und sollte er's sich unterstehn, mir etwas zu sagen — ich wäre faktisch imstande, ihm eine Ohrfeige zu applizieren, daß er bis an den großen Bären hinauffliegt. Denke Dir, er erzählte gestern in Aller Gegenwart, daß man einem seiner Kommis in der Augenheilanstalt Benzin in die Augen gespritzt habe. Alles platzte aus vor Lachen; ich verbesserte ihn und sagte: Atropin; er aber wollte es nicht zugeben und versicherte ganz aufgebracht, daß es Benzin gewesen wäre. Nicht wahr, solch' ein borniertes Hornvieh könnte sich doch für Geld sehen lassen, faktisch wahr."

„Man muß die Menschen nehmen, wie sie sind," entgegnete Randen achselzuckend. „Er hat gewiß auch seine lobenswerten Eigenschaften, wenn man sich nur die Mühe giebt, sie herauszufinden."

Junk schnitt eine spöttische, geringschätzige Grimasse zu dieser Belehrung. „Dieser Heinberg hat absolut gar keine lobenswerten Eigenschaften. Eigennutz, Blasiertheit, Arroganz sind die Quintessenzen seiner Gehirngrütze. Dabei ist er von so kolossaler Herrschsucht aufgebläht, daß er den Cäsar in Schlafrock und Pantoffeln spielen möchte. Was haben die Kinder nicht alles zu leiden! Namentlich Lucie thut mir in der Seele leid! Zu Lebzeiten der Mutter war sie so lustig, so ausgelassen und lebensfreudig, jetzt sieht man sie immer nachdenklich; sie lacht selten und ist fast immer traurig. Wie sollte es auch anders sein, wenn ein solcher Tyrann im Hause kommandiert und sich noch zu guterletzt eine Advokatenausgeburt mit einer Je-

suitenfratze eingefunden hat, der, weiß der Teufel, was für Absichten zu haben scheint!"

Randen besaß die Kraft, die Qualen seiner hoffnungslosen Liebe still und tief verwahrt, und den Haß gegen einen Menschen schweigend zu ertragen, aber daß auch die Geliebte leide, daß er keine Macht besaß, das zu ändern, vermochte er kaum zu ertragen. Es war ihm, als ob der Brennpunkt seines Lebens sich in dieser Liebe zeige, als ob diese all' seine inneren Kräfte in sich zusammendrängte und auf Schritt und Tritt die Ohnmacht seiner Persönlichkeit, die geringe Bedeutung seiner Stellung besonders klar legte.

Seine Stimme vibrierte, wie im verhaltenen Schmerz, als er nach einigen Minuten antwortete:

„Dagegen läßt sich nichts thun, als schweigen."

„Schweigen ist zwar ein schönes Wort, aber nicht für Jedermann geschaffen," versetzte Junk trotzig. „Das bestätigte auch gestern Fräulein Nanny. Heinberg wollte Lucie partout nicht in den Hippodrom mitgehen lassen. Da solltest Du nur gehört haben, welches rhetorische Zündnadelgewehrfeuer gegen den Diktator und die verliebte alte Jungfer gerichtet wurde. Sie verstummten geradezu für einige Augenblicke vollständig, faktisch wahr. Es ist ja auch ein himmelschreiendes Unrecht, daß Kinder, die solch ein Kapital besitzen, auf solche Weise erzogen und behandelt werden dürfen. Das Haus gleicht ja einer morschen Kapelle — ohne Lebenslust und Freude. Bedenke nur den verteufelten Unterschied zwischen dem Hausregiment der verstorbenen Mutter und dem heutigen: Tages-

helle und Nachtfinsternis! Und wer ist der Mittelpunkt, um den sich Alles drehen muß? Heinberg, dieser knotige Kerl! Ich sage Dir, wem Jupiter Dummheit nebst einem Sack von Frechheit und eine gute Portion Schufterei aus seinem Füllhorn in den Schädel expediert, der wird Millionär; wen er aber Weisheit, Wahrheitsliebe, Ehrgefühl mit der Muttermilch einsaugen läßt, der wird ein Bettler. Das ist heutzutage ein unumstößliches Weltgesetz, faktisch wahr."

Er fuhr plötzlich von seinem Sitze empor und rief unwillig: „Aber was sitzen wir hier unter der verdammten Zimmerdecke, — wollen wir doch hinaus unter den blauen Himmel! Die Sonne brennt nicht mehr so infam stark, es ist schon bald acht Uhr. Komm, altes Haus! Du mußt zu Piller, da giebt's heute Musik, und da machen wir einen Schoppen, denn ich bin nüchtern, wie eine Krähe vor dem Frühstück, faktisch wahr. Krutz und Rammler werden auch da sein, die haben schon oft nach Dir gefragt, und werden sich freuen, daß ich Dich aus Deinem verzauberten Schlosse unter fröhliche Menschen gelootst habe."

Da Randen Gegenvorstellungen machte, nahm Junk dessen Hut, setzte ihm denselben auf und nötigte ihn, sogleich mitzukommen.

„Wirst Du Dich nicht erst mit den beiden Damen begrüßen?" fragte Randen, um vielleicht auf diese Weise dem Mitkommen zu entgehen.

„Nein, heute nicht," versetzte Junk ungeduldig. „Morgen ist Sonntag, und da komme ich für den ganzen Nachmittag her. — Ist das Moos entschwun-

den, wird ein Bär gebunden, immer geht's in dulci jubilo!" begann er zu singen.

An der Thür zog er Randens Arm in den seinen, um den Freund so schnell wie möglich fortzuziehen, damit sie von den im Garten Anwesenden nicht bemerkt würden. Da rief auf einmal eine wohlklingende Stimme dicht hinter ihnen Junks Namen, und gleich darauf stand Nanny vor ihnen.

Das übermütige Mädchen hatte offenbar die letzten Worte der Beiden belauscht, denn das bewies der kleine, trotzige Mund, der in komischer Ueberzeugung die Worte hervorstieß:

„So — also? Sie wollen uns Herrn Randen entführen und sich selbst auch aus dem Staube machen? Das soll Ihnen nicht gelingen, die Herren müssen mir sogleich folgen!" Und ohne eine Entgegnung darauf abzuwarten, schritt sie in den Garten hinein.

Die Beiden blieben verdutzt stehen, ohne anfangs recht zu wissen, was sie beginnen sollten. Junk setzte sich eben in Positur, eine Entschuldigung zu stammeln, Randen wäre gern in sein Zimmer zurückgekehrt, — was aber am allerwenigsten anging, wenn es seinem Wunsche auch am meisten entsprechen mochte. Da erklang Nannys liebliche Einladung noch einmal gebieterisch, und auch Randen machte jetzt gute Miene zum bösen Spiel und schritt schweigend hinter Junk her. Bei einer von wildem Wein umrankten Laube, die in den Hintergrund des Gartens führte, blieb Nanny stehen. Hier saßen Heinberg und Kosakaitis

in eifrigem Gespräch beisammen; Lucie, die stumm in einer Ecke lehnte, wurde zwar stets in das Gespräch hineingezogen, gab aber kurze Antworten. Sie schien nur die Wiederkunft Nannys erwartet zu haben, denn kaum erblickte sie dieselbe, als sie aufstand und sich zu der Freundin gesellte.

„Ich bringe Dir hier zwei Herren, welche eben das Haus verlassen wollten. Das heißt," — verbesserte sie sich, — „Herr Junk wollte Herrn Randen durchaus mit sich nehmen, um in flotter Gesellschaft die Zeit totzuschlagen," — erklärte sie Lucie, die mit einiger Ueberraschung Junk und Randen in geringer Entfernung gewahrte.

„Du mußt schon Herrn Randen zu unterhalten suchen; ich werde mich inzwischen mit Herrn Junk auf die Geschichte legen, denn er scheint ein großer Kenner dieser Wissenschaft zu sein. Nicht wahr, Herr Junk?" wandte sie sich schmollend zu dem Verblüfften. „Ihre historischen Vergleiche letzthin" — und sie bückte sich lächelnd und in vornehmer Grazie, um ein paar Blumen zu pflücken. „Gewiß kennen Sie den Grund, warum sich Kleopatra, die ägyptische Königin, damals durch den Biß der Schlange tötete.

Junk hatte sich kaum von der ersten Ueberraschung erholt, als er sich jetzt mit einer Frage bestürmt sah, auf die er Alles wußte, nur nicht eine Antwort. Eine leichte Explikation aus dem corpus juris oder den schweinsledernen Pandekten hätte er vielleicht mit einigen Schweißtropfen bestanden, aber Geschichte, allgemeine Geschichte, und daraus gar noch Erörterungen,

das waren denn doch böhmische Dörfer für den lustigen Kneipkumpan. Ihm hatte seine Unwissenheit noch nie Kopfschmerzen gemacht und hätte es auch in diesem Augenblicke sicher nicht gethan, wenn nur nicht der funkelnde Blick Nannys so malitiös an seiner Nasenspitze hängen geblieben wäre. Dieser leidige Umstand brachte ihn dermaßen in Verwunderung, daß er verlegen hervorstammelte:

„Ich denke — ja sehen Sie Fräulein Nanny — es geschah, glaube ich, um sich an dem treulosen Antonius zu rächen."

„Wirklich?" lachte Nanny. „Wollte Antonius denn sie verlassen?"

„Ja, in einer Schlacht — ich weiß augenblicklich nicht den Namen derselben."

„Ist es möglich?" rief Nanny — „ich dachte immer, daß sie den Antonius verließ?"

Junks Verlegenheit hatte durch diesen Angriff ihren Gipfelpunkt erreicht; er räusperte sich und warf Randen einen flehentlichen Blick zu, ihn doch aus dieser miserablen Situation zu erlösen, — welche Aufforderung Randen sehr erwünscht kam, da ihn die stumme Zuschauerrolle, in welche er sich versetzt sah, sehr verlegen machte.

„So war es auch," bestätigte endlich Randen, — „sie verließ ihn in der Schlacht bei Actium und tötete sich, als sie Octavianus nicht zu gewinnen vermochte, im August 30 durch den Biß einer Natter."

Ein stolzes Kopfnicken Nannys und ein scharf prüfender Blick auf die Gesichtszüge Randens war der

einzige Dank für diese Erklärung; aber Lucie blickte den Sprecher mit dem bezaubernden Glanz ihres wundervollen Auges an, und ein rosiger Schimmer färbte dabei die zarten, jungfräulichen Wangen.

„Verzeihen Sie, Herr Randen," begann Lucie — es war zum ersten Mal, daß sie ihn anzureden wagte, und die unverhohlene Verlegenheit, die sie darüber empfand, übte einen unwiderstehlichen Zauber aus. „Sie haben meiner Tante ein Buch gegeben; darf ich es nachher auch zum Lesen nehmen?" fragte sie, sich an Randen wendend.

„Wenn Ihnen ein so ernstes Buch Vergnügen bereitet — gewiß," antwortete er.

„Ich danke," hauchte Lucie leise und weich. Sie wußte nicht, wie es gekommen, daß sie ihn bis dahin anzusehen vermieden hatte; als sie aber jetzt zu ihm aufblickte, schien ihr eine Flut inniger Zuneigung entgegenzuleuchten. Die rätselhafte Ruhe dieser ernsten Gesichtszüge dünkten sie durchweht von einem Hauche leiser Wehmut. Tief erregt wandte sie ihren Blick hinaus in die sommerliche Landschaft. Es war alles so harmonisch, still und schön hier! und dennoch — dennoch! — kam ein unruhiges Wogen, das leise nnd doch so merklich die stille Luft durchzitterte, kam ein beklemmender Seufzer daher, der ein Echo fand in dem stürmischen Klopfen ihres Herzens.

„Wollen wir nicht etwas an den Strand gehen?" fragte Nanny. „Der Abend ist so schön, so wunderschön — nicht wahr, Lucie? Herr Junk und Herr Randen werden uns bestimmt begleiten?"

Junk gab natürlich sogleich seine Zustimmung. Die Aussicht, einige Stunden in Gesellschaft der jungen Damen zu verbringen, hatte für ihn immer etwas sehr Anziehendes, wenngleich heute dieser Enthusiasmus ein wenig gedämpft wurde durch den Umstand, daß seine Kameraden in der Stammkneipe auf ihn warteten.

So brach man denn auf, ging durch den Park und kam bald an den nahen Wald, wo in den grünen Zweigen einige befiederte Sänger noch immer in ihren Konzerten sich überboten und die Abendlichter rötlich durch die Zweige schimmerten.

Nanny hielt sich an Junks Seite, und Randen schritt schweigsam neben Lucie hin. An die Spaziergänger hatte sich auch Heinrich angeschlossen.

„Ihre Eltern und Geschwister wohnen wohl auch am Strande, Herr Junk?" fragte Nanny.

„Ja. Mein Vater kommt freilich nur des Abends heraus, da er während des Tages in der Stadt zu thun hat."

„Er ist Stadtsekretär, wie mir Heinrich gesagt hat. Ein aufreibender und recht verantwortlicher Posten, besonders unter den augenblicklichen Verhältnissen!"

„Wie verstehen Sie das, geehrtes Fräulein?" fragte Junk.

„Nun, ein jeder Uebergang hat ja anfangs seine großen Schwierigkeiten," erwiderte Nanny. „Außerdem erzählt man sich in Petersburg über die Hartnäckigkeit der Rigaschen Stadtverwaltung so viel Unfreundliches."

„Von dem, was man in Petersburg über die hiesigen Verhältnisse erzählt, geehrtes Fräulein, ist oft nicht der hundertste Teil wahr."

„Seit wann duzest Du den Herrn Randen?" fragte Lucie still und verschämt ihren Bruder.

„Seit heute," antwortete er. „Richard ist mein Freund, und ich bin der seinige. Wir haben uns versprochen, uns gegenseitig als Freunde zu betrachten. Auch Du mußt ihn lieb haben, Lucie!"

Die Schwester wandte sich tief, tief errötend ab.

Man war auf eine Anhöhe gekommen, auf der nur einzelne Fichten und Tannen wuchsen und von welcher man den freien Blick auf das offne Meer hatte. Der leise Westwind spielte mit dem Blau der Wellen, und ein paar weiße Segel zogen wie Schwäne durch die silberne Flut.

„Wie großartig und überwältigend ist doch der Anblick des offenen Meeres!" sagte Lucie, sich zu Randen wendend.

„Ja," entgegnete er. — „Seine Größe aber verschlingt das Schöne. Es läßt sich nur von Göttern überschauen und begreifen."

Es entspann sich nun ein lebhaftes Geplauder zwischen ihnen, und die geistreichen, eigenartigen Bemerkungen Randens waren poetisch und anregend. Nur einander anzublicken scheuten sich Beide, und wenn es auch manchmal geschah, so zeigte sich auf dem Antlitze Luciens eine solche Verlegenheit, daß sie schnell wieder den Blick zu Boden senken mußte.

Heinrich war dicht an den Strand getreten und blickte weit in's Meer nach einem Schiff aus, welches wie ein schwarzer Punkt aussah und sich dem Hafen näherte. Bald stand auch Nanny neben ihm.

„Hast Du kein Fernrohr?" fragte sie ihn.

„Nein, aber Randen besitzt eins, ein außerordentliches, mit welchem er auch Abends die Sterne beobachtet. Du mußt ihn 'mal darum bitten, es ist wirklich erhaben, die Himmelskörper zu beobachten, besonders, wenn man soviel davon versteht wie Randen."

„Ich ihn bitten — den Isegrim! und wenn ich nie ein Teleskop gesehen hätte!"

„Bist Du auf Randen böse?" fragte Heinrich.

„Sehr, sehr!" entgegnete Nanny eifrig und errötete dabei leicht. „Er ist so abstoßend, so kalt, — so — aber sage ihm nichts davon, Heinrich! Er wäre imstande, sich noch etwas einzubilden, und einbilden thut er sich so wie so schon sehr viel."

„Du beurteilst Randen ganz falsch," antwortete Heinrich etwas bewegt; „auch ich dachte bis heute anders über ihn. Jetzt weiß ich aber, daß unter dieser scheinbar kalten Hülle ein so tief fühlendes, warmes Herz schlägt.

„Woraus schließest Du das?"

Junk kam schnell den Hügel herab und fragte lächelnd, ob denn das Schiff noch nicht da sei? Bemerkt hätte er wenigstens, daß, seitdem Nanny am Strande stehe, dasselbe wie durch Elektricität getrieben herangesegelt komme.

Randen und Lucie waren auf dem Hügel allein zurückgeblieben. Das junge Mädchen hatte den Hut abgenommen und ihn an den zusammengeknüpften Bändern über den linken Arm gehängt. Der Wind hatte ihr einige Haare über die Stirn getrieben, und während sie mit der rechten Hand dieselben in Ordnung brachte, blickte sie auf ihren Begleiter, der wieder schweigend neben ihr stand und ganz in den Anblick des Meeres vertieft zu sein schien. Dennoch sagte das tiefe, dunkle Auge, daß die Ruhe, welche in der ganzen Erscheinung sich ausdrückte, ein Produkt geübter, eiserner Selbstbeherrschung war.

Inzwischen hatten Heinberg und Kasakaitis, nachdem Lucie aus ihrer Nähe verschwunden war, ihre Konversation auf ein anderes Gebiet hinübergespielt. Daß etwas ganz Besonderes verabredet wurde, konnte man aus der lebhaften Gestikulation Heinbergs ersehen, und aus Kasakaitis froh erregter Miene nicht minder.

Inmitten der lebhaften Diskussion fragte Kasakaitis plötzlich ganz erregt: „Haben Sie Randen gekündigt?"

„Noch nicht!" versetzte Heinberg etwas kleinlaut.

„Warum noch nicht?" Kasakaitis sprang wütend auf. Die Hände auf den Rücken gelegt, hüpfte er unruhig in der Laube umher. „Ich kann diesen Menschen nicht sehen — er ist mir wie die Sünde zuwider."

Diese unerwartete Aeußerung Kasakaitis' brachte Heinberg einen Moment aus der Fassung. Doch äußerte sich das nur in einem sarkastischen Lächeln, mit welchem er den Konsulenten ansah und erwiderte:

„Auch Randen scheint nicht ganz erbaut von Ihrer Persönlichkeit, wie ich bemerkt habe."

Heinberg weidete sich einen Augenblick an dem Eindruck dieser Worte, denn er wollte seinen Kumpan herausfühlen lassen, daß er ihn durchschaue.

Kasakaitis blieb einen Augenblick sprachlos, dann warf er den Kopf zurück, zog aus seiner Hosentasche ein Streichholzdöschen und versuchte seine ausgegangene Papyros wieder in Brand zu setzen. „Freilich," sagte er endlich mit erzwungener Gleichgiltigkeit, — „aber was kann ich denn dafür, daß sein Vater für Fälschung in's Gefängnis mußte, sein Gut verkauft wurde und seine ganze Familie an den Bettelstab kam. Jeder ist sich doch schließlich der Nächste, und Gesetzt bleibt Gesetz."

„Besonders unter der Hand eines tüchtigen Advokaten bleibt Gesetz immer Gesetz," schaltete Heinberg ein, und er verzog seinen Mund zu einem häßlichen Grinsen. „Ich will Ihnen aber den Gefallen gern thun und Randen in den nächsten Tagen aus dem Hause schaffen, obgleich ich ihn eigentlich den Sommer über noch behalten wollte."

Ein befriedigtes, zugleich hämisches Lächeln folgte Kasakaitis, als er nach einer Weile mit ungeduldiger Hast aus der Laube schritt, um die Braut — in seinen Gedanken nannte er sie schon so — aufzusuchen.

Heinberg blieb zurück, und seine Mienen nahmen plötzlich eine merwürdige Färbung von Leidenschaft und Schadenfreude an. In seinen Gedanken überlief er die Lebensbahn, welche sich ihm durch sein gutes Glück so geebnet hatte, von dem Tage an, als er nur

„Jahn" hieß und ein garnicht geachteter, unwissender Kellner war, bis jetzt. Er lachte halb befriedigt in sich hinein: „Ich werde meinen Willen durchsetzen; ich verstehe mich auch auf das Biegen, wo das Brechen nicht angeht."

Der Erfolg seines schlauen Planes schien ihm gewiß.

---

## Siebentes Kapitel.

Einige Werst von dem Sommeraufenthalte Wassows erblickt man ein anderes Landhäuschen, welches schlicht aber anmutig aus Feldern und Wiesen und den schattigen Umrissen des nahen Tannenwaldes hervorlugt. Es liegt wie eine Schnecke in einen Winkel zurückgezogen, so bescheiden unter einer Gruppe von Ulmen und Pappeln und Linden da. Das schmale Wohngebäude von leichter Bauart, das sich nur in Höhe eines Stocks erhebt, läuft in eine vorspringende Veranda aus, zu welcher ein paar Stufen hinaufführen. Vor dieser breitet sich in kunstvoll angelegten Beeten ein reizender, buntschillernder Blumengarten aus; durch ihn schlängeln sich allerlei kleine Wege im Zickzack, und zwischen ihnen in der Mitte thront die Statue der Flora, von seltenen Pflanzen und Topfgewächsen sinnreich umgeben. An diesen Garten lehnt sich rechts ein großer Obstgarten an, der sich fast bis an den Bach zieht und von diesem nur durch einen mit Tannenbäumen bewachsenen Wall getrennt wird,

welcher sich längs des Uferrandes bis zum Schienendamm der nahen Eisenbahn erstreckt.

Im Hofe stehen Schauer und Ställe, ein Taubenschlag, auf einem hohen Pfahl erbaut, und ein Eiskeller unweit des Wohngebäudes.

Das ganze Landhaus verrät sonst keine Spur von Reichtum und pompöser Einrichtung, freilich auch nirgends ein Zeichen von Mangel und Dürftigkeit. Ueberall rufen Behaglichkeit und große Ordnungsliebe dem Eintretenden den Willkommen entgegen, überall prägt sich ein süßes Gefühl des Friedens und der Anmut aus. Und hat man Gelegenheit, weiter vorzudringen, so findet man das ganze Um und An des Bandertschen Landgutes so gemütlich, einfach und elegant und stilvoll, daß man sich unwillkürlich ebenso harmonisch gestimmte Bewohner hinzudenkt. Wie freudig überrascht wird man aber, wenn man seine Erwartungen noch übertroffen findet!

Herr Bandert, der Besitzer des Hauses, ist ein sehr wohlhabender Kaufmann, der es aber nicht liebt, seinen Reichtum mit sich herumzutragen, wie die Schnecke ihr Häuschen. Er lebt hier während der Zeit des Sommers in ländlicher Stille ganz den Naturfreuden mit Frau und drei Söhnen, die sein Lebensglück ausmachen.

Wem je das Glück zuteil geworden, in diesem Hause zu verkehren, der mußte von der ganz außergewöhnlichen, geradezu verschwenderischen Gastfreundlichkeit und der ungekünstelten Herzlichkeit dieser Familie ungemein angezogen werden. Unter den Kaufleuten war Ban-

dert sehr angesehen; man gab etwas auf seine großen Geschäftskenntnisse und fürchtete eine Konkurrenz von seiner Seite am allermeisten.

Betreten wir nun dieses Haus an demselben Sommertage, an welchem wir Junks tiefsinnige Gedanken über das Duell kennen gelernt haben.

Es ist alles ruhig ringsumher; nur einige Vöglein auf dem üppigen Lindengezweig vor dem Hause haben bereits den Schlaf verabschiedet und beginnen fast zögernd ihre wundersamen Melodieen zu zwitschern. Die Wipfel der Linden, vom Winde gebogen, teilen sich nur zuweilen und lassen dann plötzlich einen ganzen Lichtstrom des hellblauen Morgens bis an ihre knorrigen Wurzeln gleiten. Wie ein heimliches Verlangen regt sich's immer mehr und mehr und ein leises Summen zieht durch die Luft.

Da wird es auch schon im Hause lebendig. Herr Bandert, der sonst zu dieser Stunde noch der behaglichen Ruhe pflegte, tritt mit raschem Schritt aus dem Wohnhause und nähert sich der Gartenpforte, welche am Ende einer großen Lindenallee zur Landstraße hinausführt. Er trägt einen großen Leinwandrahmen in der Hand, auf welchem uns in riesenhaften roten Buchstaben das Wort „Willkommen!" entgegenleuchtet. Nachdem er diesen Rahmen über der Gartenpforte angebracht, tritt er einige Schritte zurück und betrachtet mit Wohlgefallen sein eben vollführtes Werk.

Bandert ist ein recht korpulenter Mann von ungefähr fünfundvierzig Jahren. Sein Gesicht hat einen solchen Ausdruck von Wohlgefallen und Gutherzigkeit, daß es

sogleich Jeden für sich einnimmt; von seinen verständigen, geistreichen braunen Augen kann man mit Recht sagen, man lese darin seine Gedanken.

Nach einigen Minuten tritt auch ein weibliches Wesen aus der Veranda: es ist Frau Bandert. Sie mochte in gleichem Alter mit ihrem Gatten stehen, sah aber bedeutend jünger aus. Wenn Verstimmung oder Aegernis, wie sie doch einmal in jedem Hauswesen sich einstellen, ihren rosigen Gleichmut zu stören drohte, so war es nur für Augenblicke; ihr unverwüstlicher Frohsinn und ihre tiefwurzelnde Heiterkeit des Gemütes bekamen immer wieder die Oberhand. Arbeitsam und fleißig, war sie nicht eines jener ewig schaffenden Wesen, die ihr höchstes Verdienst darin suchen, sich selbst gleich Mägden abzuarbeiten. Frau Bandert wirkte mehr durch eine thätige und rationelle Oberleitung ihres ganzen Hausstandes. Nie hörte sie auf, die angenehmste Wirtin für ihre Gäste zu sein und ihrem Hause einen unübertrefflichen Reiz, eine seltene Gediegenheit und eine Eleganz zu geben. Das wußte ein Jeder, der auch nur den Kopf in das Haus gesteckt hatte.

Ihr Gemahl war ihr Gesetzgeber, der Herrscher im Hause, ohne dessen Zustimmung sie nie etwas zu unternehmen wagte, während er nie etwas that, was sich nicht die aufrichtige Zustimmung seiner Gattin errang. Dieses brachte eines jener seltenen Eheverhältnisse hervor, in denen nicht nur Liebe, sondern auch hohe Achtung für einander die Seelen verbindet.

„Reinhold!“ wandte sie sich zu ihrem Manne, — „bitte, komm doch herein und schau Dir das Zimmer unseres erwarteten Gastes näher an.“

„Ich komme schon,“ erwiderte Bandert, indem er sich noch einmal rasch davon überzeugte, ob der aufgehängte Rahmen auch gut und sicher befestigt sei. Dann folgte er seiner Frau durch die Veranda in ein sehr geräumiges Zimmer, dessen Aussicht auf den Obstgarten hinausführte.

„Nun, wie gefällt es Dir hier?“ rief sie ihm heiteren Tones entgegen, indem ein Schimmer glücklichen Frohsinns über ihre noch immer schönen Züge glitt. „Sind die hellblauen, mit Silber durchwirkten Tapeten nicht hübsch? Die Nußholzkonsole mit der Toilette von Ebenholz macht sich doch auch ganz gut? Und hier — das blauseidene Kanapee und die gleichfarbige Portière passen doch auch zum Ganzen?“

„Du hast Deine Sache wirklich gut gemacht, Emilie,“ erwiderte Bandert, der über die geschmackvolle, luxuriöse Ausstattung des Zimmers freudig überrascht schien. „Deinen ausgezeichneten Geschmack habe ich stets bewundert, liebe Frau, und oft hab' ich bedauert, daß uns der Himmel keine Tochter in die Wiege gelegt, die Deine ausgezeichneten Eigenschaften geerbt hätte. Uebrigens — wer weiß, wozu das gut ist.“

„Ach, Reinhold — wozu sollte das gut sein,“ erwiderte die Frau fast traurig, und sie ließ das Haupt sinken. „Hätte ich eine Tochter, ich wäre viel glücklicher.“

„Ich auch," fiel ihr Bandert schnell in's Wort; „doch wer weiß, wozu es gut ist, daß uns der Himmel keine bescheert hat! Der Gedanke wieder, sie von ein paar Dutzend Liebhabern und Courmachern mit Mondscheingedichten und hundertpfündigen Seufzern umschwärmt zu wissen, würde mir den nächtlichen Schlaf rauben."

„Wie Du nur wieder redest — geh, geh! Es ist das schönste Glück der Eltern und zugleich das Ostern der Mutter, wenn die Tochter Beifall erntet. Doch setz' Dich her, Reinhold!" Sie hielt einen Augenblick inne, um gleichsam die Gedanken zu sammeln und den rechten Ausdruck zu wählen. „Wir haben Oskar für den Sommer zu uns aufgefordert," begann sie etwas zögernd, — „wir müssen also auch für Vergnügungen, Belustigungen sorgen, Reinhold," — und dabei streichelte sie liebkosend den schönen, untadelhaft schwarzen Bart ihres Gatten und blickte ihm dabei gespannt in die Augen.

„Ich merke, Du hast wieder etwas auf dem Herzen, Emilie; rücke nur heraus mit der Sprache."

„Ich habe also Deine Zustimmung?"

„Ich weiß ja noch garnicht, worum es sich denn eigentlich handelt?"

„Ich meine," fuhr sie etwas verlegen fort, — „wir müssen Bälle veranstalten, Reinhold. Die Petersburger sind an solche Lustbarkeiten gewöhnt, und wir brauchten doch nicht nachzustehen."

Bandert gab sich alle Mühe, ein ernsthaftes und

verwundertes Gesicht zu machen, aus dem aber nur zu deutlich sein inneres Wohlwollen hervorschaute.

„Da haben wir's!" brachte er endlich hervor. „Erlaubt man Euch Frauen zu sprechen, so kommen stets Wünsche, Vorwürfe oder Befehle über die Lippen. Bedenke nur, liebe Emilie, was ein Ball für eine Umwälzung im Hauswesen hervorbringt, und nun noch gar der Pluralis — Bälle! Herr Gott!" Er machte eine Bewegung, als wollte er sich den Schweiß von der Stirn wischen. „Mit ein paar Tänzern und Tänzerinnen ist da nicht gedient, man muß gleich die ganze Vetter- und Basenschaft, die Nachbar-, Bekannt- und Freundschaften, und wer weiß wen nicht alles unter die Tanzfahne rufen. Und das fade Geschnatter gefallsüchtiger Weibsleute und verschrobener Kavaliere! Dann das Tanzen selbst bis spät in die Nacht hinein! Ho! ho! ho! Wo bleibt da meine schöne Ruhe!" Er schüttelte abwehrend den Kopf; aber der scherzhafte Ton, mit dem diese Worte ausgesprochen wurden, verfehlten nicht, seine Wirkung auf Frau Emilie auszuüben. Sie wandte sich vergnügt ihrem Gatten zu und streichelte den mächtigen schwarzen Bart noch zärtlicher.

„Geh' nur, geh', alte Schlafmütze! Du kannst Dich meinetwegen schon um zehn Uhr in Dein Schlafzimmer zurückziehen — wir werden ruhig weiter tanzen. Dabei bleibt es! Man wird doch nicht Oskar aus Petersburg hernötigen, damit er sich langweile."

„Erholen soll er sich!" versetzte Bandert, mit komisch gespielter Demut den Kopf senkend. „Der

Bruder schreibt mir, daß Oskar ihn selbst gebeten, nach Riga zu kommen, um in unserer stillen Häuslichkeit sein wildes Leben zu vergessen. Die vielen Vergnügungen in der großen Hauptstadt haben ihn ganz lebensmüde und nervös gemacht — er soll sich nach Ruhe sehnen. Ich muß meinen Bruder Gustav sehr tadeln, daß er den Jungen nicht besser im Zügel gehalten hat; jetzt ist es zu spät, der Junge ist seiner Autorität entwachsen."

„Wie meinst Du das?" fragte Emilie, erstaunt ihren Gatten anblickend.

„Nun, er soll die Universität schon seit einem Jahre verlassen haben, ohne auch nur das geringste Examen bestanden zu haben. Und die Stellung, welche er gegenwärtig beim Vater im Comptoir einnimmt, ist auch nur dem Namen nach eine Beschäftigung für ihn. Sein Hauptgeschäft bleibt immer noch: Kartenspiel, Schuldenmachen u. s. w."

„Man pflegt Vieles zu übertreiben, Reinhold," wandte sie ein. „Ob es wirklich wahr ist?"

„Der Bruder schreibt es mir in dem heutigen Briefe; es kann ja sein, daß ihm auch viel Unwahres hinterbracht wird," beschwichtigte er; „aber ein leichter Vogel ist er, das habe ich selbst gesehen, als ich vor einigen Jahren dort zum Besuch war. Damals hatte er sich aus Deutschland, wo er studirte, zwei Kollegen zu den Ferien mitgebracht, die im Biertrinken und wildem in den Tag Hineinleben geradezu Horrendes leisteten. Die Gastwirte müssen von diesen drei Schmorfinken keinen geringen Verdienst gehabt haben — diese pump-

ten auf allen Ecken an! Der Bruder aber schaute damals gleichgiltig drein, wenn der Herr Oskar spät abends beduselt nach Hause kam, und äußerte mir gegenüber, daß sich dieser jugendliche Leichtsinn wohl bald legen würde — indessen hat er sich noch in einer andern Beziehung verschlimmert."

Er machte eine Bewegung, als ob er das Zimmer verlassen wollte, beabsichtigte im Grunde aber nur dem Gespräche eine andere Wendung zu geben, denn es lag nicht in Vanderts Natur, den Stab über die Fehler Anderer zu brechen. Seine Frau wurde aber durch solch ein leichtes Berühren des Gegenstandes nur noch begieriger, Alles zu erfahren; sie drang in Vandert, den Inhalt des Briefes ihr ja nicht vorzuenthalten.

„Oskar soll sich in die Tochter eines Professors verliebt haben," erklärte Vandert nach kurzem Stillschweigen. „Es soll aber kein freundliches Entgegenkommen ihrerseits, sondern nur ein lächerliches Nachjagen seinerseits bestehen. Darüber spricht der Bruder auch seine große Unzufriedenheit aus."

„In die Tochter eines Professors? Warum sollte daraus nichts werden können, da Oskar doch sonst ein gebildeter Mensch und der Sohn eines steinreichen Mannes ist? Wir leben doch nicht in dem alten Kastengeiste, wo solche geringe Standesunterschiede so weit gehen sollen, daß sich zwei Menschen deshalb zu fliehen brauchten?"

„Immer und immer werden wir darin leben, solange es noch Orden, Diplome und Rangstufen giebt. Zudem soll dieser Professor nicht nur eine der

berühmtesten Größen Petersburgs, sondern zugleich ein außergewöhnlich reicher Mann und seine einzige Tochter die gefeiertste Schönheit der Kaiserstadt sein."

„Das ändert durchaus nicht die Sache, wenn sie ihn nur liebt."

„Das ist es eben — wenn!" entgegnete Bandert, und er erhob sich, um, wie er sagte, in den Garten zu gehen und dem Gärtner noch einige Instruktionen über die Dekoration des Hauses zu geben. Die Frau hielt ihn aber zurück.

„Bleib' sitzen, Reinhold," sagte sie, ihn sanft auf den Stuhl zurückziehend, — „ich habe mit Dir noch etwas viel Wichtigeres zu besprechen. Du weißt, daß wir allen Grund haben, Randen wie unser eigenes Kind zu lieben, denn es ist ein seltener Charakter und ein besonders guter Lehrer unserer Kinder. Du wirst ihn gewiß auch beobachtet haben, und findest Du nicht, daß mit ihm namentlich in letzterer Zeit eine große Veränderung vorgegangen ist? Ahnst Du nicht, was der Grund davon sein könnte?"

„Ja, darüber wollte ich schon lange mit Dir sprechen," entgegnete Bandert, sich im Stuhle festsetzend. „Ich ahne aber ebenso wenig wie Du die Ursache. Hat er nicht etwa eine unglückliche Liebe? Gescheite Leute werden oft dumm, wenn sich das Herz in den Verstand hineinmischt."

Frau Bandert schüttelte den Kopf: „Nein, nein, das ist unmöglich! Bedenke nur, wie wenig er sich aus all den Damen macht, welche bei uns verkehren.

— Es sind doch ganz hübsche Mädchen darunter — nur selten spricht er ein Wort mit ihnen."

„Das ist kein Gegenbeweis," widersprach Bandert; — „wenn nur die Rechte käme, würde er schon aufthauen, wie frischgefallener Frühlingsschnee. Solche Gletscherherzen sind die gefährlichsten, sie stehen am nächsten den Sonnenstrahlen, schmelzen aber nicht so schnell. Sonst wüßte ich nicht —"

„Hast Du keine Einblicke in seine Familienverhältnisse?"

„Nein. Für die paar Stunden Privatunterricht unserer Jungen meldete er sich damals durch das Inserat in der Zeitung. Sonst weißt Du ja, daß er nie über sich spricht, und anderswo habe ich auch nichts erfahren."

Frau Bandert blickte sinnend vor sich hin, bis sie nach längerem Stillschweigen begann: „Ob er nicht Schulden hat, Reinhold? Schulden verstimmen ebenfalls. Und da könnten wir ihm doch helfen," setzte sie weich hinzu.

„Wenn es nur das wäre — eine Kleinigkeit! Selbst einige Tausend wären mir nicht zu viel für ihn. Wie sie ihm aber geben — das ist eine Frage." Und erwartungsvoll schaute er seiner Gattin ins Antlitz.

„O!" entgegnete diese freudig bewegt und rasch, — „das ginge schon! Du erkundigst Dich wie gelegentlich nach seinen Verhältnissen, und wenn Du etwas merkst, bietest Du ihm schlicht und einfach Deine Hilfe an. Guter Wille und ein teilnehmendes Herz beleidigen nie."

„O, nur zu oft! Und den Geldpunkt wird er unter keiner Bedingung berühren, dazu kenne ich ihn schon zu genau. Aber was ich thun will — ich werde ihm erst sein Honorar verdoppeln, dann für ein halbes Jahr pränumerando zahlen und nach einigen Monaten bitte ich ihn, mir doch das Vergnügen zu gönnen, ihn meinen Schuldner nennen zu können, und zahle ruhig weiter. Auf diese Weise kann er mir nichts anhaben und ihm ist geholfen."

Frau Bandert fiel ihrem edlen Gatten gerührt um den Hals: „Du weißt immer das Richtige zu finden, Reinhold; ja, so wird's gehen."

„Aber so laß mich doch," stöhnte Bandert unter den Umarmungen der Gattin. „Du erdrückst mich ja förmlich, und ich muß doch in den Garten gehen und dem Gärtner noch einige Instruktionen geben."

Er erhob sich und ging schnell aus dem Zimmer auf die Veranda, wo er Randen, welcher von der Pforte her kam, begegnete. Dieser grüßte ehrerbietig und wollte vorübergehen, um, wie gewöhnlich, um diese Zeit den Kindern den Unterricht zu erteilen; Bandert hielt ihn aber am Arme zurück.

„Ich spreche eben mit meiner Frau über Sie, Herr Randen — entschuldigen Sie einen Augenblick." Und er wandte sich zu dem in naher Entfernung stehenden Gärtner. „Machen Sie die Dekorationen etwas hübscher, schonen Sie keine Blumen, Lorentz — die Pforte, die Lindenallee müßen feiner dekorirt sein — hören Sie! — Herr Randen, Sie sind immer so schachmatt, wie man sagt. Sapperment, was ist's

denn mit Ihnen? Seien Sie aufrichtig gegen mich, bester Herr, Sie wissen doch, daß Sie es können, ohne daß ich große Einleitungen zu machen brauche."

„Ich weiß wirklich nicht —" entgegnete der Angeredete.

„Nur keine Verstellungen — Sie haben bestimmt etwas vor! Gelinde gesagt, sehen Sie mir ganz kopfhängerisch aus. Was haben Sie denn eigentlich?"

„Ich schicke mich stets in meine Lage, Herr Bandert," entgegnete Randen, und er blickte offen in das freundliche und gute Gesicht des Kaufherrn. „Und das hoffe ich auch in der Zukunft thun zu können. Sollten mir aber Hindernisse in den Weg kommen, dann will ich stets an Ihren weisen Ausspruch denken: „Wer weiß, wozu es gut ist."

„Da thäten Sie wohl recht, wenn Sie diesen Spruch stets beherzigten — aber wer weiß! Junge Leute haben oft Ursache, anders zu denken, wenn die Weltbeherrscherin Liebe ihnen so einen Strich durch die Rechnung zieht. Sie machen gewiß keine Ausnahme hiervon. Aber ein junger Mann wie Sie — na! das Weibsvolk müßte Ihnen zu Füßen liegen, und wenn sie es nicht thäten — nun, so thun sie es nicht, darüber nur keine grauen Haare! — Nochmals für einen Moment um Entschuldigung!"

Und Bandert näherte sich wieder dem Gärtner und gab ihm noch einige Anordnungen; dann kehrte er schnell zu Randen zurück, welcher mit einer Verbeugung seiner Pflicht nachgehen wollte. „Nein, nein, wir machen ein Partiechen Schach — heute nichts vom

Unterricht — Sie sind mir noch Revanche schuldig — die Jungens können heute zur Feier des Tages einen freien Tag machen, erlauben Sie ihnen die kleine Abwechselung. — Fritz, bringe mir das Akonitfläschchen aus dem Schlafzimmer, Du wirst es auf meiner Toilette finden."

Bandert war nämlich ein unverbesserlicher Homöopath; ja, wäre Hahnemann aus dem Grabe gestiegen, er hätte ihm zweifelsohne als dem größten Verfechter seiner Heilmethode die Palme zuerkennen müssen. Er führte gewöhnlich in jeder Tasche ein Fläschchen von dem homöopathischen Wunderspiritus mit sich, um bei der geringsten Aufregung einige Tropfen, die nach eigenem Gutdünken gewählt und mit Wasser vermischt wurden, hinunterzuschlucken. Und kam erst die Rede auf die Homöopathie und Allopathie, — Bandert stand gleich bereit, mit jedem auch noch so studierten Jünger Aeskulaps eine Lanze zu brechen. Seine Frau und Kinder nahmen mit der Zeit die gleiche Gewohnheit an. Sobald nur Jemand in der Gesellschaft von einer Quetschung im Magen, einer Schüttelung in der Herzgegend oder von ähnlichem Unbehagen sprach, gleich strömten die weisen Verordnungen auf ihn ein: „Dagegen hilft Akonit ausgezeichnet! Nehmen Sie nur abends und morgens zwei Tropfen Merkur Nr. 3; es ist vorzüglich! Nein, Nux vomika — das ist wirklich unübertrefflich!"

Im Grunde genommen, waren dies aber keine leeren Verordnungen; die ganze Familie hatte sich

— weiß der Himmel wie — vorzügliche, sogenannte häusliche, medizinische Kenntnisse erworben.

Fritz, der Sohn des Hauses, brachte das Verlangte. Randen hatte inzwischen das Schachspiel geholt und die zierlich geschnitzten Figuren aufgestellt.

„So, jetzt können wir beginnen. Weiß zieht an." Bandert sah nach der Uhr: „Erlauben Sie noch einen Augenblick. — Fritz, Du kannst dem Kutscher sagen, er soll nach einer Stunde anspannen und auf den Bahnhof fahren. Das Uebrige weiß er schon."

Fritz entfernte sich.

„Bevor wir beginnen, erlauben Sie mir eine Frage, Herr Randen. Wie geht es mit dem Unterricht meiner Kinder?" Er lehnte sich dabei in den Lehnstuhl zurück und schob sein schwarzes Sammetkäppchen hin und her.

„Nun, im Ganzen — gut! Nur mit dem Russischen will es bei Fritz nicht recht gehen," entgegnete Randen.

„Und gerade das Russische ist die Hauptsache. Ohne die russische Sprache kann man heutzutage nichts mehr beginnen. Leider! Finden Sie diesen plötzlichen Sprachenumschwung nicht etwas — nun, wie soll man da gleich sagen — etwas zu despotisch?"

„Das finde ich gerade nicht," erwiderte Randen. „Denn recht und billig ist's doch, wenn ein Staat wie Rußland von seinen Unterthanen die Kenntnis der Reichssprache verlangt. Etwas kategorisch mögen einige Regierungsmaßnahmen wohl genannt werden, aber die Schuld daran tragen die Ostseeprovinzialen selber: sie haben eben noch immer nicht gehorchen gelernt und

glauben durch Widersetzlichkeit den Staat im Staate fortsetzen zu können."

„Das sagen Sie nicht!" gab Bandert zur Antwort. „Kein Reich hat so viele Minister — in letzterer Zeit ist es gewiß anders — wie das unsrige, welche sich zur Staatsverwaltung drängen, ohne je die Kunst gelernt zu haben, die zu jedem Geschäft nötig ist, die Kunst — zu denken. Wie kann das Volk mit der Administration solcher Leute zufrieden sein? Denn ungerechnet, daß das Vertrauen der Unterthanen nur durch Beweise von vorzüglicher Humanität erworben wird, gehören zu einer vertrauenerweckenden Staatskunst auch jene tiefen und gründlichen Kenntnisse, welche nicht nur den ganzen Umfang der Machtsphäre beherrschen können, sondern auch in ihre Details und ihre Beziehungen eindringen. Bei uns gab es aber manchmal nur zu große Unentschlossenheit und schreckliche Unkonsequenz, und solche Charakterzüge haben eben dazu beigetragen, Erbitterung zu erzeugen. — Lassen wir jedoch das! Mit Hermann geht es gewiß besser?"

„Er ist aber auch weit begabter als Fritz. Er wird gewiß zu Weihnachten nach der Prima versetzt werden."

„Das bleibt sich gleich. Nach einem Jahre habe ich die Absicht, ihn herauszunehmen und mit Fritz zugleich in ein Comptoir zu geben. Winkheim, bei dem ein Verwandter von mir Kassirer ist, hat mir schon versprochen —"

„Wie? Wird denn Hermann nicht studieren?" fragte Randen verwundert.

„Ach — Lappalien — wozu denn studieren? Das Studiren ist nicht meine Passion; alle meine Jungens sollen praktisch gebildete Kaufleute werden — weiter nichts!"

„Hermann würde aber dem Kaufmannsstande sehr wenig Ehre machen, da seine Geistesrichtung durchaus eine andere ist."

„Das macht sich mit der Zeit alles von selbst. Mit dem Studieren ist heutzutage nicht viel los — man muß praktisch sein! Urteilen Sie selbst nach sich, Herr Randen: wie viele Ausgaben und nächtelange Arbeit hat Ihnen das Studieren gekostet, und was hat es Ihnen eingebracht? Ein Mensch mit Universitätskenntnissen — tausend Rubel monatlich müßte er wenigstens verdienen! Statt dessen — Ach so!" unterbrach er sich, — „damit ich es nicht vergesse: ich habe Ihr monatliches Honorar jetzt selbstverständlich verdoppelt; ich kann es unmöglich verlangen, daß Sie diesen langen Weg täglich von Wassow bis zu mir umsonst zurücklegen. — Sie ziehen also an, Herr Randen, wollen wir das Spiel nicht länger verzögern!"

Er rieb sich vergnügt die Hände und that, als ob er jetzt weiter nichts sprechen, sondern all seine Aufmerksamkeit dem Schachbrett zuwenden wollte.

Randen zog aber nicht, sondern blickte dem reichen Handelsherrn fest in's Gesicht und erwiderte: „Wozu denn diese Verdoppelung, Herr Bandert? Ich werde sie nicht annehmen. Nichts beleidigt empfindlicher las eine allzu große Güte, die man nicht verdient hat."

„Nicht verdient? Wieso denn?“ fiel ihm Bandert in's Wort. „Da beleidigen Sie mich, Herr Randen. Wenn Sie täglich circa fünf Werst zurücklegen müssen, was garnicht in unserer Abmachung steht, und die Kinder außerordentliche Fortschritte bei Ihnen machen, bin ich sogar verpflichtet, Ihnen eine Zulage zu gewähren, und ich begreife garnicht, wo da eine Beleidigung durchblicken sollte.“

„Wenn ich meine Pflicht thue, so habe ich noch nichts Besonderes gethan und darf daher auch nichts Besonderes beanspruchen. Ich bin vollkommen mit meinem Honorar zufrieden und werde daher keine Zulage annehmen, Herr Bandert.“

„Aber so lassen Sie sich doch bedeuten, daß ich es stets so gehalten habe und bei Ihnen gewiß keine Ausnahme machen werde. Außerdem müssen Sie doch bedenken, daß bei uns Kaufleuten eine solche Kleinigkeit durchaus keine Rolle spielt. Wenn Sie mich also noch viel ärgern, so verdoppele ich nochmals und dann haben Sie mich erst recht auf dem Halse. Also punktum damit! Sie müssen ziehen, — machen Sie rasch, unser Petersburger wird bald hier sein, und ich möchte Ihnen noch gern eine Partie abgewinnen.“

Die Partie nahm damit ihren Anfang, und man konnte es dem frohlächelnden Gesichte Banderts ansehen, wie es ihn innerlich freute, daß sein Vornehmen einigermaßen gelungen war.

„Ich muß Ihnen aber noch sagen, daß ich Heinberg in den nächsten Tagen verlassen werde,“ sprach Randen nach einigen Minuten.

„Ach, desto besser! Dann räume ich Ihnen einen Platz in meinem Hause und vervierfache selbstverständlich Ihr Gehalt," versetzte Bandert jovial. „Aber ohne Scherz, — werden Sie wirklich Ihre dortige Stellung aufgeben?"

Randen blickte trübe vor sich hin und entgegnete dann gepreßten Tones: „Ich muß fort, das heißt — mir ist gekündigt worden."

„Ich will mir nicht erlauben, nach den Motiven zu forschen," erwiderte Bandert, mit der Rechten an den gefallenen Schachfiguren herumspielend und mit der Linken sein Sammetkäppchen glättend, — „ich denke nur eben darüber nach, warum Sie es nicht zu einer staatlichen Anstellung bringen wollen, wo Ihnen solche Eventualitäten erspart blieben? Warum bemühen Sie sich nicht um einen Ihren Kenntnissen entsprechenden Platz? Warum machen Sie z. B. nicht das Oberlehrerexamen in der Mathematik? Daß Sie dieses, ja noch ein viel schwierigeres bestehen können, davon bin ich sogar als Laie fest überzeugt." Er blickte Randen frei in's Gesicht und erwartete die Antwort.

„Das kann Sie freilich in Erstaunen setzen, aber so rätselhaft es Ihnen, Herr Bandert, auch klingen sollte, eine erschöpfende Antwort kann ich Ihnen auch hierauf nicht geben. Zwar wird von den Menschen alles Erlernte und Errungene dazu angewandt, sich dessen durch die Befriedigung sinnlicher Genüsse bewußt zu werden, — aber nicht dies ist der Weg zur Menschengröße. Im Ueberflusse geht gewöhnlich das Edelste des Menschen verloren, er erlahmt in der Kraft seines

Handelns, sobald er sich der Außenwelt und ihren Berückungen hingiebt, und hat er sich früher ein größeres, höheres Ziel gesteckt, so lullt ihn die Mittelmäßigkeit des ihn umgebenden Lebens mit ihren mittelmäßigen Genüssen dermaßen ein, daß er den Mut und die Energie verliert, weiter zu streben. Ich will diese Worte nicht auf mich in Anwendung bringen, ich will nur den Trost aus ihnen entnehmen, daß mir in dem größten Mißgeschick die Ergebung in das Notwendige übrig bleibt, nämlich die Hoffnung auf das Glück eines selbsterkämpften, selbstverdienten Lebens."

Man sah es ihm an, daß er sich aus der Notwendigkeit gewissermaßen gewaltsam eine solche Trostesphilosophie gezogen hatte.

„Sie müssen eine traurige Vergangenheit haben, daß Sie die Hoffnung auf ein anderes Glück verloren geben," entgegnete Bandert, indem er über die Schachfiguren Randen in's Gesicht sah. „Haben Sie keine Pläne für eine reicher ausgestattete Zukunft?" fragte er besorgt.

„Keine," erwiderte Randen bestimmt. „Ich habe weder Protektion, noch Vermögen. Ich gebe mir nur die Aufgabe, das, was ich gelernt, zu benutzen und zu verarbeiten."

„Gestehen Sie mir Alles," bat Bandert, die Hand Randens ergreifend und sie herzlich drückend, — „es muß noch etwas Anderes sein, was Sie zu einer so ernsten Lebensanschauung gebracht."

Randen schwieg einen Augenblick. „Freilich — doch wozu das!" Er richtete forschend das Auge auf

Bandert. „Mein Vater war Gutsbesitzer, besaß ein sehr bedeutendes Vermögen und war einer der grundehrlichsten und ehrenhaftesten Menschen. Sein Unglück war sein Charakter: er war zu vertrauensselig. Dieses benutzte ein Schurke von einem Advokaten: er brachte ihn und uns nicht nur um das ganze Vermögen, sondern um den guten und ehrlichen Namen. Mein Vater konnte diesen Schicksalswechsel nicht überleben, er sank, eine gebrochene Existenz, plötzlich in's Grab, und wir erbten von ihm nur die Schmach, welche nun auf unserm Namen lastet. Durch Entbehrungen aller Art arbeitete ich mich bis zur Universität hindurch, aber alle Schritte, die ich that, um mich auf derselben zu behaupten, blieben erfolglos: ich mußte nach unvollendetem Studieren dieselbe verlassen. Trotzdem arbeite ich wenigstens, so viel ich kann, und so Gott will, hoffe ich noch in diesem Herbst zum Oberlehrerexamen vorzugehen."

Bandert war zu zartsinnig, um diesen Gegenstand weiter zu berühren, obgleich er über die Vergangenheit Randens gern noch mehr erfahren hätte. Sein scharfsichtiger Blick erkannte jedoch, daß der Vater Randens ein unverdientes Schicksal erduldet, unter dem der Sohn nun so schwer zu leiden hatte.

Ehe Bandert ein Wort noch erwidern konnte, vernahm man in der Ferne das Klatschen der Peitsche und das Rasseln des Landauers, der von der Landstraße her zwischen den blühenden Wiesen und Kornfeldern sich der Lindenallee und der Bandertschen Villa näherte.

Bandert, Randen rasch einen Abschiedsgruß zuwinkend, eilte nach der Gartenpforte, an der seine Frau bereits sich vorfand, um den Wagen, den die zwei feurigen Rappen für ihre Ungeduld viel zu langsam näher brachten, zu erwarten.

„Willkommen! Willkommen!“ rief Frau Bandert, indem sie der Equipage einige Schritte entgegeneilte.

Die Pferde hielten — und ein junger Mann von ungefähr vierundzwanzig Jahren sah sich mit offenen Armen von den Erwartenden begrüßt.

Der Fremde war in vollem Sinne des Wortes ein Bonvivant zu nennen: Gesicht, Sprache und Geberden verrieten so entschieden den Lebemann, den Dandy der großen Welt, daß sie seine Charaktereigentümlichkeiten wie aus einem Spiegel reflektierten. Aber häßlich konnte man den jungen Mann nicht nennen, er besaß vielmehr eine interessante Physiognomie. Ein paar dunkelblaue Augen lagen unter einer hohen und blendend weißen Stirn; sie wären fesselnd gewesen, wenn ihnen nicht der unstäte Ausdruck einer unbändigen Leidenschaftlichkeit etwas Unsympathisches verliehen. Auch zeigte das sonst schöne Gesicht eine auffallend fahle Bläße, welche mit der harten Linie um die Mundwinkel auf eine stürmisch durchlebte Jugend deutete. Der zierlich gedrehte Schnurrbart und das sorgfältig geordnete spärliche Haupthaar sollten über jene verräterischen Indizien hinwegtäuschen, was ihnen übrigens nicht recht gelingen wollte, und paßten sich der ungezwungenen Haltung und

der weltmännischen Sorglichkeit, die sich in seinem ganzen Wesen aussprach, recht gut an.

Der Gast wurde, nachdem das sofortige Auspacken seiner Sachen angeordnet war, in die Veranda geleitet. Hier dampfte neben einem fein servierten Frühstück der sauber geputzte Samowar mit gemütlichem Summen.

Frau Bandert bestürmte ihren Gast zuerst mit Fragen über seinen Gesundheitszustand, weil er, wie sie meinte, nicht ganz wohl aussähe. Als die Antwort beruhigend ausgefallen, nötigte sie ihn zum Frühstück.

„So, so, dann trink und iß erst gründlich, Du wirst auf der Reise hungrig geworden sein; nachher mußt Du mir 'mal erzählen, was sie Alle in Petersburg machen. Wie geht es Tante Adele und Agnes?"

„Nun — so passabel!" entgegnete Oskar, eine Auster von ihrer Umhüllung befreiend, — „Tante Adele leidet nur manchmal an rheumatischen Kopfschmerzen und muß oft tagelang das Zimmer hüten."

„Rheumatische Kopfschmerzen — o Himmel!" stöhnte Frau Bandert, — „das ist etwas Fürchterliches! Ich leide auch nicht selten daran. Sie müßte doch Homöopathie versuchen. Akonit im Wechsel mit Belladonna ist wirklich das Beste. Wie mit der Hand fort — es hilft bei mir immer. Es giebt sonst kein Mittel dagegen, die allopathischen Aerzte wissen wenigstens kein helfendes. Und Aurelia — haben ihre Beängstigungen sie verlassen? Sie litt ja lange Zeit daran."

„Ja — so ziemlich! Nur darf sie sich nicht aufregen, dann kommen sie stets wieder."

„Das ist es eben — nicht aufregen! Wer kann es aber bei einem solchen Temperament, wie Aurelia eins hat. Sie sollte doch Pulsatilla versuchen — ich schrieb ihr schon — es verschafft stets Linderung. — Aber mit Andreas' Podagra ist es doch durch die Reise in's Ausland besser geworden?"

„Das kann man eigentlich nicht behaupten, im Gegenteil, die Hydropathie scheint ihm durchaus nicht gut bekommen zu haben, er findet, daß er bedeutend schlechter geworden ist."

„Wäre das wirklich die Ursache?" versetzte Frau Bandert etwas besorgt. „Reinhold, hörst Du? Ich habe nie etwas von den mineralischen Wassern gehalten und der fortgesetzte Gebrauch des Karlsbader scheint Dir auch eher geschadet als genützt zu haben."

Bandert, welcher seinem Gast gegenüber auf einem großen Lehnstuhl Platz genommen und sich bis jetzt ausschließlich damit beschäftigt hatte, ihm die beste und schönste Sorte Wein zu servieren, erwiderte:

„Es kann schon möglich sein. Aber sag mal, Oskar, hat Santpack sein Geschäft noch nicht aufgegeben? Er wollte sich doch ganz zur Ruhe setzen und einige Jahre in Italien verleben?"

„Er wollte — der alte Geizhammel! Er handelt nach wie vor mit Geld und wieder Geld. Die Millionen, welche er besitzt, scheinen ihm noch nicht zu genügen. Aber wahrhaftig, Onkel," — leerte er sein gefülltes Glas Champagner bis auf den Grund, — „ich habe zwar viel von Ihrer Gastfreundschaft

gehört und manches für übertrieben gehalten, allein jetzt sehe ich selbst —"

„Was wollt' ich doch gleich sagen," — fiel ihm Bandert, wie laut denkend, in's Wort, um ihn am Fortgange seines Redestromes zu hindern. „Was hört man sonst Neues in der Hauptstadt? Unsere Stadt ist — Gott sei gedankt! — von den sozialistischen Auswüchsen so ziemlich befreit. Nun, so manche Uebelstände habt Ihr Petersburger denn doch noch von diesen gesellschaftlichen Auswüchsen zu erdulden."

„Mag sein," erwiderte Oskar leichthin, — „aber auch bei Ihnen sind gewisse Uebelstände vorhanden, welche in erster Linie dem Petersburger Unwesen gleichkommen."

Bandert zeigte eine betroffene Miene: „Du machst mich neugierig, was dies wohl sein könnte."

„Nun, hungriges Advokatenpack, verschimmeltes Gerichtswesen, spießbürgerliche Stadtverfassung, zopfiger Adel und dergleichen mehr."

„Diese Bezeichnungen sind total am unrechten Ort. Wir haben durchaus keine Veranlassung, über unsere Institutionen zu klagen. Unser gegenwärtiges Gerichtswesen ist zwar etwas langatmig, aber ausgezeichnet, und die Vertreter der Stadt üben strenge Gerechtigkeit, wie selten wo. Was den Adel anbetrifft, so hält er sich dabei auf seiner ihm zukommenden Höhe und wirkt auch in seiner Art nur Förderndes."

„Sollte wirken, Onkel, sollte!" fiel ihm Oskar lächelnd in's Wort, indem er sein Glas wiederum mit Champagner füllte. „Jedenfalls schaut der baltische Adel von der olympischen Höhe auf den Bürgerlichen wie auf einen im Staube kriechenden Esel, auf den alle Lasten gehäuft sind und dem als Gratifikation die Zuchtrute der Zurücksetzung auf dem Rücken tanzt. Wer weiß, ob wir die Zeit erleben, wo die ungeheure Kluft der verrosteten Vorurteile nicht mehr Barone und Bürger von einander trennen wird — schwerlich!" Er leerte sein gefülltes Glas. „Uebrigens liegt der faule Fleck ja nicht hier allein. Das Hauptübel liegt noch viel tiefer im Herzen des Landes. Schneider zum Beispiel werden zu Hospitalrevidenten und Schuster zu Gefängnisinspizienten gewählt — ha, ha, ha! Dazu kommt noch die unfehlbare Souveränität der Advokatur im Gerichtswesen, wo der Geldbeutel viel wirksamer wirkt, als alle Indizien und das ganze corpus juris. — Und das nennen Sie, Onkel, eine außerordentliche Verfassung — ha, ha, ha!"

„In Dir erkennt man den echten rechten Residenzler," erwiderte Bandert, sein Sammetkäppchen auf dem Kopfe unwillig hin- und herschiebend und Oskar mehr besorgt als zornig anblickend, — „im Herzen Galle und Gift, um unsere alte Stadt bis auf den Grund zu demolieren. Warte nur, Freundchen, Du sprichst mir bald anders!"

„Das glaube ich schon," versetzte Oskar lachelnd, — „Ihre gute, alte Stadt versteht es, alles nach ihrem Geschmack zuzustutzen, selbst den strengsten, unnach-

giebigsten Staatsmann. Man hat leider sehr viele Beispiele dafür."

Frau Bandert hatte sich, nachdem ihr Gatte ein anderes Thema angeschlagen, in neuer Fürsorge für den Gast aus der Veranda entfernt. Jetzt steckte sie wieder freundlich ihren Kopf zur Thür herein und rief:

„Hast Du aber Koffer und Kisten mitgebracht, Oskarchen, huh! Du wirst doch nichts dagegen haben, wenn ich einige in die angrenzende Kammer bringen lasse? Willst Du nicht Dein künftiges Logement in Augenschein nehmen? Du kannst ja wieder gleich zurückkommen.

„Danke. Ich komme gleich, Tante. Der Onkel ist mir ein viel zu gefährlicher Wirt: erstens sein famoser Wein und dann seine feurige Disputation."

Indem er sich anschickte, die Veranda zu verlassen, leerte er sein Glas und folgte dann Frau Bandert.

„Dies also ist Dein Zimmer, Oskarchen," sprach sie freundlich und schaute mit mütterlicher Zärtlichkeit und fast rührender Besorgnis in das jetzt glühende Gesicht. „Schalte und walte hier, als ob Du zu Hause bist. Alles, was Du nur wünschest, sage dem Diener Jahn oder mir — es wird Dir stets erfüllt werden."

„Danke, Tante," erwiderte er, und er führte wie mechanisch die Hand der Frau Bandert an seine Lippen. Dann nahm er weiter kein Notiz von seinem Zimmer, warf sich schwer auf einen Lehnstuhl und stützte den Kopf in die Hand. Frau Emilie betrachtete ihn einige Augenblicke kopfschüttelnd.

„Fehlt Dir etwas, Oskarchen? Ist Dir unwohl? Hast Du Dich vielleicht auf der Reise erkältet?"

„Nein, nein, Tante, danke sehr! Ich bin ganz gesund und denke nur über etwas nach."

„Worüber denn, Kind?" Sie trat näher und fuhr weich mit der Hand über sein Haupt.

„Kennen Sie eine Familie Wassow oder Heinberg?" fragte er, indem er gespannt zu Emilien aufblickte.

„O ja, sehr gut! Die verstorbene Frau war eine liebe Schulfreundin von mir."

Oskar sprang erregt in die Höhe. „Dann müssen Sie mir einen Gefallen thun, Tante, einen sehr großen Gefallen, bitte!"

„Wozu bedarf es da noch einer Bitte! Sehr gerne."

„Sie müssen eine Gesellschaft geben und Wassows auch einladen; ich muß dort bekannt werden, ich muß!"

„Wenn Du dort nur bekannt werden willst, kannst Du dies auf eine sehr leichte, einfache Art. Der Hauslehrer bei Wassows ist zugleich Lehrer unserer Kinder. Er wird heute Nachmittag herkommen, wir haben ihn mit Dir bekannt zu machen. Es ist ein gebildeter und achtungswerter junger Mann."

„Das ist gut, sehr gut, — ich danke Ihnen sehr, liebe Tante!" rief er heiter und schritt rasch im Zimmer auf und ab, ohne sich weiter um Frau Bandert zu kümmern, welche den Zusammenhang all dieser Fragen und Ausrufe nicht ahnte und kopfschüttelnd diese große Aufgeregtheit ihres Gastes dem Genuß des Weines

zuschrieb. Sie hielt es daher für's Beste, ihn allein zu lassen, und sagte im Fortgehen:

„Wenn Du etwas nötig hast, Oskarchen, so klingele." Damit entfernte sie sich.

Oskar beachtete das Verschwinden der Frau Bandert garnicht. Wilde Liebesgedanken ließen sein Herz stürmisch dem Augenblick entgegenklopfen, wo er sie wiedersehen würde, sie, Nanny Wassow, das entzückende Kind des Petersburger Professors.

Welche Mühe hatte er sich in Petersburg gegeben, welche vielfachen Mittel und Mühen angewandt; es war ihm nur ein einziges Mal gelungen, in das Haus des berühmten Professors eingeführt zu werden, nur ein einziges Mal! Nanny war fortan unnahbar geblieben! Im Theater, wo er sie das erste Mal gesehen und sich sterblich in sie verliebt hatte, und einige Mal auf der Promenade, das waren die einzigen Orte gewesen, wo er ihr überhaupt begegnet. Als er erfahren hatte, daß sie nach Riga, in das Haus ihres Onkels gereist, hielt ihn nichts mehr in der Kaiserstadt — er mußte ihr folgen, wohin es auch immer wäre! Welch ein Glück nun für ihn, daß das Haus seines Onkels in so naher Beziehung zu demjenigen Wassows stehe. Er war von diesen beglückenden Gedanken, daß er Nanny jederzeit wiedersehen, sogar sprechen könne, ganz eingenommen.

Nach langem Hin- und Herschreiten im Zimmer lehnte er sich in das offene Fenster und blickte wie träumend über den Obstgarten nach dem nahen Waldhügel hin, über den die Sonne ihre funkelnden

Strahlen ausgoß, und dann auf die Laubkronen der mächtigen Linden, die sich dicht unter seinem Fenster wölbten. Es war hier so still — nur das Säuseln des Frühlingswindes in den dichtbelaubten Aesten, der Gesang der Vögel und das Rauschen des Baches tief unten im Thal drangen gedämpft zu ihm.

Wie seltsam kam es ihm hier vor, in dieser stillen Einsamkeit; er mußte unwillkürlich an seine Vergangenheit zurückdenken. Welch' ausgezeichneten Gaben hatte er einst sein genannt, als er noch die Schule besucht und das liebevolle Mutterauge über seinen Arbeiten und seinem Wandel gewacht! Er war einer der fleißigsten und lernfähigsten Knaben der Anstalt gewesen; die Lehrer hatten ihn oft gelobt und ihm Großes prophezeit. Da war sie plötzlich gestorben, die gute, liebe Mutter, als er fünfzehn Jahre alt geworden, und seit dieser Zeit war er ganz in die Hände eigennütziger Menschen und pedantischer Erzieher gefallen. Sein Vater hatte sich überhaupt wenig um ihn gekümmert, der hatte genug mit seinem ausgedehnten Geschäfte zu thun. Als Student hatte es ihm immer noch an guten Vorsätzen nicht gefehlt, er hatte manchmal die Nächte durchgearbeitet, um auch jetzt der Fleißigste zu heißen. Aber — aber — als die allzugroße Verlockung zu Spiel und Ausschweifung an ihn herangetreten, hatte er sie wohl oft hartnäckig zurückgeschlagen, war aber zuletzt doch zu schwach gewesen, ihr gänzlich zu widerstehen. Sein Vater gab ihm ja Geld in Hülle und Fülle. „Warum da nicht das Leben genießen, solange man jung ist!" hatten

ihm die Kommiltionen so oft zugerufen, — „zum Studieren bleibt ja immer noch Zeit genug.“ Da war er auch endlich hineingestürzt in den Strudel des leichten Residenzlebens. Summen und abermals Summen, Gesundheit und Kraft hatte er seinem ausschweifenden Leben und dem Spiel geopfert — Alles, Alles! Die Gewissensbisse, welche ihn anfangs gemartert, waren mit der Zeit immer schwächer geworden, bis sie zuletzt gänzlich verstummten. Aber jetzt, wo er des geliebten Wesens gedachte, jetzt regte sich der Gedanke, daß es mit ihm doch anders hätte werden können, wenn er nicht durch bösen Umgang, durch verlockende Zufälligkeiten und sein heißes Temperament getrieben wäre, wenn er weniger freien Willen gehabt hätte und nicht stets mit einem vollen Beutel bedacht worden wäre!

---

## Achtes Kapitel.

Das Haus Bandert hatte seit Oskars Ankunft ein geräuschvolles Leben angenommen. Kartenabende, Tanzvergnügungen und andere Lustbarkeiten wechselten ohne Unterlaß. Bandert, der anfangs nur höchst ungern zu der kleinsten Gesellschaft seine Einwilligung gegeben und dabei unwillig mit dem Kopfe geschüttelt, schien plötzlich ein ganz anderer Mensch geworden.

Er gewöhnte sich selbst immer mehr an ein bewegtes Leben und entschuldigte sich Anderen gegenüber damit, daß er seinem Petersburger Gast keinen Wunsch abschlagen wolle und ihm den kurzen Aufenthalt in seinem Hause so angenehm wie möglich machen müsse. Oskar verstand es aber auch meisterhaft, das Wohlwollen seines Onkels und dessen Zuvorkommenheit für seine eigennützigen Pläne auszubeuten.

Der Verkehr mit Wassows wurde unter Beobachtung der notwendigsten Förmlichkeiten aufgefrischt. Bandert veranstaltete einen glänzenden Ball und lud dazu eine stattliche Anzahl, von Gästen und ganz besonders Heinberg und alle sonstigen Glieder des Wassowschen Hauses ein.

Heinberg hatte zwar einen stillen Widerwillen gegen die alt-neue Bekanntschaft, und ganz besonders mißfiel ihm der zudringliche Petersburger mit den hunderttausend Komplimenten, den er eher auf die Mondberge als in seinen Gesellschaftskreis wünschte doch er stand ja mit Bandert in sehr engen Geschäftsbeziehungen, und eine solche Art von Verbindung übte stets einen unwiderstehlichen Einfluß auf seine Widerstandskraft aus. Aber auch hier war Oskar wieder der Mann, einen Andern für sich zu gewinnen. Er widmete ihm zuerst seine ausschließliche Aufmerksamkeit, lobte überschwänglich Heinbergs Geschäftskenntnisse und setzte dabei die Anderer natürlich tief herab, machte dann und wann zweckmäßige Anspielungen auf seinen reichen Vater und ließ dabei einfließen, daß er sich einmal glücklich schätzen würde, mit Heinberg in Ge-

schäftsverbindungen zu treten. Dies Alles verfehlte nicht, seine Wirkung auf den arroganten und egoistischen Kaufmann auszuüben.

Das von Bandert veranstaltete Fest war glänzend. Alle Räume des Landhauses waren für den Empfang der Gäste hergerichtet. Das ganze Haus hallte von lärmenden Schritten wieder; Köche und Mägde, Diener und Expresse gingen und kamen, sprachen und lärmten, und die geschäftigen Stimmen vermischten sich mit dem Geräusch der Löffel und Gabeln, Gläser und Flaschen und drangen manchmal aus der Küchenregion in die mit besonderer Sorgfalt und Eleganz hergerichteten Empfangsräume hinüber.

Am Ende des großen breiten Speisesaales stand Frau Bandert und überblickte nochmals prüfend die Tafel, ob auch alles ihrer Anordnung gemäß, hergerichtet worden. Es war aber alles tadellos — nichts fehlte.

Auf der Schwelle erschien auch Herr Bandert. Er war kein Habitué von prunkenden Gesellschaften, das sah man der Art, wie er sich im Fracke bewegte, an, denn er schien sich nichts weniger als behaglich in dem schwarzen Galaanzug zu fühlen. Seiner Liebhaberei, täglich und immer in ein und demselben Anzuge zu gehen, der — in Parenthese gesagt — recht fadenscheinig und durchaus nicht salonmäßig aussah, hatte er gleich bei Oskars Ankunft entsagen müssen.

„Ich habe den Lorentz beauftragt, daß er für die Damen lose gebundene Bouquets aus Veilchen und Maiblumen zn den Couverts herstellen soll," — wandte sich er an seine Frau.

Dann trat er an die Tafel, und daran hinuntergehend, betrachtete er aufmerksam die Einzelheiten und las die Billets auf den Tellern.

„Natürlich — Oskar neben Fräulein Nanny Wassow."

„Ach Gott," entgegnete seine Frau lächelnd, — „der Junge ist ja auf das heutige Fest wie versessen und verspricht sich so viel von ihm. Eigentlich — neugierig bin ich auch, wie wohl die Professorstochter aussehen mag. Gehört habe ich so viel von dem jungen Mädchen, daß ich mir mehr ein himmlisches als ein irdisches Wesen vorstellen müßte."

„Die Liebe sieht leider, wie die Dichter, durch eine verklärte Linse," antwortete Bandert, bei einem Couvert plötzlich stehen bleibend und ernst auf das Billet blickend. „Daß mir Oskar den Advokaten Kasakaitis eingeladen hat, will mir durchaus nicht gefallen."

„Wieso? Kennst Du den Konsulenten von einer unvorteilhaften Seite?"

„Ich kenne ihn überhaupt nicht, mir ist der Zwerg aber geradezu widerlich."

„Ja, vorteilhaft sieht er wirklich nicht aus," gab Emilie zur Antwort. „Als er bei uns seine Visite machte, war es auch nicht meine Absicht, ihn einzuladen. Ich empfand etwas Unangenehmes in seiner Gegenwart. Und dabei das linkische, eckige Wesen, diese Verbeugung!"

In die momentane Stille tönte das erste Wagenrollen. Schnell öffnete der Diener die Thür, und

Herr und Frau Bandert schritten in den gegenüberliegenden Salon.

Allmählich füllten sich die Räume mit Hunderten von Gästen. Die Wirte gingen den Ankommenden entgegen und hatten für Alle ein freundliches, verbindliches Wort, — nicht der kalten, steifen Form entlehnt, sondern aus dem Herzen heraufgeholt. Wohin man nur blickte, gab es elegante Kostüme, gab es Feiertagsmienen. Auch das übliche Herzklopfen, das Sehnen und Verlangen fehlte gewiß nicht. Wer diese Welt betrachtete, mußte sich gestehen, daß sie neben der verschiedenartigen Hülle auch nicht gleiche Seelen, nicht gleiche Gedanken und Gefühle hatte.

Lucie und Nanny, welche in ihrer außergewöhnlichen, mit einander kontrastierenden Schönheit den ganzen schimmernden Damenflor des Bandertschen Hauses verdunkelten, ernteten mit der Bewunderung bei den Herren auch zugleich den Neid der Damen und die wenig freundlichen Bemerkungen der Mütter und Tanten ein. Es gab dort, wie überall, viele Familien, die einen nicht geringen Vorrat an hold erblühenden, erblühten und verblühenden und verblühten Töchtern hatten, und deren Aufregung daher sehr erklärlich war. Nanny wurde viel bewundert; dennoch schwärmte die Mehrzahl für Lucie, welche in ihrem schlichten schwarzen Kleide und mit der weißen Kamelie in dem dunkelbraunen Haar einen eigenen Zauber ausübte. Sie sprach nur selten, fand aber um so größeren Beifall, weil ihre Worte, einer edlen Frauenseele entsprungen, den so seltenen Reiz der Natürlichkeit trugen. Hätte die

Eitelkeit Raum in ihrem Herzen gehabt — welche Triumphe hätte sie verzeichnen können! Aber ihr Herz hing anderen Empfindungen nach. Die Tante hatte ihr vor einigen Tagen eine Anspielung auf die Werbung des Konsulenten Kasakaitis gemacht und diese mit einer besonderen Empfehlung ihrerseits begleitet. Kasakaitis sollte sie ihre Hand reichen — Kasakaitis! — Welche Gefühle seitdem ihr Herz durchwogten, und wer vermag diese zu schildern! Anfangs konnte und wollte sie es garnicht glauben, ihr Gemüt sträubte sich dagegen, daß ein solcher Antrag überhaupt möglich gewesen! Zu dem Abscheu vor dieser Heirat gesellte sich noch etwas Anderes hinzu: Randen hatte vor einigen Tagen das Haus verlassen! Seit jener Zeit saß Lucie manchmal stundenlang allein, den Blick von Thränen verschleiert, das liebliche Haupt sinnend auf die schönen Mädchenhände gestützt.

Nach all den Vorstellungen, all dem Kreuzfeuer von Frage und Antwort, dem Hin- und Widerreden, war endlich die Stunde herangerückt, wo man sich zu Tische setzen sollte. Die jungen Damen wurden von ihren Kavalieren geführt. Heinberg ging mit Fräulein Seller, und Oskar natürlich hatte sich wirklich Fräulein Nanny erobert. Lucie wurde von dem Baron von Schmaling zu Tische geführt. Die Andern folgten je nach Zusammenstellung der Plätze. Ein Fräulein Danner, welches zum ersten Mal in Riga zum Besuch aus Berlin weilte, hatte zu Tischnachbaren rechts einen Polytechniker Seidel und links den Verwalter Meyer erhalten. Meyer hatte zwölf Semester Landwirtschaft

im Auslande studiert und galt in der Gesellschaft als sogenannter „kluger Mann." Er liebte es, gern und recht gewählt zu sprechen. Da sich augenblicklich kein anderer Unterhaltungsstoff vorfand, wandte er sich an das neben ihm sitzende Fräulein mit der nicht mehr ungewöhnlichen Frage, wie ihr wohl die Stadt Riga gefalle, und erhielt die formgewandte Antwort: „recht gut", mit dem Zusatze jedoch: „nur scheinen mir die Einwohner etwas spießbürgerlich zu sein."

„Freilich, freilich," entgegnete Meyer, sich den Schnurrbart mit der Serviette abwischend," — ich will zwar nicht entscheiden, welche Zuthat die eigentliche Kleinstädterei zu diesem Typus hinzubringt, aber so viel ist auch meiner Beurteilung nach gewiß, dieser Charakterzug der Spießbürgerlogik kryſtallisiert sich in den meisten Lebensverhältnissen Rigas."

Seidel, ein geborener Rigenser, konnte den Schluck Bouillon nicht schnell genug herunterbekommen, um prompt zu replizieren:

„Ich wundre mich, wie auch Sie zu diesem Urteil gekommen sind, Herr Meyer, da Sie die Stadt doch nicht von nur ein paar Tagen her kennen."

„Eben deshalb," versetzte Meyer, „weil ich in Riga bereits fünfzehn Jahre lebe, dürfte ich mir auch ein Urteil über dieselbe erlauben. Der Rigenser schaut sich jede Persönlichkeit rein geschäftsmäßig an, ehe er an sie herantritt, er geht dem Menschen geradezu mit dem Seziermesser zu Leibe, ehe er ihm die Hand reicht. Daher ist auch in Riga der einzelne Mensch nur etwas in Bezug auf eine Gemeinschaft, das heißt,

man schätzt und mißt ihn nur nach seiner Stellung in Korporationen. Wer in Riga nicht Verwandtschaften oder wenigstens Bekanntschaften mit den Herren Litteraten, den Stadtvätern oder mit einem von den Deis majorum gentium besitzt, dem wird es gewiß schwer fallen, einen gebührenden Platz in der Gesellschaft einzunehmen. Ergo . . ."

„Ob das gerade ein schlechter Zug des Rigensers genannt werden dürfte," erlaubte sich Seidel zu bemerken, — „wäre doch sehr zu bezweifeln. Es ist wahr, besonders der baltische Adel ist etwas zugeknöpft — aber hütet er sich dadurch nicht vor tausendfachem Schaden, vor falscher Beurteilung, vor Ungelegenheiten?"

„Herr Gott!" versetzte Meyer auflachend. „Das Leben ist kurz, und Elend und Prosa sind überall genug in dem trägen Bauche der Gesellschaft. Wer soll denn immer den Philosophen spielen und jede Regung der Hand, jeden Schlag des Herzens, jedes Gedankensummen im Haupte unter das Gesetz der Berechnung zwingen! Das ist's ja eben, das Wesen des Kernrigensers: eine angekränkelte Vornehmthuerei, eine lächerliche Abscheidung, wobei es nicht auf den Menschen überhaupt ankommt, sondern nur auf seine Sphäre, sein Genre. Daher möchte ich auch sagen, der Balte hat zwar Intelligenz, aber keine äquivalente Civilisation. Der Geist ruht in Koterien und auf wenigen Propheten! er hat keine Gemeinde, die in Zungen spricht. In Deutschland zum Beispiel wird der Einzelne respektiert, das Subjekt, — hier mißt man nur nach Korporationen. An der Journalistik ist es

deutlich zu sehen, wie der Geist an die Kliquen geschmiedet ist. Sie finden in Riga eine Menge Dichter, Schriftsteller, Recensenten und weiß der Himmel was nicht alles, aber keine einzige markige Persönlichkeit, keine einzige scharfe Feder, die ihren Namen durch die dicke Haut der Mittelmäßigkeit hervorgucken ließe.

„Meyer!" rief plötzlich ein etwas weiter Sitzender dem Sprecher zu. Wirst Du nicht eine Rede halten? Nu, dann 'mal los!"

„Habe keine auf Lager," entgegnete der Angeredete, sich jetzt energisch an die fast kalt gewordene Mahlzeit machend.

An dem oberen Ende der Tafel ging es bedeutend lustiger her. Nanny verstand es, die Fäden des Gespräches mit außerordentlich kundiger Hand zu lenken. Oskar schwebte im siebenten Himmel. Ein Glas Champagner nach dem andern stürzte erhinunter, wahrscheinlich, um seine innere Glut zu löschen, doch vermehrte er sie nur noch mehr. In seinen Worten und seinen Blicken lag etwas Heißes, Leidenschaftliches. Nanny gegenüber saß Randen und führte mit seiner Tischnachbarin, der reizenden Frau von Reinhold, ein Gespräch. Die immer gleichmäßige Ruhe seines Wesens machte ihn zu einem angenehmen Gesellschafter, seine reichen Kenntnisse ließen an seiner Unterhaltung hohes Interesse finden. Nur zuweilen erhob er das ernste Gesicht, und seine Augen begegneten dann denjenigen Nannys.

Es war ein eigentümlicher Charakter, diese Petersburgerin; kein Laut, keine Silbe verriet, daß sie auf jedes Wort des Gegenübersitzenden lauschte, daß sie förmlich mit ihrer

Seele jeder seiner Bewegungen folgte; nur in der wohlklingenden Stimme lag etwas eigentümlich Warmes, wie man es sonst selten bei ihr wahrnahm. Sie war gewöhnt, sich zu bezwingen, doch nicht gegen sich anzukämpfen.

Drei Stunden lang saß man bei Tische. Drei Stunden lang folgte ein Gericht dem andern, ein Gespräch dem andern. — Die helle Mittagssonne strahlte ihr helles Licht über die geschmückte Tafel, die Blumenaufsätze strömten süße Düfte aus, die Teller klapperten, die Champagnergläser klirrten aneinander . . . von Zeit zu Zeit wurde auch ein Trinkspruch dargebracht . . .

Endlich ging das Mittagsmahl zu Ende und sämmtliche Anwesenden, die Aelteren sowohl als die Jüngeren, waren äußerst aufgeräumt. Das Wetter war prächtig, und die geöffneten Flügeltüren des Saales lockten in's Freie, in den Garten hinaus.

Summend, lachend, konversierend wanderte die Gesellschaft in den Anlagen umher. Einige machten sich an's Billardspiel, Andere machten Versuche, vermittelst einer Windbüchse in's Schwarze zu treffen. Die alten Kartenspieler jedoch warfen sehnsüchtige Blicke nach den grünen Tischen, an die sie nicht schnell genug kommen konnten. Da ertönte auch schon die Musik, und das Rauschen der Kleider, die frischen, jugendlichen Stimmen vermischten sich mit Polka- und Galoppadenweisen.

Der Baron Schmaling bat Lucie um den ersten Walzer und um die erste Française. Lucie erklärte dankend, daß sie nicht tanze.

„Ach so — ja — entschuldigen Sie — Sie haben Trauer!“ entgegnete der Baron etwas lächelnd, seinen fein gewichsten Schnurrbart zwischen den Fingern reibend. „Sind Sie aber wirklich unerbittlich, und kann nichts Ihren Beschluß ändern?“

„Ich weiß nicht, warum ich ihn ändern sollte.“

„Dann stehe auch ich davon ab heute zu tanzen. Nichts soll mich hindern, Ihre mir so werte Gesellschaft zu genießen, was mir ein reicher Ersatz für das aufgeopferte Vergnügen sein wird.“ Dabei zog er einen Stuhl an Luciens Seite und nahm auf demselben Platz.

Lucie war verlegen und mißvergnügt zugleich, wurde über und über rot und antwortete nach einer kleinen Pause:

„Dies kann unmöglich Ihr Ernst sein, Herr Baron. Und wenn ich es wagen darf, eine Bitte an Sie zu richten, so ersuche ich Sie inständig, Ihrer Erklärung keine Folge zu geben; denn Sie würden wirklich allzusehr um das Vergnügen betrogen, das Sie sich für den Abend versprochen hatten.“

„Ich bin in meinem Vorsatze ebenso bestimmt, wie Sie in dem Ihrigen, gnädiges Fräulein.“

Lucie empfand eine wahre Herzbeklemmung. Aengstlich schaute sie sich nach Nanny um, die von den jungen Leuten und selbst von dem Alter sehr umschwärmt wurde. Gern wäre sie zu ihr gegangen, aber sie hätte sich zu diesem Behufe durch die Tanzenden hindurchdrängen müssen.

„Nicht wahr, ein ganz netter Kreis?“ bemerkte der Baron zu seiner schweigsamen Nachbarin. „Und besonders, wenn man bedenkt, daß man sich nur in einem gewöhnlichen Bürgerhause befindet.“

„Auf diese Bezeichnung dürfte er, glaube ich, überall Ansprüche machen.“

„Nun, wer weiß! Ein etwas verwöhnter Gesellschaftsmensch könnte denn doch Stoff zu mancherlei Bemerkungen finden. Sehen Sie nur das junge und ganz niedliche Fräulein Bodenbach an, wie sie auffallend mit ihrem Kavalier kokettiert und unaufhörlich lacht; und dann den kleinen Herrn mit der Brille, der seine Tänzerin in allen Windrichtungen sucht und Schritte macht, als ob er über den Bosporus setzen wolle. Dem Blicke eines strengen Kritikers könnte so was nicht entgehen.“

„Ein solcher scheint freilich hier nicht zu fehlen.“

„Wenn das gnädige Fräulein damit mich meint, so bin ich wahrlich nicht gefährlich.“ Deutlich hörte man seinem Tone an, daß er eine große Artigkeit empfangen zu haben meinte, und dadurch aufgemuntert fuhr er fort, die Tanzenden zu mustern und auch Nichttanzende zur Zielscheibe seiner Einfälle und Bemerkungen zu machen. „Der blonde korpulente Herr da — Sie kennen ihn nicht? — Desto besser! Er ist Repräsentant einer gewissen Gesellschaftsklasse hier in Riga, ist Bankdirektor 2c. 2c. In seinem Geldhaben ist seine einzige volle Bedeutung als Mensch ausgeprägt. Wehe dem, wer auf sein Wort etwas giebt!

Der mit ihm spricht, ist der Konsulent Steinberg. Ein feines Subjekt; — wurde vor mehreren Jahren wegen verschiedener" — der Baron hustete geheimnisvoll — „aus dem Advokatenstande ausgeschlossen und dem Gerichte übergeben, dann aber in Folge eines Manifestes begnadigt; jetzt prakticiert er wieder wie vorher. Dieser Herr Rechtsanwalt zweifelt nämlich Alles an und ist im Stande, selbst gegen den lieben Herrgott einen Prozeß anzustrengen, wenn sich nur ein Klient findet, der ihm eine Einzahlung für gewisse „Auslagen" machen wollte.

„Sie werden sich wohl wundern, gnädiges Fräulein, wie diese Leute in dem so anständigen Hause Banderts verkehren? — Wer weiß aber alle diese Geschichten? Kaum der hundertste Teil!" Und Bandert — der glaubt stets das Beste von jedem Menschen. — Pardon! Sehen Sie sich doch 'mal den Herrn gegenüber mit dem struppigen Haar, den kleinen Mausaugen und dem Stumpfnäschen genauer an! Es ist der Seminardirektor Peresalinsky. Hat er was Gewinnendes, Vertrauenerweckendes? Sieht man's ihm nicht auf den ersten Blick an, welch Geistes Kind er ist? Und dennoch hat er Carrière gemacht — in ein paar Jahren! Erst Lehrer, dann Inspektor und jetzt ist er Direktor! Was der als Inspektor losgelassen — na, was soll ich Ihnen sagen! . . . Ja, ja, so geht es manchmal bei uns — leider! Ich kenne den Herrn genau, denn mein Gut liegt in Littauen, am Orte seiner früheren Wirksamkeit."

„Die Littauer müssen ein gutes Völkchen sein?"

sagte Lucie, um das Gespräch in eine andere Bahn zu lenken.

„Ein gutes Völkchen — gerade das Gegenteil möchte ich behaupten, gnädiges Fräulein. Ich lebe unweit Longo, einem Ort an der preußischen Grenze, welcher von Littauern bewohnt wird. In welch niedrigster Unwissenheit und Unbildung, in welch sittlicher Rohheit und widerwärtigstem Aberglauben die Littauer dort vegetieren, das übersteigt alle Begriffe. Das katholische Kirchenregiment übt dort seine Verdummungsarbeit mit eiserner Konsequenz; daß der Papst der Stellvertreter Gottes auf Erden ist, daß der liebe Herrgott nur Lateinisch spricht und selbst katholischen Glaubens ist, daß nur der heilige Katholik stirbt, die Andersgläubigen aber krepieren und nie in den Himmel kommen, daß der katholische Priester jeden Morgen in der Kirche persönlich mit Gott redet — das Alles ist nur eine Kleinigkeit gegenüber der Unzahl von Lehren dieser Volksseelsorger! Und welchen Haß diese Priester außerdem gegen die Obrigkeit einflößen, welche vernichtende Kritik sie an anderen Religionen üben, welch eine Mißachtung sie für die bestehenden Gesetze einzuimpfen verstehen, das kann nur derjenige beurteilen, der unter diesem Volke einige Zeit gelebt hat."

„Thut denn unsere Regierung nichts dagegen?"

„Leider ist sie zu nachsichtig, — ich meine viel zu nachsichtig dieser katholischen Geistlichkeit gegenüber. Eine strengere Kontrolle wäre wohl mehr als wünschenswert, schon des armen Volkes wegen, welches immer

mehr und mehr von diesen Wölfen in Schafskleidern ausgesogen wird. Ich habe dort Weiber getroffen, die für sich und ihre Kinder keinen Bissen Brot zu Hause hatten, dem Priester brachten sie aber den letzten Heller hin, damit er Messen lese zu ihrer Seele Seligkeit. Und sollten Sie nur 'mal die Reden in einer solchen littauischen katholischen Kirche anhören!: Alles, was Ihr uns gebet, das gebet Ihr Gott, steht in der Bibel. Nicht üppige Kleider braucht Ihr, keinen Vorrat und keinen Ueberfluß, für Messen müßt Ihr geben, Messen müßt Ihr lesen lassen, denn ohne Messen und ohne unsere Vermittelung und ohne den Beistand des heiligen Vaters in Rom kommt Ihr nicht in den Himmel, Ihr kommt in die Hölle!"

Der Baron verfügte über eine kraftvolle, überzeugende Redeweise, die einen nachhaltigen Eindruck hinterließ. Lucie hörte ihm aufmerksam zu und sagte, als er geendet: „Welch ein armes Volk!"

„Ja, gnädiges Fräulein, ein armes Volk! Man hat Gesetze geschaffen gegen Betrüger und Diebe, gegen Raub und Totschlag, aber ein Gesetz gegen den Seelenmord der katholischen Priester giebt es leider noch in keinem Staate! Wenn Sie nur selbst einen Blick in die ekle, sittenlose Wirtschaft dieser Seelenhirten gethan hätten, dann könnten Sie sich erst einen richtigen Begriff davon machen, wie es wohl in dem Innern jener Pfarrkinder aussehen mag! Unsere russischen Beamten in den katholischen Gegenden tragen übrigens auch große Schuld daran — sie müßten mehr Nationalgefühl haben und sich nicht ganz und gar in

die Hände der Katholiken überantworten. So habe ich Fälle erlebt —"

Diesem Thema wurde die Spitze abgebrochen, denn Bandert kam plötzlich auf den Baron zu und sagte im Vorübergehen: „Ich störe doch nicht? — Ich wollte nur mein Bedauern darüber ausdrücken, daß Sie heute nicht tanzen, Herr Baron. Einen so flotten Tänzer, wie Sie einer sind, entbehrt die Terpsichorenwelt gewiß nicht gern."

Der Baron entgegnete einige verbindliche Worte und Bandert wandte sich an seine Frau, die ihm auf der Schwelle des Saales entgegenkam.

„Hast Du den Musikanten nicht zu viel über den Durst zu trinken gegeben, Reinhold? Höre nur — wie sie drauf los geigen! Es ist ja der reine Hexensabbath."

Bandert lachte: „Laß sie nur! Solche Musikantenkehlen wollen auch mal einen guten Tropfen genießen."

„Oskar hat eben mit der Professorstochter einen Walzer getanzt. Hübsch ist sie wirklich. Und welch ein Adel und siegender Stolz in ihren Bewegungen! Ich denke, sie ist ebenso klug, als wie sie schön ist."

„Und dennoch gefällt mir die Lucie weit mehr," versetzte Bandert. „Das ist so ganz mein Geschmack."

Frau Emilie hob lächelnd den Finger: „Na, na, Alterchen!" Sie blickte sinnend hinüber zu dem andern Zimmer, in welchem Lucie neben dem Baron saß, der recht erregt auf sie einzureden schien. „Der Baron hat die beste Entschädigung für sein Nichttanzen. Wenn er ihr nur nicht den Kopf verdreht, dieser Allerweltsz

courmacher und Schwätzer — das wäre, glaube ich, nicht die rechte Patie für das liebe Kind."

„Brauchst keine Angst zu haben," entgegnete Bandert, — „man kann den einen Diamant nur mit dem andern schleifen."

Der Tanz war endlich zu Ende. Nanny näherte sich Lucien, nahm ihren Arm und führte sie in das angrenzende Damenzimmer, wo sich Beide auf ein Sofa niederließen. Der Unterschied der Charaktere zwischen Beiden war sehr groß, aber vielleicht gerade deshalb war die schwesterliche Neigung, welche sie vereinigte, eine sehr innige. Gerade die Kontraste lieben und suchen sich ja am meisten, und wenn Dissonanzen sich in Harmonie auflösen, giebt es den besten Ton.

Die Konversation der beiden jungen Damen wurde bald von der Musik unterbrochen, die das Zeichen zu einem neuen Tanze gab. Nanny wurde von dem Kreisarzt Kohnert an der Schwelle des Damenzimmers zur Française bereits erwartet.

Lucie kehrte ebenfalls in den Saal zurück und glaubte sich bereits im sichern Hafen vor den Nachstellungen des Barons, da sie ihren Platz zwischen zwei alten Damen genommen hatte, so daß kein Stuhl neben ihr frei war. Aber es erging ihr mit dieser Hoffnung, wie so häufig mit den größeren im Leben: sie wurde bald zu Wasser; denn eine der beiden Alten, welche die schmachtenden Blicke des gegenübersitzenden Barons sehr recht zu deuten wußte, erhob sich, und der junge Mann nahm sofort den leergewordenen Platz ein.

Wieder war eine Pause eingetreten. Die Musik schwieg. Alles flüchtete sich zur Erholung und Abkühlung entweder auf die nahen schattigen Plätze des Gartens oder in die Nebengemächer, denn es herrschte eine drückende Hitze im Tanzsaal. Nanny hatte sich in eine Sophaecke neben eine alte, ihr unbekannte Dame gesetzt. Diese begann sogleich eine Konversation mit dem jungen Mädchen.

„Sie sind gewiß sehr oft hier zu Gaste? Die Banderts sind auch so scharmante Leute!“ begann sie.

„Ich bin zum ersten Mal hier.“

„Ach so, so! Dann können Sie mir wohl nicht sagen, wer der junge Mann ist da drüben? Eine interessante Persönlichkeit, er erinnert mich so lebhaft an Jemand.“

„Meinen Sie den, der sich mit dem Hausherrn unterhält?“ fragte Nanny, während ein dunkles Rot sich über den Rosenschimmer ihrer Wangen verbreitete.

„Ja, denselben.“

„Er heißt Randen.“

„Randen — ist es wirklich möglich?! Wahrhaftig, ja, ja! Jetzt erkenne ich ihn auch!“ Die alte Dame war ganz außer sich vor Freude und Aufregung und wollte anfangs aufstehen und sich dem jungen Manne nähern. „Wer hätte das gedacht! Ganz der verjüngte Vater, ganz der Mutter Augen! nur etwas ernster, etwas — wie soll man sagen — ach ja! war das ein Mann, der alte Randen — ach ja!“

„Kannten Sie seinen Vater?“ fragte Nanny aufmerksam.

„Wie soll ich ihn nicht gekannt haben — den alten Randen! Wohl an hundert Mal bin ich auf seinem Gute zu Gaste gewesen, selbst zur Taufe dieses seines Sohnes. Mein Seliger war ja Pastor in der Gegend und ein intimer Freund von dem alten Randen. Wissen Sie, liebes Fräulein, keiner der Gutsbesitzer war ein so edler und rechtschaffener Mann, und was der für Arme gethan hat!“ Sie schlug die Hände zusammen. „Und ein solcher Mann ist so schmählich verdächtigt und verurteilt worden!“ Das Weinen schien der alten Dame nahe zu sein, denn sie suchte in ihrer Tasche nach dem Taschentuch.

Nanny hielt plötzlich den Atem an, rückte der alten Dame näher und, sie mit ihren offenen warmen Blicken erregt anschauend, fragte sie teilnahmsvoll:

„Wer hat ihn verdächtigt? Was ist denn geschehen?“

„Wie, das wissen Sie nicht? Das weiß ja aber die ganze Stadt!“ Und im hervorquellenden Wortgeplätscher erzählte sie lang und breit die Prozeßangelegenheit des alten Randen mit Kasakaitis und schloß endlich: „Dieser Konsulent Kasakaitis — na! Wissen Sie, liebes Fräulein, der ist ein großer Schuft. Für Geld thut er Alles, Alles! Sie kennen ihn doch? Nun ja. Wie er schon aussieht — brr! — Bei ihm wohnte damals ein Kaufmann Weiblig — ganz sein Kaliber! Der soll fünf Mal falschen Bankrott gemacht haben und sogar Wechselunterschriften gefälscht. Mit diesem

Weiblig stand Kasakaitis in dicker Freundschaft, und wie sich's die Leute erzählen und es auch nicht anders gewesen sein kann, hat der die Quittung in Kasakaitis' Namen gefälscht. Da aber die nötigen Beweise dafür fehlten — man erfuhr Vieles erst später — so wurde — denken Sie sich das Schreckliche, der alte Randen für Fälschung verurteilt! Er überlebte das Urteil nur ein paar Tage und starb an einem Herzschlage. Seine Frau soll in einer Nacht weiß geworden sein. Das Gut wurde unter Hammerschlag verkauft, und es soll Nichts übrig geblieben sein."

Diese Mitteilung war selbst für das mutige Herz Nannys zu stark. Stumm und ernst saß sie da, stützte das nachdenkliche Haupt in die Hand und blickte starr vor sich hin. Dann erhob sie sich und schritt in ein angrenzendes Gemach. Hier sank sie auf das Sofa zurück. Jetzt begriff sie die stumme Resignation Randens, — jetzt — ach nein! er liebte sie nicht, und dennoch fühlte sie es, daß sie mit Wonne ihr Dasein für ihn hingegeben hätte.

Von Nanny ungesehen, hatte sich Oskar genähert. Einige Augenblicke konnte er sich das Vergnügen nicht versagen, das ihn nicht bemerkende junge Mädchen zu betrachten. In weichen Wellen umfloß das blonde Gelock die schöne blasse Stirn und wallte in zwei schweren Flechten den Rücken herab, und das hellgraue Kleid, welches in graziösen Falten ihre jungfräulichen Glieder umschloß, erhielt eine Drapierung, die im Verein mit der in den Zügen lodernden Leidenschaft die Sinnlichkeit des Jünglings auflohen machte. Aber

als sie endlich die gesenkten Lieder erhob, blickte Oskar in ein paar tiefe Augen, an deren dunkler Wimper ein schimmernder Tropfen hing.

Die dem jungen Manne auf der Zunge schwebenden leidenschaftlichen Worte verstummten, und er stand einige Augenblicke sprachlos vor dem jungen Mädchen, bis er endlich, den Blick zu Boden gesenkt, hervorstammelte:

Der Tanz hat begonnen, und ich wollte das Fräulein bitten —"

„So, dann kommen Sie!" sagte Nanny vergnügt und sie erhob sich.

Der Tanz dauerte fort und in dem weiten Garten war es still geworden. Der Garten hatte etwas Geisterhaftes, Unbelebtes an sich, wie er jetzt von dem vielstimmigen lärmenden Menschenleben verlassen dalag; auch der schweigsame nahe Tannenwald sah gespensterhaft aus der Ferne herüber. Nur hier und da rauschte es bisweilen in den Zweigen, als ob Vögel von einem Ast zum andern hüpften oder mit dem Schnabel sich die Federn putzten.

Lucie hatte sich von dem geräuschvollen Durcheinander und von dem Geschwätze des Barons aus dem Saale geflüchtet und schritt nun mit ruhigen Schritten nachdenklich durch die Gänge des Gartens. Ihr Herz war so voll, daß sie es in der Einsamkeit ausschütten mußte. Sie schritt über einen großen Gartengang einem Hinterpförtchen zu, welches auf den mit Tannenbäumen umpflanzten Bach hinausführte. Hier war alles so still. Schwarze Schatten

lagerten über den Gängen. Die Baumgruppen breiteten wie schützend ihre Arme aus, und unten im Thal erschienen zitternde Birken wie nächtliche Gespenster. Der Mond, welcher seinen Weg durch das Laubwerk der Bäume suchte, brach sich in Silberflittern auf dem rauschenden Bache, und am nachtblauen Himmel standen mit sanftem Schein die Sterne.

Langsam, öfters mit dem Kopfe einem Zweig ausweichend, schritt Lucie weiter. Zwischen einigen Tannenbäumen stand ein Tisch und ein paar Bänke standen ringsherum. Lucie setzte sich auf eine Bank und blickte traumverloren in die Ferne. Es war so wunderschön in dieser menschenleeren, warmen Sommernacht. Wohin sie blickte, überall Ruhe, kein Laut unterbrach das nächtliche Schweigen, es sei denn, daß von Zeit zu Zeit in den Gehöften ein Hund anschlug.

Da hallten ihr plötzlich schwere Schritte in naher Entfernung entgegen, und als sie aufsah, erblickte sie — Randen.

„Sie sind es, Fräulein Lucie?"

Lucie stand regungslos, und eine heiße Blutwelle stieg ihr in's Gesicht; alle Mühe, welche sie sich gab, ihre Verlegenheit zu bemeistern, diente nur dazu, ihre Verwirrung zu erhöhen.

„Im Saale ist es so warm," antwortete sie endlich mühsam, — „und da bin ich denn in die frische Luft gekommen."

Es entstand eine peinliche Pause; sie hätten sich die Hände reichen mögen, diese beiden Menschenkinder, und standen doch still und beklemmt neben einander.

Endlich rang sich Lucie aus diesem ihr drückend werdenden Schweigen empor und fragte: „Werden Sie jetzt bei Banderts bleiben?"

„Nein," antwortete Randen. „Die Söhne Banderts kommen zum Herbst in ein Komptoir und ich muß bald machen, daß ich nach Dorpat komme, um dort endlich mein Examen zu bestehen."

„Die Karrière ist etwas, was man nicht versäumen darf," sagte sie freundlich, aber etwas traurig.

„Ja," entgegnete er.

Wiederum entstand eine Pause, und sie gingen schweigend neben einander.

„Sie sind glücklich, Freuden an geistiger Arbeit zu finden," bemerkte sie zerstreut.

„Geringe Vorteile einer sogenannten selbsterkauften Ruhe, keine Freuden," antwortete Randen leise. „Mein Leben ist leer."

Es lag eine eigentümliche Bitterkeit in dem letzten Ausdrucke.

„Leer?" fragte Lucie rasch. „Haben Sie nicht eine freie, volle Zukunft?"

„Eine freie Zukunft jedenfalls, aber auch eine leere."

„Sie sind Pessimist, Herr Randen. Können Sie sich denn nicht ein Wohlsein schaffen, wie Sie es wünschen?"

„Ach Gott! wünschen!"

„Und wenn ich auch so spräche —"

„Sie, Fräulein Lucie? Hat man Ihnen auch so wehe gethan?" fragte er besorgt.

„Gethan hat man mir nichts, aber wehe thut mir Vieles," antwortete sie traurig.

Sie waren nun bis an's Haus gekommen. Randen streckte ihr seine Hand hin, sie legte die ihrige hinein.

„Leben Sie wohl, Fräulein Lucie," sagte er mit etwas bewegter Stimme. „Wer weiß, welche Veränderungen Ihnen bevorstehen? Ich aber wünsche es aus tiefstem Herzen, daß Sie glücklich werden."

Die Hand des jungen Mädchens zitterte etwas in der seinigen, und die Dunkelheit verbarg die Rührung, welche sich plötzlich über das schöne Antlitz breitete. Dann verschwand Lucie schnell in eines der Zimmer, während Randen den Weg in den Garten zurückmachte.

In dem Maße, als er sich äußerlich gleichgiltig zeigte, seufzte und trauerte es in ihm. Alles, was er gewaltsam niedergekämpft, die Sehnsucht, sie stand wieder auf in ihm in frischer, jugendlicher Kraft. „Ach, warum giebt es kein Glück für mich? Warum dieses starre Naturgesetz, warum diese Notwendigkeit, eine gewisse Masse von Empfindungen durchfühlen zu dürfen und sich plötzlich arm, bettelarm und verachtet zu fühlen? Warum ist der am schnellsten elend, der am meisten geben möchte?" Er barg das Gesicht in die Hand.

Das Gespräch der Beiden war nicht unbelauscht geblieben, denn aus der Dunkelheit des Gartens tauchte jetzt eine Gestalt hervor — es war Kasakaitis. Bei dem Schein des Mondes konnte man recht wohl seine Züge wahrnehmen: sie waren verzerrt, und ein schaden-

froher Blick sprühte aus den mausgrauen Augen, als er Randen nachblickte und dann Lucien in das Haus folgte.

---

## Neuntes Kapitel.

Nach dem Feste waren kaum einige Tage vergangen, als Herr Bandert am Frühstückstische zu seiner Frau sagte: Wie wäre es wohl mit einer kleinen Ausfahrt nach der livländischen Schweiz? Wir könnten dort unsern Hochzeitstag feiern, die junge und alte Welt würde sich köstlich amüsieren, und namentlich unser Oskar würde ein neues Stück Himmel zu sehen bekommen?"

Diese Frage wurde nicht nur mit Zustimmung aufgenommen, sondern hatte die Folge, daß ohne weitere Kreuz- und Querfahrten im Labyrinthe der Beratungen kurz beschlossen wurde: „Morgen fahren wir!"

Windesschnell verbreitete sich diese Kunde zu allen Tanten, Cousinen, Vettern, Freunden und Bekannten. Ueberall wurde sogleich zugesagt, sobald man vernommen, Bandert werde eine Ausfahrt zu Wege bringen, denn alle seine Arrangements hatten ihm bis jetzt den ungeteilten Beifall seiner Gäste eingetragen.

Zu Wassows brachte Oskar persönlich die Einladung, und er hatte das Glück, von Lucie und Nanny eine Zu-

sage zu erhalten, von Heinberg und Fräulein Amalie aber eine entschuldigende Ablehnung.

„Ich bin nicht ganz wohl," stöhnte Heinberg, und Fräulein Seller that selbstverständlich dasselbe. Oskar bot zwar, wie immer, seine größte Beredsamkeit auf und versicherte hoch und teuer, daß es für ihn und Bandert, sowie für die ganze übrige Gesellschaft höchst betrübend sein würde, solche werte Gäste zu vermissen, ja die Ausfahrt dadurch am Ende ganz scheitern könnte; er reussierte aber ausnahmsweise trotz seiner stark aufgetragenen Schmeicheleien nicht und entfernte sich zuletzt mit kunstvoll geheuchelter Trauer. Im Grunde war es ihm höchst angenehm, wenn Heinberg nicht mitfuhr, denn nun konnte er sich ja ausschließlich Nanny widmen, während er bei Heinbergs Anwesenheit seine Zeit noch in Aufmerksamkeiten gegen „den Dummkopf" hätte vergeuden müssen. „Der dumme Kerl," sprach er lächelnd zu sich, als sich die Thür hinter ihm geschlossen, — „er glaubt faktisch, daß Jemand nach seiner Gesellschaft Verlangen trägt — dieser Esel — Hotz!"

„Ausfahrten, Diners, Tanzgesellschaften und weiß der Teufel was sonst noch alles! Der Bandert wird noch ganz kindisch werden mit seinem Neffen!" schrie Heinberg und schlug mit der Hand auf den Tisch.

„Ich finde es auch schon etwas zu viel," sagte Amalie beistimmend, trotzdem sie es lieber gesehen hätte, wenn Heinberg kein Unwohlsein vorgeschützt, sondern die Einladung angenommen hätte.

„Ob Kosakaitis auch mitfährt?“ fragte sie nach einer kleinen Pause.

„Nu — natürlich! Er wird doch nicht seine Braut allein fahren lassen.“

„Braut?“ wagte Fräulein Seller verwundert zu bemerken. „Die Verlobung ist ja noch nicht officiell.“

„Was heißt hier officiell?“ entgegnete Heinberg mißmutig. „Sie haben es Lucien gesagt, daß Kasakaitis bei mir um ihre Hand angehalten hat und daß ich seinen Antrag angenommn, und damit ist die Sache abgemacht. Großartige Ziereien — wozu das!“

Amalie schwieg hierauf, denn sie hatte ja so viel an sich selbst zu denken. Das Benehmen Heinbergs hatte sie auch in letzter Zeit nachdenklich gestimmt und ihre Hoffnungen auf Gott Hymen in arge Nöte gebracht.

Um acht Uhr des nächstfolgenden Tages hatte sich eine bunte, fröhliche Gesellschaft, aus ungefähr sechzig Personen bestehend, im Bandertschen Stadthause versammelt. Es ging also nach der livländischen Schweiz, und lustig rollten die eleganten, leichtgebauten Wagen über den glatten Chausseeboden dahin. Ein angenehmer Südwind umspielte die Fahrenden. Es waren Leute verschiedenen Alters und noch verschiedeneren Geistes: junge Mädchen, Frauen und alte Jungfern, Ehemänner, Hagestolze, Heiratskandidaten und Courmacher, alles durcheinander. Wenn man, auch ohne ein großer Physiognomiker zu sein, die Gesichter und Charaktere einzeln einer Musterung unterzogen hätte, würde man gewiß recht krause Resultate erzielt haben.

In einem eleganten Landauer, welcher mit einem Paar prächtiger Rappen bespannt war, saß ein auffallend bleiches junges Mädchen von etwa neunzehn Jahren. Es war die älteste Tochter des reichen Kontoristen Thiele. Ihr schön geformtes Gesichtchen war von einer kaum merklichen Röte angehaucht, die angegriffenen edlen Züge zeigten nur noch Spuren früherer Gesundheit, und das matte, fast geisterhaft blickende Auge schaute in trübem Glanz in die Ferne. Nur zuweilen umspielte den farblosen Mund ein flüchtiges Lächeln, sogleich aber prägte sich wieder ein bitterer Trübsinn in den edlen Zügen aus, und der hübsche Kopf senkte sich trübe zur Erde. Die junge Dame hatte eine romanhafte Vergangenheit hinter sich.

Sie hatte von ganzer Seele einen Mann aus der vornehmsten Gesellschaft geliebt, hatte sich ihm aus Liebe, ihrer selbst nicht achtend, hingegeben — war treulos hintergangen, war verlassen worden — und alle Leiden eines getäuschten Herzens, alle Qualen der Scham und der Schande, alle Begeiferungen der kleinstädtischen Klatschsucht hatte sie aus dem Grunde durchkostet. — Diese Schamhaftigkeit, sie ist ja dem Weibe der Anker ihrer Tugend. Das Weib würde uns anekeln ohne sie. Doch wenn sie in der Liebe aufgeht? Liebe! Diese heilige Glut, die ihre sengenden Flügel über die Menschenherzen breitet, die, nicht nach Rang und Unterschied fragend, die Geschlechter mit sinnenberauschendem Brennen erfüllt — darf sie mit dem Maßstabe des Alltagsverstandes des Alltagslebens gemessen werden? Ist es frevelhaft, von diesem Taumel erfaßt, sich in die Tiefen der

Leidenschaft zu stürzen? Ist das Entweichen der Scham dann ein Eindringen des Lasters? Die Welt fordert gewisse Sitten und Schranken. Der Mensch soll nicht, dem niederen Tiere gleich, seinen Trieben die Zügel schießen lassen — er soll sich und seine Triebe beherrschen lernen. Er soll die Ueberzeugung gewinnen, daß jede Leidenschaft, auf ihre Spitze getrieben, ihn in einen furchtbaren Gegensatz zu der Natur und ihrem ewigen Urheber bringt, und daß er in einem solchen Zustande mit den Elementen verglichen werden kann, deren ursprüngliche Bestimmung es ist, zu bilden und zu erhalten, welche aber gegebenen Falls ihre Kräfte nur im vernichtenden Zerstören äußern. Doch schlimmer wohl noch als die unbewachte, ungezügelte Leidenschaft ist es, diese elementaren Empfindungen künstlich geben, ihnen künstlich ein Ende setzen zu wollen. —

Einen versöhnenden Gegensatz zu jener Unglücklichen bildete eine blühende junge Dame in einem der andern Wagen. Ihr zur Seite eine alte Jungfer reinsten Schlages, mit einem Gesichte, das zwar Familienähnlichkeit mit der jungen Dame zeigte, aber so bleich, spitz und hager war, wie das ihrer Nachbarin rot, rund und voll. Die alte Jungfer war auch klein und höchst schmächtig, hatte aber eine feuerrote große Nase, die wie die Kuppe des Montblanc in den schönen Sommermorgen hineinleuchtete. Fräulein Dietel war eine Tante der blühenden Gefährtin und hatte schon die Sonnenlinie passiert oder, wie man sich auszudrücken pflegt, die dritte Null längst hinter sich, und zwar seit einigen Jahren. Dafür hatte sie aber ihre

Sprechorgane desto mehr entwickelt und ihnen eine Leistungsfähigkeit und Schärfe verliehen, die allen Anspruch auf Anerkennung machen konnten. Sie wußte alle Neuigkeiten der Stadt und der Vorstädte in- und auswendig, ohne je die Zeitung in ihre Hand zu nehmen, wußte über einen Jeden und eine Jede ein inappellables Urteil abzugeben und den Stab zu brechen. Wehe, wer unter dieses nie rastende Schwert der Gerechtigkeit geriet, welches sie in ihrem Munde bewahrte — sein guter Ruf war dahin! Wenn sie gestorben, dürfte man gewiß für die Grabschrift plädieren: „Ich habe gelebt und — geklatscht!“

Außer einigen anderen Persönlichkeiten erregte noch besondere Aufmerksamkeit der Herr Aeltester Zeckel mit seiner Gemahlin. Er hatte sich eine Equipage gemietet und darin sich so breit gemacht, als ob sie sein von den Vätern ererbtes Besitztum wäre. Mann und Frau verrieten im Aeussern und Innern große Aehnlichkeit mit einander, da sie den echten Typus eines Ehepaares aus den Kreisen der Stadtbürger repräsentierten. Sie waren beide wohlgenährt, der Herr Gemahl sogar etwas dicker, als gerade nötig. Er besaß aber Geld, viel Geld und gerade soviel Verstand, um nicht mit einem Rhinoceros verwechselt zu werden. Er hatte kein Amt mehr, sondern „machte“ nur „Sitzungen mit,“ wo er mit auf dem Vorderleibsvorsprung gefalteten Händen sich stets dem Stundenzeiger gegenüber setzte und genau die Zeit beobachtete, wie lange er wieder — geschwiegen. In

Anerkennung dessen wurde ihm auch eines Tages der Orden „für Eifer" feierlichst überreicht.

Den Nachtrab bildete der Hauslehrer des Herrn Banquier Sommer. Herr Storchenhorst war ehemaliger Student und hatte eine Physiognomie wie die meisten hauslehrenden Individuen: blondes, langes Haar, einen zwar mageren, aber dafür um so längeren Korpus; Kleidung für gewöhnlich: ein schäbiger Hut, fadenscheiniger, altmodischer Rock, zu kurze Hosen, allzugroße Stiefel und schmutzige Wäsche. Heute aber hatte er sich ganz besonders ausstaffiert: das Haar, sonst dem des Absalom gleich, war glatt gescheitelt, der fadenscheinige Rock war mit einem modernen Sonntagsflausch vertauscht, und das Gesicht hatte seine Sonntagsmiene aufgesetzt. Herr Storchenhorst war außerhalb seines Lehrfaches „geprüfter" Dichter des heimatlichen Dichtervereins und glühender Verehrer der jungen Dame im zweiten Landauer. Fräulein Kegel hatte ihm bei irgend einer Gelegenheit zu tief in die Augen gesehen, und seit jener denkwürdigen Zeit war die Eisrinde, welche sein Herz umgab, geschmolzen — er war von den Rosenbändern der Liebe vom Scheitel bis zur Sohle umschlungen und wurde von Stund und Minute an Dichter. Er hatte sich mit grübelnder Miene in die Rücklehne seines Wägelchens zurückgelegt und seinen Blick unablässig auf den hellblauen Himmel gerichtet, von welchem er einesteils Hoffnung für seine Liebe, andernteils neue Lebensglut für seinen schon recht abgemagerten Pegasus ersehnte.

An manchem Kruge wurde Halt gemacht. Die Krüge — Schenken und Herbergen zu gleicher Zeit — haben in den baltischen Provinzen einen eigentümlichen Charakter und eine besondere Bauart. Eine solche Station am Wege — ein ganzer Häusercomplex, eine Art Burg aus steinernen und hölzernen Gebäuden, besteht gewöhnlich aus der eigentlichen Schenke, einer Kneipstube für die Bauern, und einer sogenannten „deutschen" (reinen) Seite sowie aus der Stadolle. Die Stadolle ist eine große Scheune, die gewöhnlich an der einen Seite des Kruges und mit ihm unter einem Dache liegt, aber nach vorn um die Breite einer großen Flügelthür vorsteht, so daß allerhand Vieh hineingetrieben werden, allerhand Fahrzeug hineinfahren und gemächlich darin Platz nehmen kann.

Von großer Bequemlichkeit, von großer Reinlichkeit oder anderen Tugenden sprechen solche Krüge freilich nicht, und dennoch liegt in ihnen ein ganzes Stück Romantik. Bei Spiel und Tanz werden hier manche Liebesbande geschlossen, aber auch nur zu oft Feindseligkeiten blutig ausgefochten; Geschäfte werden hier reguliert und Freundschaften bei Bier und Schnaps erneuert und besiegelt. Der Krüger, gewöhnlich eine starke, robuste Natur, der vermöge der ungalanten Umgangsformen ungefähr einem gezähmten, freundlichen Nilpferd gleicht; das Krugsmägdlein dagegen eine Art Amaranth, ein frisches, lebenslustiges, dralles und gesundes Menschenkind; die vorsintflutlichen Möbel in der deutschen Stube, meistens das Gerümpel der Vergangenheit, verunglimpfte Porträts der Herrscher oder

Herrscherfamilien an den Wänden — alles dies und vieles Andere noch wirkt auf den Ankömmling wie ein Hauch aus einer andern Welt. Aber welch eine Umgebung, wenn der Frühling ins Land zieht! Ueberall frische, hellgrüne Grashalme, blühende Kräuter und farbige Blumen. Dazu leiser Lerchengesang in der Höhe, das Vieh auf der Weide, das verschiedene Fasel auf dem Gehöfte und dann noch der würzige Geruch des Landlebens, der den Kopf einnimmt und berauscht wie die Nähe einer bezaubernden Schönen. Nicht mit Unrecht singen die Letten über die Schönheit Livlands:

Widsemite! Widsemite!
Kas Widsemes labuminsch?
Widseme ir rudsi, meeschi,
Skaisti lini tihruma;
Widseme ir stahwi Kalni,
Straujas upes eelejas.
Lai man tika, kas man tika,
No Widsemes labumeem:
Widsemites seltenites
Muhscham neaismirsischu.

---

Livland, liebes Livland!
Worin liegt dein guter Teil?
Du hast Roggen, Gerstenfelder,
Flachs in schönem holden Glanz;
Du hast hohe, steile Berge,
Thäler, Flüsse, reißend tiefe.
Was ich auch nicht sagen konnte
Von den schönen Livlandsgaben:

Livlands blondlockige Mädchen
Werd' ich ewig nicht vergessen.

Nicht lange, so tauchten die Umrisse der livländischen Schweiz auf, welche mit ihren Schluchten und Thälern, Felsen und Höhenzügen die Heranrasselnden begrüßte. Hier ragten Berge, von denen man weit in's Land hineinblicken kann, dort zogen sich Grotten, Abgründe und Schluchten hin; hier lagerten Thäler, grüne Hügel, gekrönt mit malerischem Baumschlag verschiedenartigster Schattierung, und wogende Kornfelder, dort strebten geisterhafte Ruinen mit ungeheuren Wappen und dem Mittelalter. Und durch die unbeschreiblich schöne Gegend in anmutigster Abwechselung sich hindurchwindend, schlängelt sich ein kristallener Fluß in langsamem Laufe. Das Werk, welches die Natur in ihrer freigiebigen Gebelaune geschaffen, hat hie und da die Kunst zu vollenden getrachtet.

„Meine Damen und Herren, wir sind am Ziele," hörte man die fröhliche Stimme Banderts.

Die ganze Gesellschaft eilte nunmehr in das auf ihren Besuch vorbereitete Gasthaus, wo Diener und Dienerinnen aus allen Ecken herbeiströmten und aus dem Saale her die Gavotte von Resch „heimliche Liebe" auf dem Piano ertönte.

„Mein Name ist Zösch," stellte sich Jemand dem Dichter vor, und er machte dabei eine so merkwürdige wahrscheinlich mittelalterliche Verbeugung, als stelle er einen Hebebaum vor, mit welchem er durch den Leib seines Gegners rennen wollte.

„Der meinige Storchenhorst," entgegnete dieser, erst nach mehreren Sekunden erleichtert aufatmend, daß er wieder in die perpendikuläre Lage gekommen war, aus welcher ihn die schonungslose Vehemenz der Handreichung Zöschs gebracht hatte.

„Ich habe die Lausitz besucht, Schwerin gesehen, Pommern bereist, aber nie habe ich solche Naturschönheiten zu bewundern Gelegenheit gehabt," versicherte Zösch in ausländischem Dialekte.

„Es ist ein Stück Erde, welches die Natur als ein Stück Paradies in unsere Wiege gelegt, — eine romantische, liebliche Gegend voll reizvoller Scenerie, wie ein duftender Blumenkranz —"

Da klopfte ihm Jemand auf die Schulter, und als er sich verwundert umsah, stand vor ihm sein alter Studiengenosse, der Advokat Fakel.

„Herjes! Fakel! Woher kommst Du? Wie habe ich Dich nicht früher bemerkt?" rief Storchenhorst, die Hand des Freundes ergreifend.

„Ich habe einen anderen Kurs genommen, das ist's! Aber sage mir, Poet Storchenhorst, kennst Du nicht die himmlische Aspasia, die sich dort mit Frau Bandert unterhält?"

Storchenhorst setzte seinen Kneifer auf die Nase, fixierte das Gegenüber einige Minuten und entgegnete dann gedehnt: „Bedaure — nein! Ein ganz neuer Stern, und zwar ein gewaltiger Himmelskörper, mit einzigem Lichte, den ich vorher garnicht am Horizonte der Frauenwelt bemerkt habe. Wahrhaftig, ein wunder-

schöner Stern! — Zart die Pupille, von reizendem Blau — o diese himmlischen Augen!"

„Du scheinst gleich mit Deinem Pegasus in den siebenten Himmel geraten zu sein! Du mußt das arme Tier mehr schonen, es könnte sich in der ausschweifenden Höhe den Schnupfen holen," lachte der Advokat. „Spaß bei Seite, kennst Du sie wirklich nicht?"

„Wie sollte ich nur — habe keine Ahnung, aber warte, wir wollen sogleich Kunde einziehen."

Dabei hielt er einen jungen Mann am Aermel fest, der in großer Eile das Zimmer verlassen wollte.

„Hör' mal, Klaus, wie heißt und wer ist jene Schöne, die sich dort mit Frau Bandert unterhält?"

„Aha, dacht' ich mir's schon! hat auch Dein Herz aus den Fugen gerüttelt — selbstverständlich! Die Dichter sollen insgemein von Wahrheit, Liebe, Witz und Wein sehr große Freund' und Kenner sein, sagt der alte Gellert."

„Ach laß doch Deinen alten Gellert," entgegnete ärgerlich Storchenhorst — „und sage mir, wer die Dame ist."

„Ja, ja, hat sich was mit dem alten Gellert, ich glaube selbst. Dein Herz liebt das variatio delectat; doch was sagt Lessing: Wallt Dein Blut von Jugendtrieben, lerne von mir Deine Pflicht, lieben kannst Du, Du kannst lieben, doch verlieb' Dich ja nur nicht."

„Der ist ja heute wieder in den Citatenregen hineingeraten, hat wahrscheinlich dem Reben- oder Gerstensaft zuviel zugesprochen," versetzte Fakel pikiert.

Mittlerweile war auch der Redakteur des Leibblattes der „kleinen Leute" der Stadt, Adolf Pellmersenn, hinzugetreten. Dieser Herr verdient es, nicht mit absolutem Stillschweigen übergangen zu werden. Er liebte es erstens, ein qualitatives und ein quantitatives Glas Bier zu trinken, und schlief gewöhnlich bis zwölf Uhr Mittags, was er ohne Gewissensbisse sich erlauben durfte, da er ein wahres Genie in der Schnellfabrikation des Inhalts seiner Zeitung war. Er schrieb nämlich nie etwas selbst, sondern bog in ein paar ausländische und inländische Blätter mächtige Eselsohren, strich ab und zu etwas mit dem Rotstift an und nummerierte, wenn's hoch kam, diese Extrakte, die nun nach der Druckerei wanderten. Das Publikum, das die Nummer am andern Morgen bekam, schimpfte zwar weidlich, weil es das alles schon irgendwo gelesen, abonnierte aber doch immer weiter, weil der Großvater es so gethan.

Seine Originalität äußerte Herr Redakteur Pellmersenn im Recensieren und in lokalen Witterungsnotizen, weshalb er auch den Namen „der Wetterredakteur" erhalten hatte. Sobald nur ein neues einheimisches Werk erschien, sammelte er alle Recensionen, deren er irgend habhaft werden konnte, und nun ging's los! Hatten alle Anderen das Opus gelobt, so tadelte er es einfach, und umgekehrt, — einen Mittelweg gab es für ihn nicht. Obgleich diese Recensionen dem Geiste seiner ganzen Individualität entsprachen und nichts weniger als Gedanken und Begriffe, viel weniger Beweisgründe, am allerwenigsten aber eine logische

Kritik enthielten, so glaubte er dennoch, durch diese Art von sich reden zu machen. Im Uebrigen war der Herr Wetterredakteur ein ganz passables, umgängliches Geschöpf, dem jedoch Niemand mit einer Erzählung im Manuskript oder sonst einem Artikel kommen durfte; er acceptierte davon nie etwas, weil er nur die bereits gedruckten Arbeiten auch für druckfähig hielt, während er bei den ungedruckten sein Originalurteil hätte abgeben müssen, was ihm, wie gesagt, nicht paßte. Auch fand er im Herzen alles besser als das, was einmal in einem unbewachten Augenblick seiner Feder entflossen, und wollte sich nicht in den Spalten seines eigenen Blattes die Schlange großziehen, die ihn von seinem nunmehr schon jahrelang innegehabten, verstaubten Redaktionsstuhle verdrängen könnte.

Als der Redakteur vernommen hatte, worum es sich handelte, wandte er sein Auge, welches sehnsüchtig auf dem Teil des servierten Diners gehaftet hatte, und ließ es in zärtlicher Vergessenheit einen Augenblick zu der Mädchengruppe hinüber schweifen. „Garnicht so übel," sprach er schmunzelnd und sich mit der Hand die Brille auf der Nase zurechtrückend, — „kennen Sie die Blonde dort?"

„Natürlich kenne ich sie," entgegnete pathetisch Klaus, — „es ist Fräulein Nanny Wassow, die Tochter des — nun des — Petersburger Professors! Was stehen wir aber hier wie die Männer von Galiläa und schauen den Himmel an? Ich habe Hunger und Durst! Und da wir mit Recht in uns einen kosmischen Teil dieser Erde sehen, für welchen zu sorgen unsere heilige

Pflicht ist, so wollen wir uns lieber da an den Tisch setzen, wo wir am nächsten den Flaschen sind. Später könnte uns der Platz streitig gemacht werden."

Nach kurzer Zeit saß die ganze Gesellschaft an der Tafel, und die Konversation, welche zuerst etwas steif und gemessen war, wurde endlich, als der Wein die Geister weckte und belebte, zwangloser und abgerundeter.

„Also Kasakaitis — na hören Sie mal!" flüsterte der Banquier Sommer lächelnd und verwundert seinem Kompagnon Winter zu. „Sollte es wirklich möglich sein, daß dieses wunderholde Geschöpf — diesen — nein, ich kann das nie und nimmer glauben!"

„Heinberg hat mir's in Gegenwart einer ganzen Gesellschaft gesagt, daß Kasakaitis mit Fräulein Wassow verlobt sei und noch in diesem Winter Hochzeit zu feiern gedenke."

„Wirklich? Solch ein Glück zu haben, was? Wenn ich kalkuliere, so sind's wenigstens hundertfünfzigtausend Rubel Mitgift. Was sagen Sie dazu — he?"

„Lächerlich! Für solch ein Weib allein möchte ich mich drei Wochen nach der Verheiratung tausend Fuß tief unter der Erde einsargen lassen."

„Ja, ja, Sie haben Recht," versetzte Sommer, einen prüfenden Blick auf Lucie werfend. „Was sagen Sie aber zu der schönen Petersburgerin? Die wird sich wahrscheinlich der Oskar Bandert kapern? Sehen Sie nur, wie er um sie herumkreist, wie eine Nähnadel um den Magneten."

„Lächerlich! Die kann sich doch gewiß einen ganz Anderen aussuchen, als solchen leichtsinnigen Schmorfinken."

„Das denk' ich auch. Er soll vorgestern auf der Musse zweitausend Rubel in Karten verspielt haben. Nun, der Alte in der Hauptstadt wird schöne Augen machen, wenn ihm die Wechselchen des Herrn Sohnes unter die Augen kommen."

„Lächerlich! Wozu braucht er zu solchen Kleinigkeiten den Alten in Petersburg?! Hat er nicht hier einen liebenswürdigen Onkel, der alle seine Wünsche befriedigt?"

Plötzlich wurde das Gespräch unterbrochen, indem Jemand an sein Glas klopfte, um eine Rede zu halten.

Es war der Oberlehrer Wettergas mit dem langweiligen Sonntagsnachmittagsgesicht im Monat August. Als Klassiker und ein Freund von gewagten Metaphern begann er seine Rede streng mit den Worten: „Als Hannibal über die Alpen ging — venit, vidit, vicit — er kam, sah und siegte" (worunter er wahrscheinlich sich und die Weinflaschen verstand), stürzte sich dann mit der Macht des Niagarafalles von der Höhe der Alpen in die Tiefen der livländischen Schweiz, ging mit einem salto mortale zu den Festlichkeiten über, berührte im Fluge den Hochzeitstag des Herrn Bandert und schloß endlich, wie zu erwarten war: „Der Arrangeur — Herr Bandert — er lebe hoch!"

„Er lebe hoch! Er lebe hoch!" fielen, sich anstrengend alle Kehlen ein, bis auf die des Prokuranten Trauerstiel, der seinerseits das Wort ergriff.

„Keine Feierlichkeit ohne Damen," lautete das Präludium seiner Rede, woraus man schließen konnte, daß er über die Würde der Frauen sprechen wollte, denn er war ja noch unverheiratet und stand eben im Begriff, ein zwar recht betagtes, aber desto geldschwereres Herz durch die Sonnenstrahlen seines Geistes zu schmelzen. Leider nimmt der Mensch, wenn er verliebt ist, an Weisheit nicht zu, vielmehr nimmt er ab in der Klarheit seines Denkens, — das ist eine alte anerkannte Weisheit. Der Herr Prokurant reihte zwar an das Präludium seiner Rede einen gemütlichen Gedanken, indem er die Gesellschaft auf den schönen Frühling aufmersam machte, trotzdem es bereits Sommer war, und er wollte eben zu einer Parallele zwischen dem Frühling und den Damenherzen übergehen, als sich plötzlich in seiner Stimme das eigentümliche Gefühl bemerkbar machte, das Befangenheit und eine ängstliche Spannung hervorzubringen pflegen. Er geriet in's Stocken, griff sich wiederholentlich an die Schläfen, und als diese widerspenstig keinen von den niedergeschriebenen Gedanken wiedergeben wollten, schloß er schweißbedeckt: „Der Frühling — nein die Herzen — nein — die jungen — nein — die Damen — sie leben hoch!"

Die Gäste sahen einander lachend und zweifelnd an, denn sie wußten nicht, ob sie auf den Frühling, die Herzen, oder auf die Damen das Wohl trinken sollten.

Um ähnlichen Reden vorzubeugen, hob man die Tafel auf, und die Gäste zerstreuten sich hierhin und dorthin, um sich an der wundervollen Natur zu ergötzen.

Ein Jeder bestrebte sich natürlich, in angenehme Gesellschaft zu kommen.

Oskar war nicht von der Seite Nannys gewichen, und diese schien ihm auch garnicht abhold zu sein, denn sie lachte, scherzte und unterhielt sich sehr lebhaft mit ihm. Ein scharfer Beobachter würde aber trotzdem hinter diesen lächelnden Augen, diesen ausgelassenen Erwiderungen einen tiefen Ernst entdeckt haben. In diesem nach Liebe lechzenden Herzen lag die heiße Leidenschaft versteckt wie ein glimmendes Feuer unter der Asche. Gewiß mußte Nanny sich Gewalt anthun, um die äußere Ruhe zu wahren. Je mehr sie sich aber bemühte, ihre Liebe zu verdecken, desto mehr flüchtete diese sich in die geheimsten Winkel, um hier desto sicherer zu erblühen. Aber wie zu erblühen? Nanny war eitel, ein Herz, für welches die große Welt nur zum schimmernden Spielwerk geschaffen ist. Daher war ihre Liebe auch nicht ein Sichergeben in das Unvermeidliche, nein, sie grollte mit sich und Anderen, daß sie machtlos war und keine Mittel und Wege finden konnte, wie viele ihr auch sonst zu Gebote standen. Aber wissen sollte er es nicht, welche Glut in ihrem Innern tobte, — sie lachte und scherzte ausgelassener und witziger noch als sonst. Sie kokettierte mit Oskar und fand jetzt eine Art Zerstreuung daran, wenn der vollendete Roué immer leidenschaftlicher für sie entflammte. Je mehr er sich anzustrengen schien, seinen Schwärmereien eine bestimmte Richtung zu geben, einen desto größeren Genuß schien sie jetzt darin zu finden.

„Wissen Sie nicht, wohin meine Cousine gegangen ist?“ wandte sie sich an Oskar, der eben ein Bouquet Blumen von einem Bauernknaben in Empfang nahm und dieses mit gedrechseltem Kratzfuß Nanny einhändigte. „Ich möchte mit ihr eine Promenade nach dem Kaisersitz unternehmen.“

„Fräulein Wassow befindet sich gewiß in Gesellschaft meiner Tante,“ antwortete Oskar schnell. „Aber lassen Sie uns doch diesen Weg allein dorthin unternehmen, gnädiges Fräulein. Sie wissen garnicht, wie Vieles ich Ihnen unterwegs zu sagen, wie unendlich viel ich Ihnen zu gestehen habe.“ Dabei hingen seine Blicke förmlich brennend an den Zügen des jungen Mädchens.

Nanny ignorierte diese feurige Apostrophe durchaus; sie verbarg ihr Gesicht in das Bouquet und fragte nach einigen Augenblicken, ohne aufzusehen; „Haben Sie Herrn Randen nicht irgendwo bemerkt? Ich habe ihn an der Tafel nicht gesehen, und hier sein soll er doch, wie meine Cousine behauptet.“

„Was geht mich Randen an?“ rief Oskar mit Geringschätzung. „An Hauslehrer und dergleichen Subjekte verschwende ich nicht meine Sehkraft.“

„Nun, Herr Bandert, ich würde Ihnen doch den Rat erteilen, erstens einer Dame ein wenig höflicher zu antworten, und dann, sich dieses geringe Subjekt etwas näher anzusehen. Ich zum Beispiel interessiere mich sehr für ihn.“

Oskar wurde glühend rot — dann schlug er die Hände zusammen und lachte gezwungen auf. „Ist

es möglich — Fräulein Wassow?" fragte er mit bitterem Spott. „Sie interessiren sich für einen Hauslehrer?"

„Es ist wohl möglich," entgegnete Nanny fest. „Ein Mensch, wie ihn die banale Alltagswelt eben nicht immer aufzuweisen hat, verdient dieses Interesse. Sein gediegenes Wissen allein ist hoher Anerkennung wert, und was seinen Charakter anbetrifft — nun, darnach zu forschen ist nicht Jedermanns Sache."

„Und das ein simpler Hauslehrer?" warf Oskar ironisch ein, und um seine Lippen zuckte es eigentümlich.

„Eben darum," erwiderte Nanny heiter. „Die Meisten streben eben nur, von der Welt angesehen zu sein, und dünken sich groß, — im Grunde sieht's aber sehr winzig in ihnen aus. Die persönliche Stellung ist doch nur selten, sehr selten die Rangstufe des Geistes. Unwürdigen hängt manchmal der Himmel voll Geigen, während der Edelsinn und das Verdienst am Bettelstabe darben."

Die Unruhe Oskars ging plötzlich in Zorn über; er zog die Stirn kraus und faßte sich an die Kehle, als ob ihn dort etwas schmerzte und am Reden hinderte. Nanny hatte mit dem Urteil über Randen zugleich den Stab über ihn selbst gebrochen, und der Vorwurf, den er gegen sich und sein Leben hätte wenden müssen, traf jetzt Denjenigen, der die Ursache dieses Gespräches geworden.

„Da haben Sie mir einen guten Fingerzeig gegeben," antwortete er, und seine Gesichtsmuskeln zuckten,

— „ich wäre fast gleichgiltig an einem Marmormenschen vorübergegangen, ohne zu ahnen, welche Gluten ihm entgegenwehen."

Von der anderen Seite des Weges tauchten die Gestalten von Fräulein Kegel und Herrn Storchenhorst auf, begleitet von Fräulein Dietel und dem Advokaten. Fakel schien dieses Zusammentreffen absichtlich herbeigeführt zu haben.

„Entschuldigen Sie, Herr Vandert," redete er Oskar an, — „wir wollen eben dem Kaisersitz unsere Visiten abstatten, finden aber nicht den kürzesten Weg dorthin. Könnten Sie uns vielleicht raten?"

„Ich bin auch eben im Begriff, dorthin zu gehen, um meine Cousine zu treffen," erwiderte Nanny rasch, und sie blickte mit lächelnder Miene auf ihren schweigsamen Gefährten.

„O, das trifft sich ja wunderbar," beeilte sich Fräulein Kegel zu antworten, — „wir machen also den Weg zusammen?"

Oskar sprach noch immer kein Wort, sondern schritt, in bittere Gedanken vertieft, weiter. Fakel beobachtete ihn aufmerksam, und das Auge des Advokaten glänzte wie über einen gewonnenen Prozeß.

„Ihr Begleiter scheint niedergedrückt," bemerkte die alte Jungfer halblaut zu Nanny.

Die Antwort wurde ihr durch Fakel abgeschnitten, welcher Nanny auf die bezaubernde Umgebung aufmerksam machte und die geschichtlichen Reminiscenzen des Schlosses herzuerzählen begann.

„Von der Kesselhöhle dort," — docierte er, „wo die

Quelle zu Tage tritt, berichtet die Sage, daß da die heidnischen Einwohner dem Gotte der Freude geopfert. Wie schade, daß diese Volkssitte dahin ist!" setzte er mit einem bedeutsamen Blick auf Nanny hinzu. „Ich möchte heute zum Beispiel der Göttin der Schönheit ein Dankopfer bringen."

„Hör' mal, Fakel!" fiel Storchenhorst dem Advokaten in die Rede, — „Fräulein Kegel will nicht glauben, daß es magische Wunder in der Welt giebt?"

„Herr von Storchenhorst glaubt nämlich," fügte Fräulein Kegel hinzu, — „daß wir Frauen sehr leichtgläubig sind und daher für das Geheimnisvolle im voraus gewonnen."

„O gewiß giebt es Wunder, gewiß!" antwortete Fakel. „Ammonius lehrt, daß die magischen Kräfte in der Natur die Geister durch theurgische Künste zur Erscheinung nötigen können, wie etwa der dem gewöhnlichen Auge vorher nicht sichtbare Wärmestoff als Funke aus dem Stein gelockt werden kann. Denn alle der Gottheit entflossenen Wesen stehen auf der großen Wesenleiter im engen Zusammenhange."

„Was zu beweisen war," schloß der Poet. „Sehen Sie, ich bin also im Recht mit meiner Behauptung?"

„Was heißt „theurgisch"?" fragte die alte Jungfer aufgeregt Herrn Storchenhorst.

Dieser zuckte mit den Achseln und machte ein sehr verblüfftes Gesicht.

„Da könnten Sie mir wohl auch sagen, Herr Fakel," begann jetzt Oskar, — „wie man sich diese theurgischen Künste zu eigen machte. Ich möchte mich in vollem

Ernste dieser Laufbahn widmen und Ihnen zum Dank nach meinem Tode testamentarisch die Führung aller meiner Prozesse vermachen."

„Und was würden der Kartentisch und der Geldschrank Ihres Herrn Vaters dazu sagen, wenn Sie sich plötzlich einer so wunderbaren Funktion befleißigten?" erwiderte ironisch lächelnd der Advokat.

Oskar wechselte die Farbe und blickte ihn einen Augenblick wortlos an.

Nanny, welche bis dahin schweigend einhergegangen, mischte sich in's Gespräch und verhütete dadurch, daß die Unterhaltung beleidigend wurde. Sie warf einige erheiternde Bemerkungen hinein, und die Konversation nahm gleich eine andere Richtung. Bald langte man auf dem Kaisersitz an, wo schon Einige von der Gesellschaft versammelt waren.

Als sie nach einiger Zeit wieder in's Gasthaus zurückkehrten, wurde Oskar von Kosakaitis in Beschlag genommen, der ihn aufforderte, mit ihm noch eine kleine Promenade zu machen, weil er ihm Einiges mitzuteilen habe.

„Ich wollte Sie schon lange unter vier Augen sprechen," bemerkte Kasakaitis, Oskar einen abgelegenen Bergpfad mit sich führend, — „aber ich wollte Sie nicht stören, denn ein Verliebter ist wie der Auerhahn, wenn er balzt, ohne Gesicht und ohne Gefühl. Sagen Sie 'mal zu allererst: wie weit sind Sie mit Fräulein Nanny? Verliebt sind Sie doch wohl in das Mädchen?"

„Verliebt?" erwiderte Oskar emphatisch. „Ich vergöttere sie, ich bete sie an!"

Der Konsulent lächelte befriedigt: „Ich wußte das, — ich weiß aber auch, daß Sie wenig Hoffnung auf Gegenliebe besitzen."

„Woraus schließen Sie das?"

„Weil ein ganz Anderer in dem trotzigen Herzchen des Fräulein Nanny sitzt."

„Ein Anderer?" schrie Oskar, außer sich vor Leidenschaft und seinen Arm aus demjenigen des Advokaten ziehend. „Wer?"

„Ereifern Sie sich doch nicht so, lieber Freund," versetzte Kasakaitis, bedächtig lächelnd. „Bei solchen Angelegenheiten müssen die Augen mit Ruhe auf das ferne Ziel gerichtet sein, — muß entschlossen, kräftig, aber auch mit Umsicht und Ausdauer gehandelt werden. Das Herz mancher Weiber zu erobern — dazu gehört viel, aber erobert werden kann es immer, wenn man nur den richtigen Weg einschlägt. Sie kennen den Mythus von der Danae und dem Zeus? Ich will Ihnen das Resultat meiner Forschungen über diesen Gegenstand gern mitteilen, Sie müssen mir aber versprechen, ruhig zu bleiben."

Ersparen Sie sich doch alle unnötigen Einleitungen, lieber Kasakaitis," antwortete Oskar ärgerlich. „Wer ist Derjenige, welchen Nanny liebt?"

„Randen!"

„Randen!" Oskars Gesicht überzog eine fahle Blässe. Kasakaitis hatte es bestätigt, was er selbst vorher aus dem Munde Nannys gehört. „Ich haue ihn nieder, ich schlage ihn tot!" sagte er nach einigen Augenblicken, und er erhob seinen Stock.

„Ich sagte Ihnen schon — nur keine überstürzten Handlungen, lieber Bandert!“ bemerkte Kasakaitis lächelnd. „Randen ist ein überaus starker Mensch. Sein Vater galt in ganz Livland für einen ausgemachten Herkules, denn er soll oft zum allgemeinen Ergötzen seiner Gäste ein kleines Pferd gemütlich in's Zimmer getragen haben. Und hören Sie nur, was Junk nicht alles von diesem Kollegen aus der Studentenzeit zu erzählen weiß! Mit einem Solchen ist schlecht Kirschen essen! Zu einem Duell mit ihm würde ich ebenfalls nicht raten. Sie müssen also diplomatisch zu Werke gehen, fein diplomatisch.“

„Diplomatisch! Sie scheinen sehr die krummen Wege zu lieben! Worin könnte wohl diese Diplomatie bestehen?“

„Wenn Sie auf meinen Rat hören wollten, so müßten Sie zu allererst Ihren Onkel ersuchen, daß er Randen aus seinem Hause, aus seiner Gesellschaft jage. Aus den Augen, aus dem Sinn! Ich glaube, nichts ist zutreffender als dieses Sprichwort, auf Verliebte angewandt.“

Oskar kehrte bald in's Gasthaus zurück, nahm seinen Onkel Bandert bei Seite und bat ihn um ein kurzes Gespräch unter vier Augen.

„Was wünschest Du, lieber Junge?“ redete ihn dieser an, als sie allein waren.

„Ich habe eine Bitte an Sie, lieber Onkel, die Sie mir erfüllen müssen.“

„Recht gern, sehr gern, wenn es in meiner Macht liegt,“ antwortete Bandert herzlich.

„Es liegt gewiß in Ihrer Macht, — werden Sie es aber thun, Onkel?"

„Wozu denn die großen Vorreden! Habe ich Dir schon etwas abgeschlagen? Schieß nur los, Du sollst es nicht umsonst gethan haben!"

Oskar zögerte noch einen Augenblick; es war, als ob zwei in ihrem Wesen verschiedenartige Gefühls-Empfindungen um die Herrschaft in seiner Seele kämpften. Es waren die Scham und das Gewissen, welche mit starken Armen die Seele zurückhielten, das, was sie begehrte, in Worten aus sich heraustreten zu lassen. „Sie müssen Randen aus Ihrem Hause, aus Ihrer Gesellschaft entfernen, heute, gleich auf der Stelle!"

Bandert machte ein sehr verwundertes Gesicht und wußte nicht, ob er das Verlangen Oskars von der ernsten oder der scherzhaften Seite auffassen sollte. Endlich entschloß er sich für das Erstere.

„Warum denn das? Hat er Dich beleidigt?"

„Ja — sehr — sehr — übrigens ist das gleichviel — ich wünsche es, Onkel, das heißt, ich bitte Sie darum."

„Aber sage mir doch den Grund, lieber Junge; ich glaube nicht, daß sich Randen gegen Dich hat vergehen können."

„Erlassen Sie mir und auch ihm alle Erklärungen — es würde die Sache nur noch verschlimmern. Erfüllen Sie aber meine Bitte, Onkel, es liegt mir viel daran."

„Diese Deine Bitte kann ich Dir leider nicht erfüllen," entgegnete Bandert bestimmt. „Randen be-

sitzt meine Hochachtung, mein unbegrenztes Vertrauen, und ich kann, ich werde ihn nicht entlassen, noch viel weniger ihm mein Haus verbieten. Doch will ich ihn zur Rede stellen, wenn er Dich beleidigt haben sollte, und ich hoffe, daß dies vollkommen genügen wird."

„Nein, nein, kein Wort mehr darüber!" rief Oskar heftig. „Wenn es Ihnen schwer fällt, Onkel, Randen zu entlassen, nun, so will ich das Feld räumen." Er wandte sich zögernd zum Gehen. Bandert hielt ihn zurück.

„Was willst Du thun?"

„Ich will fortfahren von hier, aus Riga fort."

„Geht es denn wirklich nicht anders?"

Oskar schüttelte den Kopf.

Bandert verlor keine Silbe mehr. Er schaute nur einen Augenblick tief gekränkt dem jungen Manne nach, der gesenkten Hauptes von ihm abgewandt und langsam davonschritt. Dann kehrte er zu der Gesellschaft zurück und forschte nach Randen, der auf einer Rasenbank allein saß und gedankenvoll auf die Abendsonne blickte, die zum Scheidegruße über die dämmernde Erde ihren rotschimmernden Goldmantel breitete. Heinrich war eines kranken Fußes halber zu Hause geblieben, und Junk weilte seit einigen Wochen bei seinen Eltern am Strande. Wer hätte wohl außer diesen Zweien Randens Gesellschaft suchen sollen! Man achtete ihn zwar allgemein, aber

Niemand wollte es wagen, sich diesem ernsten und verschlossenen Charakter zu nähern.

Bandert zögerte einen Augenblick, an ihn heranzutreten. War es doch kaum ein paar Wochen her, daß er ihm seinie Hlfe angeboten, ihn zu bewegen gesucht, gänzlich in sein Haus überzusiedeln — und jetzt sollte er ihn selbst aus seinem Hause, aus seiner Gesellschaft treiben?

Endlich näherte er sich ihm.

„Sie denken wohl darüber nach," begann er, — „wie man ein so schönes Mädchen mit einem so unsympathischen Menschen zusammenbringen kann?"

„Ich verstehe Sie nicht, Herr Bandert," entgegnete Randen.

„Ich meine die Verlobung des Fräulein Lucie Wassow mit dem Konsulenten Kasakaitis."

Randen erbleichte. Nur mit Mühe konnte er die Frage über die Lippen bringen:

„Eine Verlobung —?"

„Wie, Sie wissen nichts davon? Aber davon spricht ja bereits Jedermann, und ich habe die Bestätigung dieser Meldung direkt aus dem Munde Heinbergs."

Da kam Nanny bestürzt auf Randen zugeeilt und fragte ihn atemlos, ob er nicht Lucie gesehen habe, da sie von der Promenade noch nicht zurückgekehrt und alle Nachforschungen, die man angestellt, erfolglos geblieben seien.

„O Gott, o Gott," jammerte sie, — „es könnte ihr ein Unglück zugestoßen seien!"

Das Menschenherz ist groß, unendlich groß, weil es so viele, so gewaltige Gedanken nacheinander durchempfinden kann, und dennoch ist es zu klein, um zwei Empfindungen aufeinander austönen zu lassen.

Unbeweglich stand Randen da und starrte Nanny an, ohne daß ein Laut, ein Wort über seine Lippen kam, — nur fester hatten sich diese wie in einem schmerzlichen Kampfe geschlossen. Das ernste Gesicht war noch ernster und bleicher geworden, der Ausdruck des tiefsten Herzwehs zuckte plötzlich darüber hin, und Nanny las aus diesen bestürzten, ausdrucksvollen Zügen sein ganzes trauriges Schicksal.

„Wie furchtbar," seufzte sie leise vor sich hin und bedeckte für einen Augenblick das Gesicht mit den Händen, — „er liebt sie, er liebt sie — und ich — o Gott, ich bin so unglücklich! Kommen Sie," flüsterte sie nach einigen Augenblicken, ihm bittend in die Augen schauend, — „kommen Sie und forschen wir nach Lucie!"

Er stand noch einen Moment unbeweglich — dann ging er, wohin? er wußte es selbst nicht! Wege, Thäler, Hügel durcheilte er, aber nirgends ein Spur von Lucie — nirgends!

Die Nacht näherte sich leise, als zögere sie überhaupt zu erscheinen. Der Mond hatte seine Runde begonnen und leuchtete in einem blaßgelben Schein. Die Luft war so schwer, so heiß. Die ganze Natur verhielt sich lautlos. Nur ein würziger Hauch voll daseinsfreudigen Lebens kam von Blatt zu Blatt, von Luftwelle zu Luftwelle. Und inmitten all dieses

reichen, blühenden Lebens bebte das Herz Randens in namenloser Angst.

Oben auf einer Anhöhe blieb er stehen und lehnte seinen Kopf schwer gegen einen mächtigen Eichbaum. Das Blut hämmerte in seinen Schläfen, die wilden Schläge seines Herzens mußten laut hinausklingen in die tiefe Stille der Natur.

Eben drang der Mond wieder aus den Wolken hervor und beleuchtete hell die ganze Gegend. Randen blickte um sich — da — endlich — erkannte er in ziemlicher Entfernung von sich eine dunkle Gestalt auf dem Boden liegen — es konnte nur Lucie sein.

Unwillkürlich blieb er noch eine Sekunde lang stehen und atmete tief und schwer auf. Dann aber jagte er vorwärts und mit einem Aufschrei: „Lucie, Lucie," stürzte er neben der Ohnmächtigen nieder.

---

## Zehntes Kapitel.

Im Mittelpunkte der Stadt befindet sich eine große Privat- Lehr- und Erziehungsanstalt. Der Vorsteher dieser Schule, Herr Utzmann, ist schon über dreißig Jahre der Leiter derselben und erfreut sich keines geringen Rufes. Er ist in der Stadt als ein höchst gewissenhafter Mann bekannt, gilt bei den Gebildeten als verdienstvoller Pädagog und wird von

seinen Freunden unter die hervorragendsten Männer der Provinz gezählt.

„La rénomée c'est un miroir qui grossit," sagt der Franzose. Auch bei Herrn Utzmann bewahrheitete sich dieses Sprichwort. Er hatte vor fünfunddreißig Jahren oder etwas drüber auf der naheliegenden Universitätsstadt Philologie studiert und soll zu seiner Zeit ein sehr tüchtiger Student gewesen sein, aber wie die Zeit alles mit ihrem Zahne aushöhlt, so hatte sie auch alle philologischen und noch andere Wissenselemente im Kopfe des würdigen Schulmonarchen aufgezehrt oder wenigstens bis auf ein Minimum verflüchtet. Doch wozu brauchte Utzmann die Wissenschaft und das Wissen! er war ja Pensionsvorsteher und sein Specialfach — die Erziehungslehre.

Wie Utzmann als „bewährter" Pädagog, so waltete an Stelle seiner Verstorbenen als züchtige Hausfrau und Pensionsmutter deren aus zweiter Ehe ihm mitgebrachte und von ihm adoptierte Tochter Camilla. Ihrem „lieben Papachen" stets mit Rat und That zur Hand gehend, war sie diesem mit der Zeit so unentbehrlich und zugleich bei ihm so einflußreich geworden, daß Herr Utzmann nie etwas zu unternehmen wagte, ohne vorher „Camillchens" entschiedene Zustimmung eingeholt zu haben. Ja, wenn Papa Utzmann ohne seines Camillchens Wissen einen neuen Lehrer engagiert oder einen alten entlassen hätte, würde ihm sicherlich ein großer Vorwurf in Aussicht gestanden haben. Der alte Herr hütete sich daher

wohlweislich, die Galle seiner lieben Camilla durch solche Ungehörigkeiten zu erregen.

Was Camillchens eigenen Wirkungskreis anbetraf, so hatte Papachen nichts, absolut nichts zu bestimmen. Sie ließ kochen und braten, was sie und wie sie es für gut befand, ging spazieren wann sie wollte und empfing Besuche, von wem sie wollte, nahm Geld, soviel sie brauchte, und schmauchte Cigarretten, so viel sie konnte. Auf eine nähere Charakteristik Camillchens möchten wir aus schonender Konvenienz nicht weiter eingehen, sondern bemerken nur, daß sie in Wahrheit Augen hatte für Alles, was passierte und nicht passierte, und daß sie an der gefährlichen Grenzlinie des Alters stand, wo die Frauen weder zu dem ruhigen Alter noch zu der überreifen Jugend gezählt werden können.

Wir treffen Herrn Utzmann gerade in seinem Studierzimmer. Obgleich dieses mit allen möglichen Werken, Folianten und Handschriften überfüllt ist, so erscheint die Benennung „Studierzimmer" doch eigentlich unpassend, denn alle die fußhohen und zollstarken Einbände fordern zwar mit einladender Miene zu näherer Bekanntschaft auf, haben aber nie die Ehre genossen, von Herrn Utzmann beachtet zu werden, höchstens, daß er sich von der lateinischen Grammatik begeistern ließ, deren Rat er bei einigen Grundregeln und Casusformen einholte. Auch heute finden wir Herrn Utzmann in solche geistige Arbeit vertieft, an seinem Arbeitstische sitzen. Er ist ein Mann schon in den Sechzigern. Das beinahe völlig weiß gewordene Haupt-

haar umwallt einen kahlen Schädel, ein kalter, gleichgiltiger Blick lugt unter den buschigen Brauen hervor und verleiht dem ohnehin schon markierten Gesichte eine eigentümliche, abstoßende Strenge.

Die Thür zu Utzmanns Zimmer ging auf, und ein Herr von ungefähr fünfzig Jahren trat in dasselbe. Der Direktor, der eben bedachtsam einen Strich unter dem „mensa" gezogen, hielt die Feder schreibgerecht in der Hand und musterte mit einiger Neugierde den Eintretenden, der sich erkühnt, ohne Anmeldung in sein geheimes Kabinet zu dringen.

„Ach so, Du bist es, Karl," rief er mit erkünstelter Freundlichkeit, die Feder auf das Schreibzeug legend und mit seiner dürren Rechten die spärlichen weißen Haare fester an die eingefallene Schläfe drückend. „Dein alter Stiefbruder konnte in dieser langen Zeit längst das Zeitliche gesegnet haben, ohne daß Du das Verlangen verspürt hast, ihn doch einmal wiederzusehen."

„Der Weg in mein Haus ist nicht weiter als der meinige zu Dir," erwiderte der Ankömmling mit fester Stimme und sich auf einen Stuhl niederlassend, ohne dazu aufgefordert zu sein. „Doch lassen wir das!" sprach er weiter, — „ich komme zu Dir in einer bestimmten Angelegenheit."

„Darf man fragen, in welcher?" fragte der Alte, seinen Bruder fest anblickend.

„Du mußt einem jungen Manne zu einer Stellung verhelfen, Eberhard. Er hat studiert, ist bereits als Hauslehrer thätig gewesen und befindet

sich jetzt seit einiger Zeit ohne jeglichen Verdienst. Da Du eine ausgebreitete Bekanntschaft hast, so denke ich, dürfte es Dir nicht schwer fallen, für ihn eine passende Stellung zu ermitteln. Oder vielleicht hast Du selbst eine Vakanz? Ich kann ihn Dir bestens empfehlen, er ist ein geistig und sittlich ungemein hochstehender junger Mann."

„Hm!" versetzte der Alte, seinen weißen langen Bart gemächlich zwischen den Fingern drehend. „Ganz recht, meine große Bekanntschaft — aber sage 'mal, warum interessierst Du Dich denn für einen fremden Menschen?"

„Kommt Dir das so merkwürdig vor? Die Sage von Deiner umfassenden Humanität scheint die Probe auf ihre Echtheit nicht aushalten zu können. Uebrigens kann ich Dir zum Troste sagen, daß er ein Vetter meiner Frau ist."

„Ach so, das ist etwas Anderes," entgegnete Utzmann entschuldigend, „Du hättest mir das gleich sagen können. Und warum ist er nicht selbst zu mir gekommen, um mich —"

„Zu bitten?" ergänzte Karl. „Nein, lieber Eberhard, ich glaube, der könnte eher verhungern, als daß er als Bittsteller vor Deiner Thür stehen würde."

„Und einen solchen Menschen soll ich patronisieren?" fiel ihm Utzmann laut lachend ins Wort.

„Natürlich nicht, denn ich habe ja vergessen, daß Du —". Karl stand auf.

„Erlaube, lieber Karl," versetzte beschwichtigend Utzmann, indem er seinen Bruder auf den Stuhl

niederdrückte, — „Du bist noch immer der alte Hitzkopf, trotz Deiner fünfzig Jahre. Herr Gott, wann wirst Du Dich einmal ändern! Wenn Du den jungen Mann empfiehlst — nun gut, ich will ja gerne mein Möglichstes für ihn thun, aber Du wirst doch zugeben, daß ich ihn zuerst sehen muß. Möglicherweise engagiere ich ihn selbst, das heißt, ich weiß noch nicht ganz genau, ob ich ihn werde brauchen können, denn Du kennst meine Anstalt und die hohen Anforderungen, welche ich an meine Lehrer stelle."

„Leider kenne ich sie nur zu gut," erwiderte Karl mit leisem Spott. „Laß mich also keine unnützen Worte verschwenden — wie lange bist Du heute zu sprechen?"

„Ich bleibe den ganzen Nachmittag zu Hause, aber, wie gesagt —" er hielt inne, da er die unruhige Miene seines Bruders bemerkte, welcher sich erhoben hatte und mit einem flüchtigen Gruß das Zimmer verließ.

Der Alte blieb einige Augenblicke nachdenklich und murmelte einige unverständliche Worte vor sich hin, dann beendigte er rasch seine Arbeit, schlug das Heft zu und schritt in das angrenzende Zimmer seiner Tochter Camilla.

„Ich störe doch nicht?" fragte er, zögernd auf der Schwelle stehen bleibend.

„O durchaus nicht, Papachen, komm nur herein," flötete Camilla, die eben im Begriff stand, aus ihrer Toilette eine Stange Fixatoir herauszunehmen, um ihrem ergrauten Haar eine wohlthätige Pflege ange-

deihen zu lassen, und nur beim Eintritt Utzmanns dieses Geschäft einstweilen aufschob.

„Was meinst Du, Camillchen, wenn wir den Krutz entlassen und an seiner Stelle einen Andern engagieren? Du sagtest ja neulich selbst, daß er Dir unsympathisch geworden ist?"

„Ich dächte, Du hättest ihm schon gekündigt, Papachen, — gewünscht habe ich es wenigstens schon lange."

„Ich hatte es ganz vergessen, — verzeihe, Liebe! Heute thue ich es aber bestimmt, und zwar gleich. Ich habe auch bereits einen Ersatz in Aussicht." Und er erzählte Camilla vom Besuch seines Stiefbruders Karl und schilderte nach eigenem Ermessen den Charakter seines Ersatzes.

„Du kannst ja versuchen," meinte Camilla, deren Gesicht bei der Erzählung Karls einen häßlichen Zug erhielt. „Bevor Du ihn aber engagierst, möchte ich ihn zuerst sehen, denn wir Frauen haben doch immer den richtigsten Instinkt."

„Dein Wille geschehe," versetzte Utzmann lachend, und trat er in sein Kabinet zurück, während sich Camilla an ihre unterbrochene Toilettenarbeit machte.

Ohne in eine Detailmalerei der Physiognomie Camillchens eingehen zu wollen — denn sie würde nichts weniger als interessant ausfallen —, bemerken wir nur, daß die künstliche Weiße des gepuderten, durch den beständigen Gebrauch von Mandelkleie, Rahm und anderen kosmetischen Mitteln verwitterten Antlitzes

einen geradezu widerlichen Anblick gewährte, der durch der Dame häufiges Lachen nicht besser wurde.

Nachdem Camillchen ihre Haarfrisur geordnet und die Geduld des Spiegels auf eine fast zu harte Probe gestellt, schritt sie an die Kommode, holte sich daraus eine saubere, mit feinen Spitzen besetzte Schürze, band dieselbe vor und betrachtete sich dann prüfend von allen Seiten, ob nicht hier oder dort noch etwas an ihrer untadeligen, für ihre Jahre aber viel zu jungfräulichen Toilette zu ändern wäre. Da ihr Alles in bester Ordnung zu sein schien, setzte sie sich auf einen Stuhl und blickte zur Straße hinaus. In ihren Zügen drückte sich eine freudige, fast leidenschaftliche Erwartung aus, und bei dem leisesten Geräusch, welches sich vernehmen ließ, schrak sie heftig zusammen.

Wenn man dem Gedankengange Camillas nachgehen wollte, so ergäbe sich etwa der Folgende: Krutz ist zwar ein ganz brauchbarer Mensch, aber er macht mir nicht den Hof, und daher kann ich ihn nicht leiden, und wen ich nicht leiden kann, der muß aus dem Hause. Ich bin doch eigentlich ganz hübsch und im Grunde eine recht gute Partie. Was meine Vergangenheit anbetrifft, so hat sich darüber Niemand zu kümmern — die Zeit überpinselt Alles mit dem Firniß der Vergessenheit. Wenn dieser neue Lehrer doch nur ein hübscher Mann wäre und ich in seinen Augen Gefallen fände — er sollte es gewiß nicht schlecht bei mir haben. Nun, wir wollen das Beste hoffen."

„Fräulein Camilla!" rief ein hübscher junger

Mädchenkopf durch die Thürspalte — „ach, Herr Trichter hat wieder einen Jungen geschlagen, daß ihm das Blut nur so aus der Nase fließt! Das muß man doch Herrn Utzmann klagen!"

„Was kümmert das Dich!" fuhr sie Camilla barsch an. „Achte nur auf Deine Kasserolen in der Küche und nicht auf Herrn Trichter."

„Leicht gesagt!" entgegnete das junge Mädchen betrübt. „Man kann ja das Geschrei und Geschimpf garnicht mehr ertragen. Vorgestern hat er dem kleinen Mietel eine Backpfeife gegeben, weil der noch um Brot bat; gestern goß er dem Eiche den Teller mit Grütze übern Kopf, weil der Junge nicht essen wollte — drei Tage nacheinder Grütze und wieder Grütze, wer kann das auch — und heute —"

„Mach, daß Du sofort in die Küche kommst, Du nichtsnutziges Ding Du!" schrie jetzt Camilla, außer sich vor Zorn und sprang von ihrem Stuhle auf die Thür zu. Das wirkte — das junge Mädchen flog den Korridor hinunter — aber nicht in die Küche, sondern zu ihrer ständigen Bräutigamslieferantin, der Hausknechtsfrau, um bei ihr unter windmühlflügelartigen Bewegungen der Hinter- und namentlich der Vorderbeine Trost in ihrem Leid zu suchen.

Ueber diesem Zwischenfall hatte Camilla ganz das Klingeln im Nebenzimmer überhört; sie vernahm es erst, als heftiger an der Glocke gezogen wurde und sie nun mit Utzmann zu gleicher Zeit an der Thür erschien.

„Kann ich Herrn Utzmann sprechen?“ fragte ein junger Mann, der kein Anderer war als Randen.

„Zu dienen, ich bin es,“ erwiderte der Alte, und musterte mit Wohlgefallen die schöne Figur und zuversichtliche Haltung des Fragenden.

„Ich komme von Ihrem Herrn Bruder.“

„Ach so, seien Sie uns herzlich willkommen,“ erwiderte Utzmann, Randen die Hand entgegenstreckend. „Bitte, näher zu treten.“

Er geleitete ihn in den Saal und warf Camilla einen fragenden Blick zu, welchen sie mit einem zufriedenen Lächeln beantwortete im Davongehen dem Alten in's Ohr flüsternd: „Ein ansehnlicher Mann, den mußt Du engagieren!“

Mit diesem plein — pouvoir ausgerüstet, nötigte Utzmann Randen mit fast devoter Zuvorkommenheit zum Sitzen und nahm selbst ihm gegenüber Platz.

„Sie haben studiert, wie ich höre?“

„Ja,“ erwiderte Randen.

„Welches Fach, wenn ich fragen darf?“

„Mathematik.“

„Ein sehr interessantes Fach und ein sehr schweres Fach. — Wie lange?“

„Zwei Jahre.“

„Zwei Jahre schon — warum dann nicht ausstudiert? Der ganze Kursus beträgt, glaube ich, nur drei Jahre.“

„Es waren Verhältnisse, die mich zwangen, die Universität zu verlassen.“

„Doch keine pekuniären? Eine solche geringe

Geldsumme läßt sich doch irgendwie herbeischaffen. Sie wollten wohl nicht ernstlich?"

„Ich wollte wohl ernstlich, es ist mir aber auch überall ernstlich fehlgeschlagen," entgegnete Randen mit ruhiger Festigkeit.

Utzmann schaute ihn einen Augenblick mißbilligend an. Ihm gefiel der feste, überlegene Ton und der gemessene Ernst Randens durchaus nicht. „Das klingt etwas — hm — hm — etwas — haben Sie ein Lehrerexamen gemacht?"

„Nein. Wird dieses von Ihnen gefordert?"

„Ganz unbedingt gefordert!" bekräftigte Utzmann, und er begann mit verschränkten Armen im Zimmer auf und ab zu gehen. „Ohne daß Sie ein Lehrerexamen bestanden haben, darf ich Sie in meiner Anstalt durchaus nicht unterrichten lassen, das würde den großen Ruf derselben gefährden."

„Handelt es sich um die erforderlichen Kenntnisse, oder um das Lehrerdiplom?" fragte Randen.

„Sie können ja möglicher Weise ein ganz gescheiter Mensch sein, aber ohne Konzession, das heißt, ohne ein Lehrerexamen bestanden zu haben, dürfen Sie in keiner öffentlichen Schule Unterricht erteilen. Es ist nun einmal so, und ich kann und will auch von dieser Regel nicht abweichen. Hätten Sie doch wenigstens das kleinste Elementarlehrerexamen gemacht — aber so!" Er zuckte geringschätzig mit den Schultern.

„Dann bedaure ich, Sie belästigt zu haben," erwiderte Randen stolz, und er erhob sich zum Gehen.

„Nein, nein, so hab' ich es ja garnicht gemeint,

bleiben Sie vor der Hand doch nur sitzen! Ich werde Ihnen eine Stellung in meiner Anstalt anweisen, wo Sie für's Erste kein Examen gemacht zu haben brauchen. Sie werden die Erziehung, die Beaufsichtigung der Kinder leiten, Sie werden die Stelle eines sogenannten Pädagogus übernehmen, quasi mein Gehilfe sein," sagte er mit Nachdruck.

„Zu einem solchen Amte werde ich mich wohl schwerlich schicken," antwortete Randen, in seiner zum Aufbruch bereiten Stellung verharrend.

„Was ist da sich zu schicken — setzen Sie sich erst! So. Sie sind doch Hauslehrer gewesen und haben gewiß auf Ihre Zöglinge ein wachsames Auge haben müssen — nun, hier haben Sie dasselbe zu thun, abgesehen vom Unterrichterteilen, — dazu muß ich durchaus konzessionierte Lehrer haben. Ihre Beschäftigung wäre also, um sechs Uhr morgens aufzustehen und die Knaben beim Anziehen zu überwachen, damit alles in geordneter Disciplin vor sich geht. Beim Kaffee und nachher beim Frühstück müßten Sie auch zugegen sein. Von zwölf bis drei Uhr wären Sie ganz frei, später aber, und zwar bei den Erholungsstunden und beim Lernen der Schularbeiten, zu deren Beaufsichtigung ich eigens noch einen konzessionierten Lehrer angestellt habe, müßten Sie die Ordnung in der Klasse aufrecht erhalten, d. h. namentlich, wenn der Herr Lehrer nicht zugegen ist. Um neun Uhr legt sich alles zu Bett, wobei Sie selbstverständlich nicht fehlen dürfen. Das Honorar würde betragen fünfzig Rubel monatlich bei

freier Station. Wollen Sie diese Stellung annehmen, so könnten Sie schon morgen eintreten."

Randen schwieg noch immer, obgleich ihn Utzmann fragend anblickte. Die verschiedensten Gefühle durchzogen sein Herz. Der Alte mit seinem Anerbieten mißfiel ihm durchaus — er wäre am liebsten wieder fortgegangen, um nie wieder zurückzukehren. Durfte er aber das? Kamen nicht Verhältnisse in Frage, welche höher standen als seine persönlichen Neigungen? Waren nicht Monate und wieder Monate vergangen, seitdem er Heinberg und Bandert verlassen? Und hatte sich ihm nicht noch immer keine Stelle, kein Erwerb geboten? Wie hart war schon die eiserne Not an ihn und die Seinigen herangetreten! Sollte er heute, wie so oft, ohne Aussicht nach Hause zurückkehren und das liebe Auge seiner Mutter mit neuen Thränen füllen? Seine liebe, gute Mutter! Sie hatte ihm heute segnend die Hand aufs Haupt gelegt und von mit Thränen erstickter Stimme geflüstert: „Uns geht es so schlecht, so sehr schlecht, mein lieber, guter Sohn — Deinem Vater hat man so himmelschreiendes Unrecht gethan, und Dir thut man es täglich noch!"

„Ich werde Ihr Anerbieten annehmen," antwortete Randen zögernd, „und sollte ich mich anfangs nur schwer in diese mechanische Arbeit hineinfinden, so werden Sie hoffentlich Nachsicht mit mir haben, Herr Utzmann."

Daß die Not Randen zur Annahme dieser Stellung trieb, begann auch Utzmann durchzufühlen, und nun zog er gleich andere Saiten auf.

„Wieso mechanische Beschäftigung!“ versetzte er beleidigt. Und er begann wieder mit verschränkten Armen unruhig im Zimmer auf und ab zu gehen. „Sie unterschätzen, lieber Herr, den soliden Ruf meiner Anstalt. Sie können hier als Pädagogus erst recht auf den Intellekt und die Moral der Kinder wirken. Sprechen Sie vielleicht eine fremde Sprache?“

„Ich spreche außer deutsch noch russisch und französisch, auch einigermaßen englisch.“

„O, das ist ja prächtig! Machen wir es also zur Bedingung: heute russisch, morgen französisch und übermorgen englisch mit den Kindern. Außerdem bilden Sie in den Freistunden oder Zwischenstunden einen Kreis um Sich, erklären, wie dieses auf russisch, jenes auf französisch oder englisch heißt, und so weiter. Auf diese Weise haben Sie die beste Gelegenheit, Sich auch als Lehrender aufzuweisen, ohne ein Examen bestanden zu haben.“

„Das wäre ein sehr verfehltes Beginnen,“ erwiderte Randen mit geringschätzigem Lächeln. „Die Herren Lehrer werden gewiß dafür gesorgt haben, daß den Kindern schon während des Unterrichts die Lust am Lernen genommen ist — wie sollte ich noch in den Zwischenstunden Interesse und ein williges Ohr finden können!“

„Was?“ rief Utzmann erregt aus. „Geben Sie auch der Ansicht Raum, daß die Kinder bei den Schularbeiten überbürdet werden?“

„Leider muß ich dieser Ueberzeugung Raum geben,“ antwortete Randen. „Es giebt in unserer Zeit

keine Schule, die nicht mit der Arbeit der Eintrichterung des Wissens zugleich die schönsten und edelsten Gefühle des Kindes abstumpfte, die nicht jede echte Begeisterung für das Ethische und Erhabene in der jungen Menschenseele tötete. Die Schule ist heutzutage eine Anstalt, die mit der Vernunft Krieg führt. Anstatt nämlich den Blick frei und lebendig auf die Schöpfung zu richten, damit sich die äußere Welt lebendig der innern anschließe, und sich das unendlich große Leben in der Brust eines jeden Einzelnen wiederspiegele, fordert die Schule gerade das Gegenteil: lerne! werde ein Gelehrter und richte hypnotisch auf Eines Deinen Blick, sammle und ergötze Dich an toten abstrakten Begriffen! Die Schule stahl so manchen großartigen Geist, so manchen schlummernden Genius und gab den Völkern einen erbärmlichen, überreizten, nervösen und elenden Bücherwurm zurück. Unsere genußsüchtige Zeit mit ihren Ueberreizungen, mit ihrem abschreckend rohen Materialismus und der fluchwürdigen Geißel des Nihilismus — das sind alles nur folgerechte Erzeugnisse unserer Schulen."

Utzmann hatte sich inzwischen gesetzt und ironisch lächelnd zugehört. Jetzt schüttelte er sein graues Haupt und antwortete spöttisch: „Werden Sie erst selbst Lehrer, junger Mann, dann sprechen Sie gewiß anders. Gewöhnlich philosophiert man darüber am meisten, wovon man am wenigsten versteht. Und welche Veränderungen müßten denn Ihrer Ansicht nach im Schulwesen eintreten?"

„Eine gänzliche Reformation müßte eintreten," rief Randen, von seinem Stoffe hingerissen, ohne auf den Spott Utzmanns zu achten, — „wenn die Schule das Wohl der Nation begründen soll. Der ungeheure Wust des Auswendiglernens von geographischen, biblischen, chronologischen und allen möglichen sonstigen Notizen müßte zum größten Teil ganz aufhören oder auf das Allernotwendigste beschränkt werden. Das Gedächtnis mit den unwichtigsten Inseln entlegener Oceane, mit entlegenen Flüssen, Seen und Bergen, Namen unbedeutender Völkerschaften, mit großen und kleinen Städten und ihren Einwohnerzahlen, mit Bibelsprüchen und alttestamentlichen Märchen vollzupfropfen, ist das nicht ein Hohn auf den lebendigen menschlichen Geist? Jeder Unterricht müßte zum größten Teil in Anschauungen bestehen. Eine Anschauung giebt uns tausend Begriffe und tausend Gedanken, tausend Begriffe gewähren oft noch keine einzige Anschauung. Ein Kind will einen Vogel und keine Naturgeschichte, eine Blume und keine Botanik, eine lebendige Sprache und keine hölzerne Grammatik. Die wirkliche Bildung muß doch darauf ausgehen, dem Menschen die Fähigkeiten zu geben, selbst zu denken, selbst zu urteilen, und nicht darauf, eine chronische Denkfaulheit anzuerziehen, die ihn förmlich dazu zwingt, Worte wiederzugeben, Redensarten zu machen, in Phrasen zu sprechen, statt selbstthätig zu sein und wirklich seine Meinung in Worte zu fassen. Aber natürlich, um solche Ideen zu realisieren, müßten andere Lehrkräfte da sein, als die gegenwärtig vorhandenen. Das heutige

Leben und seine Erziehungsweise arbeiten ja nur auf die Vielwisserei hin, auf ein rein theoretisches Wissen, und entarten durch die vielen Lehrfächer und durch die mechanische Lehrmethode vollständig das schon ohnehin nervöse Geschlecht."

Der alte Direktor schwieg noch immer, und in seinen Zügen wechselte der Ausdruck von unfreiwilliger Achtung mit einem düsteren Schatten des Spottes. Die geistige Schärfe, welche sich in den Worten Randens aussprach, und die vornehme überlegene Ruhe dieses rätselhaften Menschen schienen ihm unangenehm zu werden.

„Haben Sie Atteste über Ihre frühere Thätigkeit als Hauslehrer?" fragte er, plötzlich aufstehend.

„Atteste?" fragte Randen verwundert.

„Ja, Atteste über Ihre Führung, über Ihre Leistungen, Ihre Erfolge," sprach der Alte erregt. „Sie haben doch einige Hauslehrerstellen bekleidet, und der Ruf meiner Anstalt erheischt es, daß ich . . ."

Camilla trat ins Zimmer und verbeugte sich achtungsvoll vor Randen.

„Ich habe wohl das Vergnügen," sprach sie, ihm freundlich die Hand reichend, — „in Ihnen einen künftigen Hausgenossen zu begrüßen? Nun, hoffentlich werden wir uns gegenseitig recht gut mit einander einleben. Wann soll Herr Randen eintreten, Papachen?" wandte sie sich an Utzmann.

„Morgen, morgen, liebes Camillchen, tritt Herr Randen seinen neuen Beruf an. Sorge Du nur für

eine bequeme Einrichtung und laß das Zimmer im zweiten Stockwerke gehörig lüften."

„Das überlaß' nur ganz mir," antwortete sie schmeichelnd, — „Herr Randen wird alles in bester Bequemlichkeit vorfinden."

„Wie gesagt — also morgen können Sie, lieber Herr Randen, eintreten," wandte sich jetzt Utzmann freundlich und zuvorkommend zu Randen. „Alles Nähere werden Sie dann erfahren. Auf Wiedersehn!" Und er drückte freundschaftlich Randen die Hand und entfernte sich, ohne ihm Zeit zu einer Erwiderung zu lassen.

Randen verließ das Haus, über die sonderbare Art des Alten und seiner Tochter den Kopf schüttelnd.

---

## Elftes Kapitel.

„Sie müssen anders auftreten, lieber Kollege, ich sage Ihnen — Potz Wetter! wenn ich Einem Eins auswische, der muß mir gleich — oder ich versetze ihm noch gleich Eins! Milde — ganz gut — aber nur nicht hier bei dieser zusammengewürfelten Bande — da muß man andere Register aufziehen — ich sage Ihnen, Kollege, ganz andere, sonst machen Sie bestimmt Fiasco!"

„Ich verstehe Sie nicht, Herr Trichter. Halten

Sie mich wirklich für so brutal, daß ich Ihre Vorschläge befolgen könnte? Das unbändigste Gemüt kann durch liebevolle Behandlung gewonnen werden."

„Hi hi hi — ideale Gedanken! Ich kenne das, Freundchen, Sie sind noch viel zu grün hier, viel zu grün! Wenn Ihnen die Jungens Stiefel an die Thür werfen und Sie in der Nacht aus der Ruhe poltern, Ihnen Holzklötze in's Bett legen, Seifenwasser auf's Kopfkissen gießen und Ihre ganze Bibliothek mit Tinte beschmieren werden, dann werden Sie meine Methode begreifen, mein lieber Herr Randen; auch Ihr Geduldsfaden wird reißen, und Sie werden wie der Teufel unter die Jungens fahren — Potz Wetter! Ich kenne das, ich bin, Gott sei gedankt, schon über vier Jahre in der Anstalt, und Sie haben sich kaum die Nase erwärmt, — ja, ja, Kollege, kaum die Nase erwärmt."

„Ich habe aber nicht die geringste Ursache, über irgend Einen zu klagen. Die Knaben sind höchst bescheiden und folgsam gegen mich."

„Warten Sie nur, Kollege, warten Sie nur ruhig ab — hi hi hi!" Trichter lachte und klopfte zutraulich Randen auf die Schulter. „Kommt noch alles, kommt noch alles, Freundchen. — Fräulein Camilla — hi hi hi — haben Sie die nicht auf Ihrer Seite — ich sage Ihnen, der Alte schimpft Sie in Gegenwart der ganzen Klasse herunter — und dann? Ja, ja, ich kenne das, lieber Kollege, ich könnte Ihnen von der Camilla Sachen erzählen — Herr Jemine!"

Er zuckte die Achseln, hielt sich die Ohren zu und verzog sein ohnehin schon häßliches, graues Gesicht zu einer abschreckenden Grimasse.

Randen ließ nur einen gleichgiltigen Blick über den Sprecher schweifen, der soviel besagen mochte wie: ich interessiere mich für dergleichen Angelegenheiten nicht. Was ging ihn auch Camilla an? Er hatte sie seit den drei Wochen seines Hierseins zwar oft gesehen, und sie hatte sich immer die größte Mühe gegeben, mit ihm ein Gespräch anzuknüpfen, und sich verschiedentlich bemerkbar zu machen gewußt, aber er hatte stets nur ein paar Worte mit ihr gewechselt, froh, wenn er sobald als möglich von ihr loskam. Camilla hatte für ihn etwas Abstoßendes. Er war höchst gewissenhaft in der Erfüllung seiner Pflichten und hoffte, daß er sich in dieser, wenn auch in seinen Augen so untergeordneten Stellung werde behaupten können.

Trichter lächelte aber nur mitleidig in sich hinein und fuhr unbeirrt fort: „Ja, ja, so ist es, lieber Kollege, die Camilla — ich sage Ihnen, die hat der Deiwel, nicht der liebe Herrgott auf die Welt gesetzt und Sie wollen es nicht zugeben — gut, gut! Warten wir nur ruhig ab — hi hi hi! ich kenne das ja, ich kenne das! Die Schulobrigkeit? Na, hören Sie 'mal, die kümmert sich doch um rein garnichts. Die Herren sind nur groß für Einweihungen und gewisse Sitzungen, wo Einer spricht und Dreiundzwanzig den Mund halten. Ja, wenn es gilt, das neue Kinderasyl einzuweihen, da können sich der Herr Bürger-

meister und die anderen Gottbegnadeten die Kehlen heiser schreien, und die Extrazüge bringen ihnen ein dankbar rührseliges Publikum herbei, später aber — ja später — dann lassen die Herren Stadträte alle Macht in der Hand des Einzelnen, wie zum Beispiel der des Zintenbach, der nicht nur ein arroganter, egoistischer und brutaler Kerl ist, sondern von dem ganzen Erziehungswesen eben so viel versteht, wie der Esel von der Elektricität."

„Sie übertreiben," warf Randen unwillig hin und er wollte sich von dem sich immer mehr ereifernden Schulmann entfernen.

„Erlauben Sie, Kollege," entgegnete Trichter, und er hielt Randen krampfhaft am Rockärmel zurück. „Es ist die reine Wahrheit — die reine Wahrheit, sage ich Ihnen. Hören Sie nur weiter — bleiben wir also bei Zintenbach — gut. Allen Respekt vor seinem großen Reichtum, aber daß der Kerl noch im Armenwesen alte Jungfern, die sich aus purer Langeweile dem sogenannten Armenpflegedienst gewidmet, schalten und walten lassen darf, als ob sie über ihr eigenes verfügten — na, hören Sie 'mal, das übersteigt denn doch die Grenze des laisser aller! Was wissen solche in Fett und Butter auferzogene, hypochondrische alte Jungfern von der Armut der unteren Bevölkerungsschichten? Nichts, rein garnichts! Und diese als Repräsentantinnen des städtischen Armenwesens hinzustellen und sie unumschränkt handeln zu lassen! — Sie machen ein ungläubiges Gesicht, Kollege, und wollens nicht glauben? Hi hi hi! Ich sage Ihnen,

es regnet hier gewaltig in die Bude der ganzen spießbürgerlich zopfigen Stadtverfassung, gewaltig regnets — ja, ja, ich kenne das! Die Presse? Herr Jemine! die darf nichts reden, nichts reden lassen! Hat mir auch neulich die Bäckerzeitung meinen pädagogischen Leitartikel über Erziehungslehre zurückgewiesen. „Nicht geeignet" — sehr kurz, aber immer verständlich. — Doch kommen wir wieder auf Utzmann zurück! Er soll früher ein tüchtiger Pädagog gewesen sein, seitdem aber das Unglück mit seinem Sohne —"

„Ein Unglück mit seinem Sohne?" warf Randen ein.

Trichter lächelte befriedigt vor sich hin. „Sie wissen das nicht? Na, hören Sie 'mal — hi hi hi! Kommen Sie auf Ihre Klause, Kollege, die Geschichte muß ich Ihnen erzählen — ja, ja!" Und ehe Randen darauf eine Antwort zu geben vermochte, hatte hn Trichter am Arme ergriffen und mit sich eine Treppe höher hinaufgezogen, wo sie in ein kleines, aber äußerst verschwenderisches Zimmerchen traten. Hier waren ein nagelneues Kanapee, vier Polsterstühle und einige Strohstühle, ein Sophatisch, ein hübscher Schreibtisch nebst einem bezogenen Arbeitsstuhle, ein sauber aufgemachtes Bett hinter einem blaudamastenen Vorhange, ein kleiner Trümeau, ein Cigarrentischchen, einige Oelgemälde, Büsten von Schiller und Goethe, ein großer Bücherschrank, sowie mehrere zierlich aufgestellte Nippsachen, die das kleine Heim, dessen mit Gardinen geschmücktes Fenster auf eine der belebtesten

Straßen der Stadt hinausblicken ließ, zu einem recht gemütlichen gestalteten.

„Potz Wetter, sieht's bei Ihnen elegant aus!" rief Trichter bei seinem Eintritt, und er begann hastig mit den Händen an einigen Gegenständen herumzugreifen, um sie nach Wert und Aussehen abzuschätzen. „Ihr Vorgänger — weiß der Deiwel — hatte nicht ein Achtel von dem Krimskrams hier — hi hi hi! Das ist ein Köder von Camilla — ja, ja, lieber Kollege, ich kenne das! Sie haben einen gefährlichen Standpunkt — einen sehr gefährlichen Standpunkt haben Sie, wenn's so anfängt, ja, ja, ich habe das schon bei Vielen erlebt — ich kenne das — hi hi hi! Ich halte mich nur aus besonderen Gründen hier, weil — übrigens davon später, Kollege. Also von dem Alten, oder besser gesagt, von seinem Sohne wollte ich Ihnen erzählen. — Gut. Setzen wir uns aber erst!" Er rückte ein paar Stühle näher, holte aus der Tasche ein Taschentuch und begann damit seine Brille abzuwischen, während er seine Augen forschend auf Randen richtete und über sein bartloses Gesicht ein verschmitztes Lächeln zuckte.

„Also, Utzmann hatte nämlich einen Sohn — Kandidat der Jurisprudenz — der war Sekretär hier im Rate, genoß ein unumschränktes Vertrauen, hohe Achtung uad lebte wie ein Lukullus; ich sage Ihnen, Kollege, wie ein Lukullus! Bei seinen häufigen Gastmählern floß der Champagner wie Wasser; — Chokolade wurde in Tassen serviert, die man zum Dessert verzehrte, denn sie waren aus feinstem Marcipan ge-

macht und direkt aus Paris verschrieben worden — hi hi hi! Kurz, in der ganzen Stadt war für ihn nichts teuer genug und nichts gut genug — ich sage Ihnen, Kollege, nichts teuer und nichts gut genug! Natürlich waren auch seine täglichen Gäste die höchsten Potentaten der Stadt, die darum auch gern ein Auge zudrückten, wo sie es weit aufsperren mußten. Seine Verschwendung — was ging sie das an! Wie er dazu kam — das kümmerte sie noch weniger! ja, noch weniger — hi hi hi! Doch der Krug geht so lange zum Wasser, bis er bricht. Eines Tages — hi hi hi! da kamen unerwartete Revidenten und — unser Freund Utzmann wurde ins Loch gesteckt wegen gewaltiger Defraudation. Jemine! nun kamen allmählich seine Schurkereien ans Tageslicht! Wie man sich auch von allen Seiten mühte, den Mantel christlicher Barmherzigkeit darüber zu breiten — umsonst! Ich sage Ihnen, Kollege, der Mensch hatte nicht nur das ihm anvertraute Geld der Stadt veruntreut — bewahre —, er hatte Alle und Jeden angepumpt und betrogen! Von dem größten Kaufladen bis zur winzigsten Hökerin auf dem Markte — überall hatte er gewaltige Bären angebunden, überall! — Nun gab es für den Rat ein Citieren und Plaidieren, ein Excedieren und Registrieren, bis zum Definitiv hinein! Der Vogel saß im Käfig, man schloß hinter ihm zu — aber wie? Ich sage Ihnen, Kollege, man erzählt, seine Freunde und Gönner seien täglich um ihn gewesen, haben gelacht und gescherzt bei Rundgesang und Rebensaft — ganz wie früher, ganz wie früher. Und wenn die Nacht ihren

dunklen Schlafrock angezogen, soll unser Freund Utzmann frank und frei zu Frau und Kindern spaziert sein. Die kleinen Diebe hängt man, die großen läßt man laufen. Es wurde zwar viel herumfingeriert, nach allen Seiten gedreht und gekehrt, ganze Tonnen von Tinte und Stahlfedern in Akten und Folianten verschmiert, doch die Sache blieb immer noch viel zu schmutzig, immer noch viel zu schmutzig! Man kam keinen Schritt vor- noch rückwärts: Freund Utzmann saß und blieb sitzen in dulci jubilo. Doch es ist nicht aller Tage Abend, sagt das Sprichwort, — ein Gefängnisrevident tauchte plötzlich aus der Hauptstadt auf, der, weiß der Teufel wie, hinter die Schliche der Advokaten, Stadtväter und Richter kam und die ganze saubere Geschichte erfuhr. Man erzählt sich, daß, als er die Gefängnisse inspicierte, er an eine Zelle gekommen sei, die man ihm nicht habe öffnen wollen, und daß man ihn mit der Ausflucht: ein Unglücklicher! zum Weitergehen zu bewegen suchte. Aber prosit Mahlzeit! der war nicht auf den Kopf gefallen! Er gab Befehl zum Oeffnen und — Freund Utzmann spazierte nach einigen Tagen ohne viel Federlesens nach den Bergwerken — hi hi hi!"

Trichter grinste schadenfroh, bog seinen Körper näher zu Randen hinüber und sagte nachdrücklich: „Diese Affaire hat nun unserem Alten gewaltig an's Herz gegriffen — er zweifelte nämlich niemals an der Grundehrlichkeit seines Sohnes und sagt noch heute, er sei unschuldig verurteilt. Dieser unschuldig verurteilt, hi hi hi! — Seit jener Zeit läßt der Alte sich wie ein

Kind am Gängelbande von Camilla leiten und ist als Lehrer und Direktor oft rein kindisch, ich sage Ihnen, Kollege, rein kindisch."

„Armer alter Mann!" sprach Randen unwillkürlich mit einem Seufzer vor sich hin. „Ist sein Sohn schon lange verurteilt?"

„Seit einem Jahre ungefähr. Die Frau hat ihn begleitet — seine fünf Kinder sind hier bei wohlthätigen Verwandten geblieben. Ganz hübsche Kinderchen, besonders eine Tochter ist schön wie der gestirnte Himmel, aber stolz, ich sage Ihnen, Kollege, stolz wie der Deiwel. Die sieht Unsereinen garnicht an, wenn sie einmal herkommt. Hochmut kommt vor dem Fall — ist schon gekommen. — Apropos! Da muß ich Sie auf etwas aufmerksam machen, lieber Kollege! Sehen Sie 'mal hinüber — hier aus Ihrem Fenster — dort am Fenster gegenüber — hübsche Nachbarin — he? Nicht wahr, ein schönes Kindchen — Augen wie die Milchstraße — was? Der rote Mund, die Elfenbeinstirn — Potz Wetter! Ich bin wohl ein alter Ehekrüppel, aber dennoch! — Sie haben sie wohl garnicht vordem bemerkt?"

Randen schüttelte den Kopf.

„Aber erbarmen Sie sich, eine solche Nachbarin nicht zu bemerken! Natürlich — hi hi hi!" Er krümmte sich lachend im Stuhle und warf Randen bedeutungsvolle Blicke zu.

„Unser Kollege Krause," sprach er lachend weiter, „raspelt ganz gewaltig Süßholz — natürlich nur par distance! Dummer Kerl — wo denkt er hin —

sie, die Tochter des wirklichen Staatsrates von Heller! Medicinalinspektor, Staatsrat und von — das ist denn doch etwas zu hoch für Unsereinen! — Sehen Sie nur, sie blickt hinüber und lächelt — hi hi hi! Ein sehr hübsches Mädchen — nicht wahr, Kollege?"

Da Randen hierauf schwieg, sprang Trichter auf, näherte sich dem Fenster und schaute auf die Straße hinaus.

„Nu sag ein Mensch!" rief er aus, — „da kommt wieder der Herr zu Ihnen, der gestern zwei runde Stunden in Ihrem Zimmer auf Sie gewartet — ich will nicht stören — leben Sie wohl, Kollege, auf Wiedersehen bis morgen! Sie gehen doch heute wieder in die Kirche — nicht wahr? Ein frommer Mensch, ein sehr frommer Mensch sind Sie — hi hi hi!"

Die Thür schloß sich hinter Trichter, und Randen atmete erleichtert auf. „Welch traurige Erfahrungen hat der alte Utzmann durchmachen müssen!" seufzte er leise vor sich hin. „Sein einziger Sohn wegen Diebstahls verschickt — wie muß sein Vaterherz darüber bluten! Und konnte es nicht sein, daß man das Vergehen seines Sohnes viel ärger gemacht, als es an und für sich war? Dem Gefallenen giebt man viel eher einen Fußtritt, als daß man ihm aufhilft! Hatte er selbst nicht an seinem Vater diese traurige Erfahrung machen müssen? O Gott, o Gott! Und griff nicht noch eine andere Hand in die Saiten seines wunden Herzens — die heiße und verzehrende Glut der Liebe! Durfte er noch hoffen, durfte er, der vom Schicksal Verfehmte, noch hoffen, daß ihm aus

diesem Mißgeschick je ein Stern des Glückes und der Freude leuchten werde?"

„Wie immer — denken und wieder denken!" polterte Junk eintretend und mit offenen Armen auf Randen zuschreitend. „Endlich finde ich Dich zu Hause — alter Bruder! Komm, laß Dich umarmen, teures Haus!" Er umarmte Randen und drückte ihn herzlich an sich.

„Bist Du schon lange angekommen?" fragte Randen.

„Vorgestern Abend bin ich angesegelt — rate, mit wem? Nun, mit Deinem ehemaligen Zöglinge Heinrich Wassow. Teufel, ist das ein patenter Kerl, ganz wie Du, faktisch wahr! Die Kommilitonen sind nicht wenig stolz auf ihn, hat auch schon die Farben bekommen — im ersten Semester, das will was sagen. Auf der Reise hatten wir manchen Jokus. So auf der Station Ramotzky, wo wir um zwölf Uhr nachts ankamen. Es war ein Frost, daß die Sperlinge vom Dache fielen, faktisch wahr! Wir begannen natürlich ein Tüchtiges zu trinken — auf Kreide selbstverständlich. Du kennst ja den alten Kohlmann, ein famoser Kerl! Als wir nun diverse Humpen zu uns genommen, will Keiner mehr weiter fahren — außer Wassow, der trank wenig und wollte allein abdampfen. Wir bestürmen also Kohlmann, uns eine Schlafkammer anzuweisen. Der alte Fuchs erklärt aber entschieden, nirgends Platz zu haben — alle Zimmer seien mit Reisenden überfüllt. Nun ging der Spaß erst recht los! Beabsichtigten wir früher nur zu bleiben, so

rammelten wir uns jetzt ganz fest. Wir würden schon Platz finden — wo? war uns gleichviel. Pulverfeld stürmte zur Köchin in die Küche, die aber, nicht faul, ergreift eine Bratpfanne und versetzt ihm Eins auf die Posteriores, daß dem alle Begeisterung verging, weitere Verbindungen anzuknüpfen. Helmersen und Zettler — zwei Bonzen — kletterten zu den Viehmägden, wurden aber dort mit einem Kübel Wasser empfangen und kamen ganz ernüchtert wieder zurück. Ich und Wassow machten die Affaire nicht mit — wir saßen gemütlich bei unserm Schoppen und lachten uns später krank, faktisch wahr! — Aber sage 'mal — was machst Du, wie geht es Dir hier, altes, liebes Haus? Du hast Dich ja ganz famos eingerichtet — hübsche Nachbarschaft hast Du auch. Ich habe gestern mit Deinem vis-à-vis sans façons über die Straße charmiert. Weißt Du nicht, wie die Schöne da drüben heißt?"

„Es ist die Tochter des Medicinalinspektors von Heller," entgegnete Randen gleichgiltig.

Medicinalinspektor von Heller — famos, brillant!" Junk warf vergnügt seinen Kopf zurück und spreizte die Beine weit auseinander. „Da lohnt es sich, bekannt zu werden — ein feines Bäschen, faktisch wahr! — Weißt Du, ich war gestern bei Heinbergs, da giebt es große Veränderungen. Nummer eins: Heinberg ist verlobter Bräutigam von Jungfer Seller. Hast Du Dir so etwas träumen können? Und in welch einer gewählten Toilette sie jetzt einherstolziert! Könntest Du nur sehen, wie sie den Kopf trägt und wie häßlich sie

ihren Galan anlächelt — die reine Belladonnawurzel, faktisch wahr! Nanny habe ich nicht angetroffen, sie ist vor einigen Tagen nach der Hauptstadt abgereist, um bald wieder zurückzukommen, denn der Zustand Luciens soll sehr bedenklich sein."

Randen wechselte die Farbe und fragte mit merklich bebender Stimme: „Bedenklich?"

„Der Sturz vom Felsen damals soll eine zu starke Erschütterung zur Folge gehabt haben. Die Aerzte behaupten, eine gefährliche Lungenkrankheit sei im Anzuge — sie sieht auch sehr bleich und leidend aus. Möglich ist's ja, wenngleich sich die Herren Aeskulape nur zu oft und recht handgreiflich irren. ‚Unser Wissen nnd Verstand ist mit Finsternis umhüllet!" dieses Motto kommt ihnen mit Recht zu, faktisch wahr!"

Randen stand auf, preßte die Hand krampfhaft auf's Herz und starrte düsteren Blickes in die graue Luft hinaus, in der unzählige Schneeflocken herumwirbelten. Man konnte es seinem Gesichte wohl ansehen, welch ein Schmerz sich auf demselben ausprägte.

„Dir geht dieser Fall nahe," sprach gerührt Junk, der seinen Freund aufmerksam beobachtete, — „mir auch, faktisch wahr! Ich denke mir, — die ganze Schuld trägt Heinberg mit seiner Jungfer Braut. Hätten diese nicht Lucien den Kasakaitis aufgedrungen, es wäre vielleicht nicht so weit gekommen, faktisch wahr! Dieser Jesuit Kasakaitis soll täglich zudringlicher werden und sich gar mit Hochzeitsgedanken tragen! Ich würde ihm Hochzeitsgedanken beibringen!"

„Versprach Heinrich, mich zu besuchen?" fragte Randen gepreßt.

„Gewiß, gewiß! er hat mir's auf die Seele gebunden, Deine Adresse ausfindig zu machen und ihn dann zu benachrichtigen. — Alle Wetter! — beinahe hätte ich's vergessen, faktisch wahr!" Er sprang wie elektrisiert in die Höhe, sah nach der Uhr und rief: „Schon halb zehn Uhr — wahrhaftig! Du mußt gleich mit mir kommen zu Herrn Bürgermeister Kittel! Der hat mich gebeten, einen Privatlehrer für seinen neunjährigen Sohn ausfindig zu machen. Da habe ich sogleich an Dich gedacht und ihm versprochen, mit Dir zusammen heute Vormittag hinzugehen. Gewiß hast Du noch täglich ein paar Stunden übrig, und die kann Dir der Herr gut bezahlen — solche Stadtväter habens dick in der Tasche. Machen wir uns also sogleich auf die Beine!"

„Könntest Du mich nicht heute davon dispensieren? Ich habe noch einen wichtigen Gang vor," antwortete Randen.

„Am Sonntage — einen wichtigen Gang vor! Was kann es Wichtigeres geben als die Aussicht, Geld zu verdienen? Hilft Dir nichts, alter Idealist, wir gehen sogleich zu ihm."

Nach einigen Minuten befanden sich Junk und Randen in der Wohnung des Bürgermeisters Kittel. Zufälliger Weise wurden sie im Vorzimmer von der Frau Bürgermeister empfangen, einer freundlichen, überaus distinguierten Dame. Da sie Junk wie auch den Zweck seines Kommens kannte, geleitete sie

die Beiden ohne weitere Fragen in den Saal und versprach, ihren Mann sogleich zu benachrichtigen.

Die pompöse Einrichtung des Gemaches, wie sich solche bei dem Bürgermeister einer reichen Handelsstadt von selbst versteht, fesselte Randens Aufmerksamkeit weit weniger als einige wirklich hervorragende Bilder einheimischer Künstler, in deren Betrachtung er sich versenkte.

Der baldige Eintritt des Hausherrn machte dem Anschauen dieser Kunstwerke ein rasches Ende. Der Bürgermeister war groß und von männlich edler Haltung. Seine Züge hatten jene sonderbare Ruhe, die den Anschein giebt, als sei sie nicht etwas Natürliches, sondern Erzwungenes. Der kalte, abweisende Ton in seiner Stimme und die kleinen dunkelbraunen Augen, die jedes Objekt fixierend umherlichterten, bestätigten diese Mutmaßung nicht weniger als das ergraute Haupt des Machthabers, welches stolz wie der Atlas zwischen den beiden Schultern emporragte.

Er begrüßte bei seinem Eintritt Junk und Randen so würdevoll, wie ungefähr Merkur die olympischen Waschweiber, bemüht, in Haltung und Sprache die seinem Posten gebührende Zurückhaltung herauszukehren.

„Hier bringe ich Ihnen meinen Freund," stellte Junk Randen vor, ohne im geringsten die geziemende Ergebenheit im Ton seiner Stimme zu äußern.

„So — so — sehr angenehm," erwiderte Kittel, mit einer Handbewegung zum Sitzen auffordernd und zugleich einen forschenden Blick auf die Kleidung des Vorgestellten richtend. Der fadenscheinige schwarze

Rock und die vorsintflutliche Mode desselben schienen ihm nicht sonderlich zu behagen, denn er widmete ihn einer besonders eingehenden Prüfung und wandte sich endlich unbefriedigt von dem Kleidungsstück ab, um seinen scharfen Blick auf die Gesichtszüge Randens zu richten.

„Also — Sie — wären — geneigt?" brachte er endlich hervor. „Ja so — sind Sie ein Hiesiger?"

Randen verneinte es.

„Kein Hiesiger — hm, hm! Schade. Wohnen Sie schon lange hier?"

„Seit mehreren Jahren."

„So — so — wie war doch Ihr Name?" Der Herr Bürgermeister tippte sich auf die Stirn und fuhr sich nachdenklich über die Augen. „Randen — so — so. Mir kommt Ihr Name etwas bekannt vor. — Hatten Sie nicht Verwandte hier im Rate — oder sonst wo in den Behörden? Ich glaube — mir ist es — so — so —"

„Nein," entgegnete Randen, — „ich habe nicht solche einflußreiche Verwandtschaft."

„Nicht — so — so — aha! — Und welche Stellungen haben Sie bisher bekleidet?"

„Ich bin Hauslehrer gewesen."

„So — so — Hauslehrer gewesen. Unterrichten Sie auch in einer öffentlichen Schule?"

„Nein."

„Hm! Hm! Auch niemals unterrichtet?"

„Nein, ich habe kein Lehrerexamen gemacht und mich daher nur auf Privatunterricht beschränkt."

„Also kein Lehrerexamen gemacht — hm, hm!“ Der Herr Bürgermeister hmte ganz nachdrücklich, den Kopf hin und her wiegend. „Und wen haben Sie unterrichtet?“

„Ich war zwei Jahre Hauslehrer bei Kaufmann Wassow und unterrichtete zu gleicher Zeit die Söhne des Herrn Bandert. Gegenwärtig bin ich seit einigen Wochen in der Erziehungsanstalt Utzmanns thätig.“

„Ach so — bei Utzmann,“ wiederholte Kittel, und er fuhr sich wohlgefällig mit der Hand über den Bauch, setzte aber gleich wie enttäuscht hinzu: „Nur seit einigen Wochen! — Und welches waren wohl die Motive, daß Sie Ihre Stellungen aufgaben?“

„Da fragen Sie mich wirklich zuviel,“ erwiderte Randen, rot vor verhaltener innerer Entrüstung, in scheinbar ruhigem Tone, denn die Fragen Kittels überschritten nicht nur die Grenzen der Achtung, sondern selbst die des Anstandes.

Junk, der die Bilder im Album aufmerksam durchstöbert und sich dabei so vertieft hatte, daß ihm das Gespräch völlig entgangen war, trat näher und mischte sich in die Unterhaltung.

„Wann soll mein Freund den Unterricht beginnen?“ fragte er, sich neben Randen setzend.

„Beginnen — ja — so,“ erwiderte Kittel mit überlegenem Lächeln, — „ich muß die Herren noch um ein paar Tage Geduld bitten, ehe ich meine positive Entscheidung getroffen, denn —“

„Aber Herr Bürgermeister,“ versetzte Junk verwundert, — „Sie werden doch am Ende keinen Zweifel

an den Fähigkeiten meines Freundes hegen? Ich kann Sie versichern, daß, wenn die Köpfe unserer ganzen Korporation zusammenschmölzen, aus ihnen noch lange nicht der Kopf meines Freundes würde, und daß, wenn Sie die Herzen aller Studenten durch eine Lupe betrachteten — Sie bei ihm das beste von der Welt finden würden, faktisch wahr!"

„Sie scheinen eine sehr geringe Meinung von Ihren Kommilitonen zu haben," entgegnete pikiert der Bürgermeister, sein olympisches Haupt hoch erhebend. „Möglich ist's ja, daß ich Ihren Freund engagiere; ich will nur noch zuerst über seine Persönlichkeit Erkundigungen einziehen.

„Dieser Mühe will ich Sie entbinden," entgegnete Randen, sich stolz erhebend. „Ich werde unter keinen Umständen der Lehrer Ihres Sohnes werden."

„Du hast Dich gewiß über diesen Esel geärgert, altes Haus?" brach Junk das Schweigen, als sie auf der Straße standen und Randen, wie von unangenehmen Empfindungen gedrängt, hastig ausschritt.

„Ist die Welt doch ungerecht gegen Dich, alter Bruder!" fuhr Junk fort. „Dieser Kittel — hol' ihn doch der Deiwel mitsamt seinem Jungen, ich werde hinfort nicht mehr sein Haus betreten — ich schwöre es Dir, faktisch wahr! Solche Menschen sind nur geschaffen, um einem Anderen, was er nur Heiliges besitzt, mit Füßen zu treten. Und was waren die Vorfahren dieses Kittel? Ganz gemeine Kerls, faktisch wahr!"

Die Freunde waren an einer Querstraße angelangt, Randen machte Miene sich zu verabschieden. Junk hielt ihn am Rockknopfe fest.

„Ich habe eine Bitte an Dich, Randen! Du mußt mir einen Brief aufsetzen, einen so recht gefühlvollen, weißt Du; ich habe eine neue Bekanntschaft gemacht — etwas Reizendes. Augen — wie Polarsterne, — faktisch wahr! Uebrigens —" er lächelte etwas verlegen und verschluckte die nächstfolgenden Worte. „Du bist ja ein Meister im Ausdruck — erinnerst Du Dich noch des famosen Gedichtes auf die alma mater? Die Professoren schwuren damals, in Dir stecke eine gewaltige poetische Ader, faktisch wahr! Du thust mir also den kleinen Gefallen — nicht wahr, altes Haus? Ich komme später zu Dir — also auf Wiedersehen!"

Während Junk seitwärts abbog, verfolgte Randen den Weg zur lutherischen Kirche. Durch die dichte Menge der Andächtigen sich hindurchwindend, eroberte er sich einen Platz auf dem Chore, von wo aus er den unteren Raum der Kirche übersehen konnte.

Was suchten wohl seine Augen, als er den Blick auf die Versammelten richtete? Warum belebten sich so plötzlich diese bleichen ernsten Gesichtszüge mit einem neuen Ausdruck von Sehnsucht und Erwartung? Warum kam er nun seit Monaten regelmäßig jeden Sonntag zur Kirche und ersehnte diesen Tag mit fieberhafter Ungeduld? War es die zündende Rede des geistreichen Homiletikers, der schon so manches Auge mit Thränen der Rührung gefüllt und manches verirrte Herz zu Gott geführt? Gewiß war auch

Randen ein Freund guter Reden und außerdem ein gläubiger Christ — aber der Grund seines regelmäßigen Kirchenbesuches war doch ein anderer. Er kam um Luciens willen. Sie war auch sonntäglich in der Kirche, und ohne von ihr gesehen zu werden, sah er den Schleier an ihrem Hute, einen Zipfel ihres Gewandes, und der gleiche Raum vereinigte sie Beide im Gebete.

Die Gemeinde sang die letzte Strophe des Liedes: „Liebe, die du mich zum Bilde." Randen spähte nach der Bank, in welcher Lucie gesenkten Hauptes in ihrem Gesangbuche las. Er errötete heftig, denn er hatte infolge verspäteten Erscheinens seinen gewöhnlichen Platz besetzt gefunden und war genötigt gewesen, sich zu weit vorzuwagen, so daß er ihr gerade gegenüberstand. Stumm und regungslos blieb er gleich einer Bildsäule auf seinem Platze. Wie hatte sie sich verändert, seit er mit ihr zusammen gewesen war! Die einst rosig lächelnden, jetzt bleichen und abgespannten Züge hatten einen leidenden ernsten Ausdruck, als wüßten sie von tiefem Gram zu sagen. Zusammengesunken und schmächtig erschien die ganze Gestalt. Ueber ihr Gesicht flog das verräterische hektische Rot, und die seelenvollen braunen Augen blickten unter ihren langen Wimpern, als wollten sie durch diese Welt in eine andere schauen. Armes Kind, wo ist deine Gesundheit geblieben, deine frische, sprudelnde Lebenskraft, deine unbefangene Freude, die aus deinen Augen, aus jedem Zuge deines Antlitzes widerstrahlte? Welche Hand hat das Heiligtum deines

Glückes, den Frieden deiner Seele zerstört? Wer hat dich so elend gemacht, armes Kind?

Die Gemeinde sang den letzten Vers des Liedes: „Liebe, dir ergeb' ich mich, dein zu bleiben ewiglich!"

„Dein zu bleiben ewiglich," hauchte Randen schmerzerfüllt, und er preßte stürmisch die Hand auf's Herz; ein schwerer Tropfen rollte über seine Wange — sein Blick begegnete den Augen Luciens, die in einem wunderbaren Glanze strahlten, so mild und so sanft, wie des jungen Mädchens Seele war, — und über ihre Wangen ergoß sich erst eine Glut, dann senkte sich der schöne Kopf, und Thränen quollen auch aus ihren Augen . . .!

O Seligkeit dieses Augenblicks! Stille Wehmut und Schmerz durchströmten in dieser Sekunde das Herz der beiden Liebenden, die ihre gegenseitigen Geständnisse, ihre Klagen und Hoffnungen austauschten, ohne daß auch nur ein Wort von Liebe über ihre Lippen gekommen, ohne daß die Seele einer Vermittelung der Sprache bedurft! Was dieser Augenblick in sich schloß, vermag die Beredsamkeit der ganzen Welt nicht zu schildern; das menschliche Herz hat genug an einer solchen Sekunde — mehr ertrüge es nicht!

## Zwölftes Kapitel.

In der Pension Utzmanns herrschte große Aufregung. Es hatte damit folgende Bewandtnis: Dem Staatsrat Heller war ein Brief in die Hände gefallen, der eigentlich für sein Fräulein Tochter bestimmt war, was der Dienstmann aus purer Begeisterung für ein gutes Trinkgeld dem Mädchen nicht sorgfältig genug hatte einschärfen können. Dabei war denn der Herr Staatsrat hinzugekommen und er erbrach, begierig, hinter die erotischen Geheimnisse seines lieben Töchterchens zu kommen, das Siegel. Der Brief klang außerordentlich stilvoll, reich an ausgezeichneten Gedanken und Gefühlen. Da am Schlusse statt der Namensunterschrift nur das lateinische Motto: „Integer vitae scerelisque purus" prangte, hatte sich der glückliche oder vielmehr unglückliche Verfasser in ein Inkognito gehüllt. Heller las den Brief mehrmals durch, zermarterte sein Hirn über die Person des Schreibers und verfiel zuletzt auf den Lehrer Krause, den er oft am gegenüberliegenden Fenster stehen und heiße, sehnsüchtige Blicke herüberrichten gesehen. Um sich über seinen aufsteigenden Verdacht Gewißheit zu verschaffen, machte er sich sogleich auf den Weg zu Utzmann, den er von alter Zeit her

kannte. Dieser geriet über einen solchen Vorfall außer sich.

„Meiner Anstalt solch einen Schimpf, solch eine Schande anzuthun, nein, das geht doch über den gewöhnlichen Menschenverstand!“ schrie er ein über das andere Mal, und dabei rannte er wie besessen im Zimmer umher, die Hände am Kopfe haltend und sich ganz absonderlich geberdend.

„Aber beruhigen Sie sich doch, lieber Herr Utzmann, so schlimm ist es ja garnicht,“ so beschwichtigte ihn der gutmütige Heller, ein Mann in den Fünfzigern und von kordialer Natur, dem der Adel und der Staatsratstitel auch nicht die mindesten Vorurteile eingeimpft, wie solche diese Herren sonst kennzeichnen — lassen sie es doch alle übrigen Sterblichen oft recht hart fühlen, daß diese es als besondere Gnade anzusehen haben, wenn sie der liebe Herrgott mit ihnen zusammen auf dem nämlichen Planeten umherwandeln lasse. „Ich wollte mich nur überzeugen — Also Sie kennen die Handschrift, — es ist diejenige Krausens?“

„Nein, nein, die ist sie eben nicht,“ versetzte Utzmann noch erregter als zuvor, „Krause bringt mir nie und nimmer solche Gedanken fertig! Ich vermute in dem Schreiber einen Anderen, einen ganz Anderen, den ich erst vor einigen Wochen engagiert habe. Der Mensch erschien mir von vornherein verdächtig — ich nahm ihn in mein Haus nur auf sein und meines Stiefbruders inständiges Bitten. Denken Sie sich Herr Staatsrat, kein einziges Examen hat er gemacht er besitzt kein einziges Zeugnis über seine Führung und

macht einen überaus unsympathischen Eindruck! Das kommt davon, wenn man sein Ohr den Bitten Anderer öffnet, — da haben wir den Braten!"

Wieder begann er im Zimmer auf und ab zu rennen und stöhnte von Zeit zu Zeit: „Nein, dieser Schimpf, diese Schmach für meine Anstalt — das ist zu arg!"

„Vor allen Dingen müssen Sie sich beruhigen, mein lieber Herr Utzmann," sagte jovial lächelnd und mit einem leisen Anflug von Spott der Staatsrat. „Sie nehmen die Sache viel zu tragisch. Wer hätte in seiner Jugend nicht Liebesbriefchen geschrieben — Herrgott! Wenn wir nur unser Gewissen fragen wollten, wie viele Liebesschwüre wir dieser oder jener Schönen nachgeseufzt — dann käme gewiß auch ein anständiges Sümmchen heraus! Ob es nun in Gedanken, Worten oder Werken geschehen, bleibt sich doch am Ende gleich — geseufzt und geschwärmt haben wir doch Alle."

„Aber erbarmen Sie sich, Herr Staatsrat," fiel ihm Utzmann übersprudelnd in die Rede, — „wir, natürlich wir, das klingt doch etwas anders als ein Randen und Konsorten. Solche Subjekte dürfen sich doch nicht erdreisten, ihre Hände nach Ihrem Fräulein Tochter auszustrecken — erbarmen Sie sich, da hörte doch wahrhaftig Alles auf!"

Der Staatsrat lachte über diese weise Folgerung des aufgeregten Schuldirektors laut auf: „Lieber Herr Utzmann, man darf vieles Andere erst recht nicht und thut's dennoch! — Lassen wir also diese Liebes-

spielerei auf sich beruhen, indem wir an unsere eigene Jugendtorheit zurückdenken. Nächstens will ich wenigstens nicht so neugierig sein, sondern sehr gern den Postillon d'amour für meine Tochter spielen. Jugend muß austoben, dem Alter geziemt die Weisheit."

„Nein, nein, unter keiner Bedingung lasse ich das so hingehen — der Ruf meiner Anstalt erheischt es," widersprach Utzmann um so aufgeregter, je ruhiger der Staatsrat wurde. „Auch meine Tochter Camille sagte mir schon, daß sie sehr Vieles an diesem Randen auszusetzen habe."

Als hätte Camilla nur auf die Nennung ihres Namens gewartet, erschien sie wie hergezaubert in der Thür und blickte sich im Zimmer um, als ob sie etwas suche. Der Statsrat erhob sich grüßend und blickte nicht ohne Verwunderung und ein fein ironisches Lächeln auf ihre außerordentlich gewählte Toilette und die hochroten Wangen, auf die sie heute ganz besonders freigibig Farbe aufgetragen hatte.

„Kannst Du Dir denken, liebes Camillchen," hub Utzmann an. Und er erzählte ihr den Vorgang mit dem Briefe. „Das ist kein Anderer als Randen," schloß er, — „ich bin fest davon überzeugt."

Camilla wollte sich den Anschein geben, als ob sie die Sache sehr wenig angehe, und bemühte sich, höchst gleichgiltig zu bleiben, was ihr aber durchaus nicht gelang, denn obgleich man auf ihrem bemalten Gesichte keine auffallende Veränderung bemerken konnte, begannen doch die stechenden grauen Augen zornglühend in ihren Höhlen zu funkeln.

„Du mußt es ja am besten wissen, Papachen," sprach sie endlich scheinbar ruhig, — „stille Wasser sind tief, aber . . . Ich an Deiner Stelle würde den sauberen Briefschreiber ohne viel Federlesens sofort aus der Stellung entlassen — übrigens kannst Du ja machen, was Du für gut befindest. Damit rauschte sie mit einem Kompliment gegen den Staatsrat zum Zimmer hinaus.

„Das werd' ich auch thun, sogleich, auf der Stelle — hinaus mit dem Menschen! Einen solchen Schimpf, eine solche Schande — mir und meiner Anstalt!" schrie Utzmann ein über das andere Mal, in einen immer exaltierter werdenden Ton verfallend.

„Hören Sie mich etwas an," begann jetzt der Staatsrat fest und entschieden, nachdem er einige Sekunden Utzmann fixiert hatte. „Sind Sie ganz fest davon überzeugt, daß dies wirklich die Handschrift des Herrn Randen ist?"

„Das gerade nicht, aber ich weiß, daß er den Brief geschrieben hat, ich fühle es!" erwiderte Utzmann.

„Das Gefühl kann sehr leicht irreleiten," entgegnete Heller nachdrücklich. „Ich ersuche Sie daher, den Herrn kommen zu lassen und in meiner Gegenwart Sich zu überzeugen; ich möchte nicht, daß aus einer Kleinigkeit so viel Wesens gemacht wird."

„Erlauben Sie, Herr Staatsrat, der Ruf meiner Anstalt" — fiel ihm Utzmann in die Rede.

„Ach was!" versetzte Heller ärgerlich. „Hätte ich mir davon eine Vorstellung machen können, daß der Ruf Ihrer Anstalt von einem winzigen Liebesbriefe,

der eigentlich nur mich betrifft, abhängt, ich hätte mich wahrhaftig nicht an Sie gewandt. Lassen Sie also den Herrn kommen, ich wünsche es jetzt."

Diese Entschiedenheit imponierte dem schwachen und ohne jegliche Grundsätze handelnden Alten. Alle seine Gegenreden waren hier fruchtlos — und wie, wenn Randen den Brief nicht geschrieben? dachte er. Ihm war es ja hauptsächlich nur darum zu thun, daß diese Affaire ihren ernsten Charakter behielt und er Grund und Ursache fände, Randen sofort zu entlassen. Wenn der Staatsrat nur nicht persönlich mit Randen zu sprechen wünschte — er könnte ja später ganz nach seinem Gutdünken handeln. Wie es auch kommen möge, dachte er weiter, der bloße Verdacht allein genügt — die Ehre meiner Anstalt — und Camilla hat ihren entschiedenen Wunsch geäußert! Er klingelte endlich und befahl dem eintretenden Stubenmädchen, Randen zu rufen.

Als gleich darauf Randen eintrat, ging ihm der Staatsrat freundlich entgegen, stellte sich ihm vor und reichte ihm die Hand. Diese Vertraulichkeit reizte auf's Neue den Zorn Utzmanns — er wollte wieder in seinen aufbrausenden Ton verfallen, allein Heller schnitt ihm das Wort ab, indem er Randen vertrauensvoll fragte: „Haben Sie diesen Brief geschrieben?" Randen richtete einen gleichgiltigen Blick auf das zierliche, rosafarbene Briefchen, überflog schnell einige Zeilen und antwortete dann: „Den Brief habe ich zwar verfaßt, doch ohne zu wissen, für wen er bestimmt

war. Auf dieses Papier gebracht und ihn abgeschickt habe ich den Brief nicht."

Jetzt konnte Utzmann seiner inneren Natur nicht mehr widerstehen. „So — nicht geschrieben, nicht abgeschickt!" schrie er. „Und noch zu lügen, wo die Beweise klar auf der Hand liegen. Solche Gemeinheiten in meiner Anstalt, in meinem Hause, das verzeihe ich nie und nimmermehr — Sie sind entlassen, auf der Stelle entlassen. Machen Sie, daß Sie aus meinem Hause kommen, sogleich, — ich verlange es, befehle es!"

Der Staatsrat erbleichte vor Unwillen und Zorn, während ein vernichtender Blick Utzmann traf, der ihm in diesem Augenblicke abstoßend nnd nichtswürdig vorkam. Er sah Randen zum ersten Mal und dennoch fühlte er für ihn eine warme Sympathie. Konnte er ahnen, was in diesem Herzen vorging? Da stand Randen nun, einer Marmorsäule gleich, mit jener Ruhe, die nur das selige Bewußtsein eines edlen, schuldlosen Herzens ist, das selbst im Schmerz seinen Gleichmut zu bewahren weiß. Die Züge trugen das Gepräge eines stolzen, edlen Charakters. Die beleidigenden Worte Utzmanns hatten sein Gemüt tief verletzt, er war nicht im Stande, ein Wort hervorzubringen, und eine jähe Röte ergoß sich über sein Gesicht, um bald einer desto auffallenderen Bläße zu weichen. Zürnte er aber Utzmann? Das traurige Loos des alten Mannes, von dem ihm Trichter gesprochen, zog an seiner Seele vorüber, und das Gefühl des Mitleids für dessen Unglück siegte über das tief Verletzende, so daß er nur das traurige

Schicksal seines eigenen bitteren Lebens fühlte.

Der Staatsrat trat zu ihm heran, ehe er noch ein Wort geantwortet, und sprach gerührt: „Verzeihen Sie, Herr Randen, einem alten Manne, der die Veranlassung dazu geworden, daß Sie beleidigt und verletzt worden sind. Ich bedaure jetzt aufrichtig, daß Sie nicht der Schreiber dieses verhängnisvollen Briefes sind — ich würde Ihnen zum Beistande hier meine Hand als Vater und Freund geben."

Er blickte tief in das ernste und schmerzerfüllte Gesicht, und als er die Hand Randens in der seinigen fühlte, drückte er sie herzhaft. Randen nickte schweigend mit dem Kopfe und verließ dann das Zimmer.

In seiner Stube fand er Heinrich. Die beiden Freunde begrüßten sich herzlich. Heinrich, schon früher gewöhnt, aus dem Gesichte seines ehemaligen Lehrers dessen seelische Eindrücke abzulesen, hatte heute Grund genug, auf die auffallende Veränderung aufmerksam zu werden.

„Dir ist etwas Unangenehmes widerfahren, Richard?" sprach er mit einiger Besorgnis, und er blickte auf die umwölkte Stirn seines Freundes.

„Nichts von Bedeutung," antwortete Randen. Und er fuhr sich, nach seiner alten Gewohnheit, über das Gesicht, als wolle er die verräterischen Zeichen von Traurigkeit aus ihm entfernen.

„Du bist nicht aufrichtig gegen mich, Richard," entgegnete Heinrich, schmerzlich bewegt. „Wann werde ich endlich Dein vollkommenes Vertrauen besitzen? Deinem ehemaligen Schüler hast Du einst gelobt ein

Freund zu sein, — darf ich jetzt um die volle Erfüllung Deines Gelübdes bitten?" Er legte die Hand auf Randens Schulter.

„Ich habe wieder meine Stelle verloren!" brachte Randen endlich betrübt hervor.

„Und darüber bist Du so traurig? Was sollte Dich hier so fesseln können? Aufrichtig gesagt, ich habe es gleich herausgefühlt, als ich Dich das erste Mal besuchte: Du paßtest nicht in diese Sphäre. Dein Charakter ist ein anderer, ein ganz anderer. Utzmann mit seinem Lehrerpersonal kommt mir geradezu wie ein Schlamm vor, der nur deshalb glänzt, weil die Sonne ihn bescheint. Utzmann wird von der Sonne des Renommé's beschienen. Mit einer solchen Welt des Scheines und der Schönthuerei wirst Du stets im Kampfe liegen."

„Sage das nicht," widersprach Randen. „Gleich wie sich jede Blume aus dem Allen und Allem gemeinsamen Aether ihren eigenen Duft, ihr eigenes Leben saugt, kann sich auch der Mensch in jeder Lebenslage sein eigenes Schicksal bauen. Ich trage mithin an meinem Unglück selbst die Schuld."

„Nein," antwortete Heinrich, — „nur vor Entwürdigung kann man sich schützen, vor Unglück nie."

Randen schwieg. War es keine Entwürdigung, die er eben erfahren? War es keine tiefe Verletzung seines innern Menschen, daß ihn der alte Utzmann als Lügner bezeichnete und ihn wie einen Verbrecher aus seinem Hause trieb? Er hatte Junk nur einen kleinen Freundschaftsdienst erwiesen, und welche

Folgen hatte dieses wieder gehabt? Entwürdigt und tief beleidigt war er worden.

„Freilich, die Fabel von dem Geier des Prometheus," antwortete er endlich mit einem tieftraurigen Tone, — „sie birgt eine wunderbare Wahrheit: immer vernichtend, immer wechselnd zehrt der Schmerz des einen, alles beherrschenden Gefühls ewig und ruhelos an seinem Opfer, und der Widerstand dagegen ist nur das kindisch ohnmächtige Abwehren des eisernen, gewaltigen Fatums, das sich nicht versöhnen läßt. Jupiters Zorn ist nicht zu hemmen, und der unselig Gefesselte muß sein Schicksal erfüllen."

„Solche Gedanken dürfte ein gläubiger Christ nicht haben," entgegnete Heinrich. „Wie dem aber auch sei, der Gram darf sich nie von dem Blute unseres Herzens nähren. Wenn das Schicksal seinen Blitz nach unserem Haupte geschleudert hat, so ist es nicht männlich, zu verzagen und sich trostlos der Verzweiflung in die Arme zu werfen. Schwierigkeiten sind gewissermaßen da, damit sie der Mensch überwinde."

„Du bist glücklich, lieber Heinrich, daß Du die Stürme des Lebens noch nicht kennst," versetzte Randen, den Kopf schüttelnd. „Es ist wahr, daß der Grund zu unserer Verzagtheit, unserer Hoffnungslosigkeit in uns selbst liegt. Wer aber an dem Glauben an Gerechtigkeit, an Hoffnung für die Zukunft bettelarm ist, der kann trotz seines größten Willens die Wünsche seines Herzens nicht ersticken.

Die leere Phantasie vermag nicht die Eisfelder des Nordens in blumige Wiesen zu verwandeln."

Durch dieses Geständnis klang das Gefühl eines todwunden Herzens. Hatte ihm auch Randen von seinen Lebensverhältnissen nichts Näheres mitgeteilt, so wußte Heinrich dennoch genug. Sein Vater war schmählich verurteilt, das ganze Vermögen Randens zerstört, — er war arm, sehr arm und liebte — Lucie! — Sie aber — o wie liebte sie ihn wieder! Als sie am vorigen Sonntage nach Hause gekommen war, hatte sie sich in ihr Zimmer eingeschlossen und stundenlang geweint. Diese Thränen schienen ihm aber keine Thränen des Schmerzes, sondern der wehmütigsten Freude. „Ich habe in der Kirche Randen gesehen," hatte sie tief errötend ihrem Bruder gesagt. Er hatte sie nicht weiter gefragt, warum sie darüber so glücklich war, denn er wußte es nur zu gut. Nachher hatte sie ihn oft erinnert, Randen zu besuchen, ihn gebeten, Nachrichten über dessen Leben einzuholen. So war er denn gekommen, um sich volle Gewißheit zu verschaffen, vielleicht auch, um ein Geständnis aus dem Munde seines Freundes zu erfahren, und dann wollte er Alles thun, was in seiner Macht stand, Alles, Alles, um dem Freunde zu helfen und ihn seiner geliebten leidenden Schwester zuzuführen.

„Richard," begann er nach einigen Minuten und dabei blickte er Randen voll Innigkeit und Hingebung ins Antlitz, — „vertraue mir Alles! Du weißt doch, daß mein Herz in aufrichtigster Hingebung für Dich schlägt. Sag', liebst Du Lucie?"

Diese Frage klang Randen wie das erbarmungslose Rütteln an seinem tiefen, unaussprechlichen Geheimnisse, das er nur seinem Herzen und Gott allein anvertraut hatte. Durfte er denn Lucie lieben? Durfte er, der Verlassene, Verstoßene, von Allem Entblößte, seine Augen zu jener Blume erheben? Durfte er es? Nein, und abermals nein! Sie war ihm so weit entrückt, gerade wie einer jener Sterne, denen man sich nicht zu nähern vermag. — Er hatte es zwar manchmal geträumt, dieses Glück, aber seine traurigen Lebensverhältnisse wollten es nicht, und so war ihm nichts geblieben, als nur das einzige, unauslöschliche Gefühl der höchsten, reinsten Liebe und — die Resignation.

„O, erlaß mir dieses Geständnis, erlaß es mir!" flüsterte er mehr zu sich, als zu Heinrich. Und er sank tiefbewegt auf einen Stuhl nieder.

. . . . . .

. . . . . .

Einige Stunden nach dieser Unterredung zwischen Randen und seinem Freunde sah man während der Zwischenstunde in einer Klasse die sämmtlichen Herren Schulmänner der Utzmannschen Lehranstalt wie Schafe beim Gewitter die Köpfe zusammenstecken und eine lebhafte Konversation mit einander führen. Der Gegenstand ihrer Unterhaltung war jedenfalls ein recht interessanter, denn die Herren zuckten unaufhörlich mit den Schultern, machten ganz absonderliche Geberden, lachten und kicherten, wie sie es sonst nie zu

thun pflegten. Trichter war gewissermaßen der Tonangeber.

„Ich dachte mir's gleich, daß der die Hitze hier nicht aushalten wird — wie der Schneekönig," kicherte er. „Ja, ja, ich kenne das — hi, hi, hi!"

„Wie aber Utzmann einen Solchen in's Haus nehmen konnte, wundert mich sehr!" bemerkte ganz aufgebracht der flachsblonde Rechenlehrer Hellkopf, und strich sich voll Selbstbewußtsein den langen, geteilten, in zwei scharfe Spitzen auslaufenden Bart behaglich nach rechts und links bis an die Ohrläppchen auseinander.

„Mich wundert's auch — sehr wundert's mich!" bestätigte der Don Juan Antonius Krause, dessen Physiognomie einer Sandwüste glich, in der man in allen Kreuz- und Querfahrten vergebens nach der Spur eines charakteristischen Gedankens forschte und Gall das Organ des homo sapiens wohl kaum stecknadelgroß gefunden hätte.

„Ich habe erfahren, daß er bereits aus mehreren Stellen weggejagt sei — pfui! Einen solchen Kollegen gehabt zu haben, gereicht uns gar nicht zur Ehre!" schrie recht laut der Zeichenlehrer Beredorff.

„Und wie vorlaut der Mensch war!" nahm der Rechenlehrer wieder das Wort. „Er fragte mich eines Tages ganz malitiös: welchen Unterschied ich wohl zwischen 2 +, 3 — und 2½ mache, da er diese Nummern in den Schüler-Censuren von mir ausgestellt gefunden habe und sich dieselben absolut nicht zu erklären verstehe."

„Und was antworteten Sie darauf?“ fragte Trichter lachend.

„Was ich ihm antwortete? Ein jeder Lehrer und ein jeder Schüler verstehe den Unterschied dieser Nummern ohne jegliche Erklärung.“

„Selbstverständlich!“ bekräftigte Krause.

„Dumm war er aber nicht!“ versuchte ein kleiner, junger Elementarlehrer der Vorbereitungsklasse zu bemerken. „Die Jungen hielten große Stücke auf ihn. „Herr Randen weiß Alles, sagten sie mir oft. Und die Rechenexempel, welche Sie, Herr Hellkopf, den Schülern aufgegeben, rechnete er ihnen alle im Kopfe vor.“

„Was, meine Rechenexempel im Kopfe?“ schrie Hellkopf. „Na, da haben Sie sich wohl sehr versehen, lieber Zipfel.“

„Fragen Sie darüber jeden beliebigen Jungen, er wird Ihnen dasselbe sagen.“

Der Geographielehrer Ferdinand Schütz nahm jetzt das Wort.

„Es war ein ganz revolutionärer Mensch, sage ich, und dabei bleibe ich. Wie er sich über unsere Einrichtungen lustig machte, sollten Sie nur gehört haben. Als ich ihm eines Tages den Auftrag gab, die Schüler, welche ich hatte nachsitzen lassen, nach je einer oder zwei Stunden zu entlassen, sagte er mir: Was soll denn das ewige Nachsitzen helfen! Die Fruchtlosigkeit des Unterrichts, die Unfähigkeit und Unlust der Kinder ihr Hang, sich träge und faul dem betreffen-

den Fache gegenüber zu verhalten, ist eine Hauptschuld der Lehrer. Denken Sie sich — unsere Hauptschuld!"

Der Kreis bekam bald einen Zuwachs durch den Turnlehrer Messner. Dieser war ein gemütliches Original, das in sich die seltsamsten Mischungen von Gutmütigkeit und Grobheit, von Torheit und Humor, Naivität und Schlauheit auf die wundersamste Weise vereinigte. In seinen Ausdrücken legte er sich nicht den geringsten Zwang auf, sondern er sprach immer so, wie's ihm in den Sinn kam.

Als er sich der Lehrer-Peripherie näherte, verstummten die Herren plötzlich, um Messner zu seinen malitiösen Bemerkungen keine Veranlassung zu geben, denn er war von Randen ganz besonders eingenommen.

„Seit wie lange tragen Sie schon eine Brille, lieber Hellkopf?" redete er den Langen an. „Sie wollen sich wohl den Anstrich geben, als stellen Sie außer über Rechenexempel noch Betrachtungen über die Aethererscheinungen an? — Pst! Johnsohn, was macht Ihr Hund? Haben Sie ihm endlich einen Maulkorb besorgt? Es giebt strenge Verordnungen — er kann Ihnen noch weggefangen werden und es wäre doch schade um den hübschen Köter! — Aber wo steckt denn der Randen heute?" fragte er plötzlich, sich im Kreise umsehend.

„Monsieur Randen ist verduftet," entgegnete Antonius Krause, und er machte eine Bewegung, wie wenn man Jemand zur Thür hinauswirft.

„Ihnen hat sich wohl das letzte Bischen Gehirn

verflüchtigt," entgegnete Meßner unwillig. Und er wendete sich an Trichter.

„Leider ist es so," bestätigte Trichter, — „unser Kollege Randen hat heute vor einer Stunde die Anstalt verlassen müssen, weil — weil — hi, hi, hi!" Er kämpfte mit dem Lachen und konnte kein Wort hervorbringen.

„Sie schwatzen sonst immer das Blaue vom Himmel herunter, oder wie Heine sagt: schwatzen, daß die Milch sauer wird, und heute kommen Sie nicht über das Weil hinaus — Glück zu auf den Erfolg! — Sagen Sie 'mal, Hellkopf, ist Utzmann auf seinem Zimmer?"

„Möglich," entgegnete dieser kurz. „Vor einer halben Stunde ungefähr wollte er zum Gouvernements-Schuldirektor, um ihm das rücksichtslose Vergehen Randens zu melden."

„Was für ein Vergehen?" fragte Meßner entrüstet. „Legen Sie sich gleich noch eine Brille an lieber Hellkopf, denn Ihre Augen scheinen wirklich sehr schwach zu sein; Randen gegenüber sind Sie wenigstens partout blind."

Und mit raschen Schritten eilte er in's Zimmer zu Utzmann, während die Herren Lehrer sich wieder in ihre Klassen begaben.

## Dreizehntes Kapitel.

Kasakaitis hatte sich aus seiner Wohnung entfernt und war dann, einige Straßen durcheilend, auf den großen Platz gelangt, auf welchem sich, unter hundert und abermal hundert arbeitsamen Händen, recht schnell der große Bau des neuen Gerichtsgebäudes erhob. Er blieb eine Zeitlang stehen und sah den Arbeitern zu, welche geschäftig an dem Gerüste auf und ab kletterten und an den Mauern arbeiteten. Dann schlenderte er den Bau entlang, bog in eine Seitengasse ein und wandte sich der vorstädtischen lutherischen Kirche zu. Aber je näher er der Kirche kam, desto langsamer wurden seine Schritte.

Der Bau hatte in ihm sein ganzes Nachdenken wachgerufen, und daß dieses Nachdenken nicht mit seinen Plänen harmonierte, zeigten wenigstens der besorgte Ausdruck auf seinem Gesichte und die hingemurmelten Worte, welche keine angenehmen Empfindungen verrieten.

Endlich war er an's Ziel, an ein großes zweistöckiges Holzgebäude gelangt. Nachdem er schnell eine Treppe hinaufgegangen, schellte er an einer Thür, welche eine Messingplatte mit der Aufschrift: „Wassily Iwanowitsch Hausen — Typographie-Inspektor" in russischer Sprache trug.

Fast unmittelbar nach dem ersten Klingelzuge öffnete ein junges Dienstmädchen.

„Ist Herr Kollegienrat zu Hause?" fragte Kasakaitis, die junge Person anblinzelnd.

„Ja," entgegnete diese, den winzigen Mann von oben herab ansehend.

Ohne weiter auf die Bediente zu achten, warf er seinen Hut auf einen im Vorzimmer befindlichen Kleiderhalter und durcheilte einige Räume, bis er in das Zimmer des Hausherrn gelangte. Diesen fand er nachlässig auf der Couchette liegen, eine starkduftende Cigarre rauchend und ab und zu von dem Rotwein nippend, den er auf einem kleinen Tischchen vor sich stehen hatte.

Der Herr Kollegienrat war ein Mann, welcher in Riga nicht nur großen Einfluß besaß, sondern sich auch mit einem gewissen Nimbus zu umgeben verstanden hatte. Das Aeußere dieses Herrn verriet auf den ersten Blick etwas Abgeschlossenes, etwas streng Gemessenes; das hagere, aschfarbige Gesicht mit den stahlgrauen Augen erschien streng und gebieterisch. Näher besehen, war aber Alles, selbst seine Bewegungen, gemacht. Der ganze Habitus glich gleichsam dem Tick-Tack der Uhr in ihrer mechanischen Regelmäßigkeit, und warm wurde der Mann nur in unbewachten Augenblicken, oder wenn es sich um einen Vorteil für ihn handelte, — aber auch dann nur mit wachsamer Berechnung. Er war ein wahrer Dämon der Ehrfurcht und des Besserwissenwollens und glaubte sich über Alle erhaben, befähigt zu Allem, dabei eifersüchtig auf

seine Kollegen wie ein Komödiant. Niemand verstand es besser, Gefühle zu heucheln, sich mit falscher Größe zu bemänteln, sich mit glänzenden Tugenden zu schmücken, sich in Worten hochzustellen, als eben dieser Herr Kollegienrat. Er war geradezu ein Don Quixote in pappener Rüstung. Seine Stellung im Dienste, seine Rangstufe in der Gesellschaft hatte er sich erschlichen, sein jedenfalls ausgesprochenes Talent, sich bei seinen Vorgesetzten einzuschmeicheln, hatte auch das allgemeine Urteil über ihn bis „höher hinauf" vorzudringen verhindert.

Das Zimmer, in welchem Kasakaitis den Kollegienrat fand, war äußerst behaglich und man könnte auch sagen mit voller Berechnung eingerichtet. Die hohen Fenster, welche auf die Straße hinausblickten, verhüllten weiße Gardinen und seidene Vorhänge. An den Wänden ringsum hingen seltene Bilder und Kupferstiche neben großen vorzüglichen Photographieen. Auf den langen Bücherregalen und in dem großen Bücherschranke befanden sich prachtvolle klassische Werke und die Erzeugnisse der schöngeistigen neueren und neuesten Litteratur. Ein schwerer Teppich machte den Schritt unhörbar. Ein Schreibtisch aus massivem Nußholz trug zur Eleganz des Zimmers bei.

Beim Eintritt des Konsulenten streckte ihm der Kollegienrat die Hand entgegen, ohne seine bequeme Stellung auch nur im mindesten zu ändern, und sagte mit erzwungener Freundlichkeit: „Ah — Freund Kasakaitis — freut mich."

Aus der Art und Weise, wie Kasakaitis den

Hausherrn begrüßte und wie er sich nachlässig auf einen Stuhl niederließ, durfte man allein schon auf die große Vertraulichkeit der beiden Freunde schließen.

Kasakaitis sprach einige Zeit kein Wort und sah nachdenklich vor sich hin, bis endlich der Kollegienrat ihn fragte: „Nun, was giebt's denn?"

Kasakaitis antwortete nach einigem Zögern:

„Kennst Du Herrn von Nessel?"

„Du meinst den Herrn Schuldirektor hier am Orte?"

„Ja."

„Den kenne ich sehr gut. Was ist mit ihm?"

Der Konsulent dachte einen Augenblick nach und antwortete dann: „Ich muß ihn sprechen."

Hausen, in der Voraussetzung, Wichtiges zu erfahren, machte eine enttäuschte Miene und goß sich ein frisches Glas Wein ein. Nachdem er einen Schluck genommen, klingelte er und befahl dem eintretenden Dienstmädchen, noch ein Glas zu bringen.

„Hast Du hier in Riga von einem gewissen Randen gehört?" fragte Kasakaitis lauernd, das gefüllte Glas an die Lippen führend.

Der Kollegienrat lächelte etwas spöttisch vor sich hin, welches soviel bedeuten sollte als: Aha! Da will es hinaus! „Randen — den Gutsbesitzer Randen — wer sollte den nicht gekannt haben — und Dein Prozeß mit ihm damals — war ja ein Stadtgespräch.n

Kasakaitis merkte den Spott heraus, der in de„ Worten Hausens lag, und er antwortete etwas gereizt: Nicht den Randen meine ich, sondern den

Hauslehrer Randen, der vor kurzer Zeit in der Utz-mann'schen Lehranstalt thätig war."

„O ja, auch von dem Randen habe ich gehört," entgegnete Hausen. „Mein Vetter, der vor ein paar Tagen aus Dorpat zurückgekehrt ist, hat mir erzählt, daß ein Randen das Oberlehrerexamen in Mathematik dortselbst so glänzend bestanden habe, wie noch Niemand zuvor. Die Professoren sollen sich über seine umfassenden Kenntnisse geradezu gewundert, und ihm das beste Zeugnis ausgestellt haben, welches überhaupt existiert."

„Ist es möglich?" rief Kasakaitis, aufspringend.

„Es ist nicht nur möglich, sondern vollkommen wahr," bekräftigte der Kollegienrat.

Kasakaitis gab sich alle Mühe, das gleichgiltigste Gesicht von der Welt zu heucheln; er setzte sich wieder und sagte dann in sehr ruhigem Tone:

„Das wundert mich übrigens durchaus nicht! Ich kenne diese Herren Professoren in Dorpat. Man muß es nur verstehen, dann kommt man immer durch. Mit mir ging es ebenso. Nur eine blasse Ahnung hatte ich von dem einheimischen Gesetz, und dennoch habe ich das Examen glänzend bestanden."

Diese Aeußerung schien den Kollegienrat zu belustigen.

„So erfährt man doch wenigstens, daß Deine gepriesenen Rechtsbegriffe nicht von weit her sind," fiel er ihm in die Rede.

„Jedenfalls weiter als Dein philosophischer, trotzdem Du ihn aus dem Auslande in absentia herge-

holt hast," entgegnete Kasakaitis boshaft. „Diesem Randen mißgönne ich aber den Triumph durchaus, an dem sich Andere meinetwegen sonnen können." Und nun begann er mit geschulter Routine seine Bekanntschaft und seine Beziehungen zu Randen in den abfälligsten Farben zu schildern. Als er nach einiger Zeit bemerkte, daß Hausen dabei kalt blieb, wahrscheinlich weil er keine Vorteile aus diesem Gespräche herausfühlte und Kasakaitis ihm durch seine vorherige Antwort nahe gekommen war, begann der Konsulent gleich eine andere Saite aufzuziehen, denn er kannte seinen Freund nur zu genau. „Und über Dich persönlich hat dieser Randen Geschichten erzählt, ich sage Dir!"

„Ueber mich? Was kann er über mich erzählt haben?" entgegnete der Kollegienrat äußerlich scheinbar ruhig, im Grunde aber dennoch etwas besorgt.

„Ich wundere mich auch darüber — aus welcher Quelle er solche Behauptungen geschöpft haben könnte! Denke Dir nur: Du sollst mit den regierungsfeindlichen baltischen Organen hier unter einer Decke stecken, sollst von jeder Buchhandlung und jeder Typographie Dein jährliches Fixum einstreichen, und anstatt ihnen auf die Finger zu sehen und sie zu revidieren, sollst Du ihnen an die Hand geben, wie und auf welche Weise sie Verbotenes einführen und Gesetzwidriges drucken können.

„Sagen kann man viel!" entgegnete Hausen möglichst kühl.

„Das meine ich auch," versetzte Kasakaitis, — „aber

den Mut zu haben, diese Verleumdungen in einem öffentlichen Lokale auszusprechen, das verstehe ich nicht. Ach so — noch etwas! Hast Du jemals mit Kurder und Schantz, diesen eingefleischten Baltophilen, einen Kontrakt gemacht — denke Dir nur, einen Kontrakt, nach welchem sie verpflichtet sind, Dir jährlich zweitausend Rubel zu zahlen? Du dagegen hättest Dich verpflichtet, in der Censur ihres Blattes Alles durchzubringen?"

Dem Kollegienrat war diese Eröffnung zweifellos recht unangenehm, denn er trommelte nervös mit den Fingern der rechten Hand auf der Tischplatte, und obgleich er sich alle Mühe gab, ruhig und gleichgiltig zu bleiben, so war er es am allerwenigsten. Wenn er einen Blick auf das Gesicht seines Freundes gerichtet hätte, würde er bemerkt haben, wie es förmlich erglänzte.

„Ist es nicht ein Verwandter von Randen, mit welchem Du damals prozessiert hast?"

„Ein Sohn desselben."

Hausen richtete einen durchdringenden Blick auf den Konsulenten. „Diese Prozeßangelegenheit soll augenblicklich in der Hauptstadt von vielen Seiten besprochen werden, und dabei sollen die hiesigen Gerichte wie Deine Persönlichkeit nicht in den besten Farben glänzen."

Diese Aeußerung belustigte Kasakaitis so sehr, daß er sich nicht enthalten konnte, laut aufzulachen. Kasakaitis' Lachen klang aber immer gezwungen.

„Wer hat Dir diese Ente aufgebunden?"

„Ente!“ lachte sarkastisch der Kollegienrat. „Die Cousine Deiner sogenannten Braut hat es gesagt, und eher möchte ich, wer weiß was nicht Alles glauben, als daß ich zugeben sollte, diese Dame würde ein leeres Gewäsch machen.“

Kasakaitis war schon seit einiger Zeit im Zimmer auf und ab gegangen, — eine Gewohnheit bei ihm, wenn er erregt war; jetzt blieb er plötzlich in der Mitte des Zimmers stehen und stieß mit erstaunter Stimme hervor: „Fräulein Nanny Wassow?“

„Ja, Fräulein Nanny Wassow,“ bestätigte der Kollegienrat.

„Weibergeschwätz! Uebrigens — laß sie doch nur sprechen — wer an verjährtem Kohl Gefallen findet.“

„Wer weiß,“ fiel ihm Hausen höhnisch ins Wort, — „bei dem neuen russischen Gerichte und den außerordentlichen Verbindungen, welche Fräulein Wassow in der Hauptstadt besitzt, dürfte Dir ein solches Gerede denn doch an den Kragen gehen — Du würdest als vereidigter Rechtsanwalt einfach nicht bestätigt werden. Man wird es, wie ich gehört habe, mit der Zuverlässigkeit der Rechtsanwälte bei den neuen Gerichten sehr genau nehmen. Auch würde ich Dir als Freund raten, Deinen sogenannten politischen Ueberzeugungen von nun an einen andern Kurs zu geben, — Du wirst mich verstehen, glaube ich.“

In den letzten Worten lag der Ausdruck von Spott und Hohn, den er so gern, wenn es Gelegenheit gab, Anderen wehe zu thun, in seine Worte hineinzulegen pflegte.

Obgleich auch Kasakaitis diese Eigenschaft seines Freundes von früher her kannte, schien er dennoch den eigentlichen Zweck der Warnung nicht bemerkt zu haben, und entgegnete: „Von dieser Seite her — freilich! Was heißen aber auch politische Ueberzeugungen? Nur der Pöbel hat heutzutage ein Vaterland, eine Religion. Wir haben nur Interessen, die uns verbinden und aneinanderknüpfen. Wer sollte auch nicht aufjauchzen, daß dieser baltische Schlendrian endlich zu Grabe getragen wird? Dieser Separatismus, dieses Klikenwesen, dieser ewige Hader gegen die wohlwollenden Absichten der Regierung und mit der Reichsidee! Es ist ja ein Hohn gegen jede menschliche und staatliche Ordnung, ein Staat im Staate!"

Der Kollegienrat lächelte sarkastisch vor sich hin und sagte dann:

„In Deiner pseudonymen Broschüre bei Costenoble in Jena habe ich vor kurzem über die baltischen Provinzen eine ganz andere Sprache gelesen, dort stand zum Beispiel: „Diesen Kanzleien mit augendienerischen Richtern und blutsaugenden Beamten, diesen Hallunken in Seidenhosen und Brokatborden — sollen diese Provinzen verfallen?!" — Es freut mich wirklich, daß Du Deine Ueberzeugungen so schnell geändert hast."

„Auch meinem Gedächtnisse mußt Du Gerechtigkeit widerfahren lassen," scherzte Kasakaitis, der seinen Aerger zu verbergen suchte. „Ich erinnere mich noch sehr gut eines Aufsatzes von Dir in der Kreuz-Zeitung, gelesen zu haben, der folgenden Anfang hatte: „Rußland ist ein Koloß auf thönernen Füßen ꝛc. ꝛc.

„Wie kannst Du behaupten, daß dieser Artikel von mir war?“ versuchte Hausen gleichgiltig zu fragen.

„Verlangst Du die nötigen Beweise, ich werde sie Dir schaffen,“ versetzte Kasakaitis trocken. „Ich denke aber, eine solche Sprache zwischen uns Freunden —“ er betonte das letzte Wort und seine Augen blickten so listig wie die eines Wiesels — „ist nicht am Platze. Wir wissen Beide ganz gut, was wir von einander zu halten haben.“

Er näherte sich dem Tischchen, goß sich ein volles Glas Wein ein und stieß damit an das Glas des Kollegienrates. „Aufs Wohl unserer Freunde und auf den Untergang unserer Feinde!“

Der Kollegienrat war übertrumpft; er mußte sich selbst sagen, daß es unmöglich war, diesem Kasakaitis die Spitze zu bieten, denn der kannte seine Schliche und Wiche ebenso gut wie er selbst.

Hausen starrte vor sich hin und ließ das Glas unberührt. Wie kam es nur, daß er mit Kasakaitis so intim geworden? Damals — ach ja! Kasakaitis war zu ihm gekommen und hatte ihm ein Geschäftchen in Vorschlag gebracht, welches zwar nichts weniger als rein war, ihm aber ein hübsches Sümmchen eintrug. Später hatte er wieder Kasakaitis zu verschiedenen Zwecken benutzt, und so wusch denn eine Hand die andere, und die gegenseitige Freundschaft war besiegelt. Diesen Menschen, welcher ihm in der Folge mehr als einmal unbequem wurde, wieder abschütteln, war nun unmöglich.

Nach einer kurzen Weile begann das Gespräch wieder, aber über ganz harmlose Dinge.

Beim Fortgehen sagte Kasakaitis zu dem Kollegienrat: „Zu Herrn von Nessel gehst Du also bestimmt? Es liegt ja auf der Hand, daß wir einen Gegner wie diesen Randen unbedingt unschädlich machen müssen."

Der Kollegienrat nickte dazu: „Ich werde ihm nicht nur hier, sondern auch „Oben" den Boden zu lockern suchen. Dies muß übrigens sehr schnell und sehr vorsichtig bewerkstelligt werden, da der neue Kurator sehr bald mit seiner Kanzlei aus Dorpat nach Riga übersiedelt."

„So? Was ist das für ein Mensch?"

„Er war früher Professor in Moskau und wird als ein äußerst gebildeter und höchst strenger, aber humaner und Gerechtigkeit liebender Mann geschildert. Bei dem könnten dergleichen Angelegenheiten, wie die unsere, den entgegengesetzten Verlauf nehmen."

„Schade!" schloß Kasakaitis lachend. „Für uns wären die augenblicklichen baltischen Zustände gerade die besten."

---

## Vierzehntes Kapitel.

Die Früchte der Unterredung zwischen dem Konsulenten und den Kollegienrat zeigten sich recht bald. Als sich Randen an den Schuldirektor, Herrn von

Nessel, um eine Anstellung in einer öffentlichen Anstalt wandte, empfing ihn dieser sehr kühl und mit folgender Bemerkung: „Ich kann Ihnen leider auf eine Anstellung als öffentlicher Lehrer keine Aussichten machen, denn nach dem, was ich von Ihnen erfahren habe, kann ich bei dem besten Willen für Sie nichts thun. Ihr Diplom können Sie in meiner Kanzlei zurückerhalten, und ich habe über Sie auch dem Herrn Kurator in Dorpat Bericht erstattet." Diese Worte wurden von dem Herrn Schuldirektor mit solcher Miene gethan, als rede er von einem ganz verlorenen, verderbten Menschen, für den aber wenigstens er mitleidiges Bedauern fühlte. Auch ließ der Herr Schuldirektor Randen allein, ohne daß dieser noch Zeit fand, auf die Beschuldigung auch nur ein Wort zu erwidern.

Und war Seine Excellenz wirklich nicht in vollem Rechte, also zu handeln? Hatte er doch von zwei so angesehenen Männern, wie Utzmann und Hausen, über Randen eine so abfällige Charakteristik erfahren. Von einem in öffentlichen Anstalten unterrichtenden Lehrer verlangt man ja außer politischer Zuverlässigkeit noch hauptsächlich einen unbescholtenen Lebenswandel; pädagogische Kenntnisse kommen weniger in Betracht.

Was sollte Randen nun beginnen? Er suchte wieder als Hauslehrer eine Anstellung, doch vergebens! Er durchstöberte die Inserate der Zeitungen nach Privatstunden — auch hierin wollte sich nichts machen! Selbst nach irgend einer anderen Beschäftigung bemühte er sich — doch wollte sich für ihn in keiner

Weise etwas finden lassen! Am liebsten wäre er fort, fort aus Riga — dazu fehlte ihm aber das nötige Geld! Und wenn er allein dagestanden! — Es gehört gewiß viel, sehr viel dazu, mit hoffendem Blick gen Himmel aufzuschauen, wenn uns nicht nur aller Halt im Leben genommen, sondern auch der Glaube an die Gerechtigkeit verloren gegangen ist!

Das Weihnachtsfest nahte heran und Randen hatte es außer einigen Privatstunden, die kärglich honoriert wurden, zu nichts gebracht. In einem der entlegensten Stadtviertel hatte er mit den Seinigen eine kleine Wohnung von zwei Zimmern bezogen. Es war eine schwere Zeit für ihn. Der Gedanke an seine notleidende Mutter ließ ihn keinen Augenblick in Ruhe und spornte ihn zu rastlosen Thaten. Er schrieb gelehrte Aufsätze, meistens über Mathematik, für ausländische Blätter und Journale. Dieses war die einzige Zuflucht, welche er in seiner Not noch gefunden. Und wie dankbar war man gegen ihn in einem anderen Lande! In Deutschland war man auf seine gelehrten Arbeiten aufmerksam geworden und in Paris hatte man ihn bereits zum Mitglied einiger gelehrten Gesellschaften gemacht. Seine außerordentlichen mathematischen Kenntnisse zeugten nicht nur von tiefem Geiste, sondern auch von großer Originalität. Nur in seinem eigenen Vaterlande wußte man nichts von ihm, wollte man nichts von ihm wissen. Trotzdem arbeitete er rastlos, unermüdlich.

Die Feder glitt über das Papier vor ihm hin und mancher Bogen füllte sich vor dem fleißigen

Schreiber. Endlich hielt er in seiner Arbeit inne und sah auf. Seine etwas müden Augen hefteten sich an die nackten Wände seiner engen, ziemlich kalten Behausung, in welcher noch der Wind leise an den morschen Fensterrahmen zerrte. In dem kleinen Raum war Alles, was er sein nennen konnte, und wie wenig war dies! Außer einigen überflüssigen Büchern war in dem Zimmerchen, welches er bewohnte, nur das Allernotwendigste vorhanden. Und selbst dieses Allernotwendigste war alt und schadhaft.

Sein Blick wandte sich forschend nach der Seite hin, wo seine alte Mutter am Fenster saß und in einem Buche las, — ein Gebetbuch war's. Schneeweißes Haar umrahmte ein noch volles, frisches Gesicht, in dem die ausgestandenen Leiden wohl auch ihre Furchen hinterlassen hatten. Es war heute Weihnachtsabend — der Geburtstag seiner lieben Mutter — und er hatte ihr nichts bringen können, denn der kleine Verdienst, den er sich erworben, hatte mit der kärglichen Einnahme seiner Schwester, durch angestrengte Handarbeiten, kaum zum Lebensunterhalt gereicht. Er gedachte der Zeiten, wo seine Mutter an diesem Tage nicht nur voll empfing, sondern auch mit voller Hand austeilen konnte; auch ihre Eltern waren wohlhabend gewesen, und in der Ehe war sie ebenfalls mit zeitlichen Gütern gesegnet worden, bis zuletzt das Unglück mit dem Prozeß hereingebrochen war.

Träumerische Wehmut überkam ihn, denn seine Hoffnungen hatten ihn weit, weit zurückgelassen. Seine Seele eilte in diesem Augenblick hinaus aus den ärm-

lichen Verhältnissen, seine Gedanken wandelten fort, — in eine weite, weite Ferne, in der das Herz eine beredte, dringende Sprache sprach.

Er seufzte leise.

Die Mutter machte das Buch zu, faltete darüber die Hände und richtete den Blick empor — ein weihevoller, friedlicher Ausdruck lag auf ihrem Gesichte, es war, als ob sie Zwiesprache mit ihrem Gotte hielt und Trost und Frieden sich auf sie herabsenke. „Ja, Gott ist allmächtig," sprach sie ganz leise, wie im Selbstgespräch, — „und ein liebevoller Vater, er wird sein Kind nicht verlassen, auch wenn er's hart an der Hand nimmt."

Darauf wandte sie sich ihrem Sohne zu. „Richard," sagte sie mit halblauter weicher Stimme, als wollte sie ihn aus dem Schlafe wecken. „Der Wirt war mit dem halben Mietgelde zufrieden und versprach, auf die übrige Zahlung noch weiter zu warten. Anna erhielt heute das Geld von der Gräfin für die fertigen Arbeiten — das wird vorläufig für den Brodlieferanten und die Wäscherin ausreichen, auch werde ich noch etwas Holz kaufen können."

Durch diese Mitteilung glaubte die Mutter ihren Sohn aus dem Hinbrüten zu wecken — er antwortete aber nichts drauf, stützte den Kopf in die Hand und sah gedankenvoll vor sich hin.

„Du erinnerst Dich doch des jungen Arztes, Richard, der Anna im vorigen Jahre, als sie das Nervenfieber hatte, behandelte; Grünert heißt er. Denke Dir, dieser junge Mann ist ganz plötzlich er-

blindet und von seinen Kollegen für hoffnungslos erklärt worden. Ist das nicht ein fürchterliches Elend? Nicht der ärmste Bettler würde sein Los mit ihm tauschen!"

Wiederum erfolgte keine Antwort.

„Hast Du eine so wichtige Arbeit vor, Richard? Du müßtest etwas in die frische Luft gehen, das unausgesetzte Schreiben bekommt Dir durchaus nicht. Die Nächte schläfst Du auch nur wenig — Du mußt Dir mehr Ruhe gönnen." Sie stand auf, näherte sich ihrem Sohne und sagte mit bewegter, vibrirender Stimme, indem sie mit der Hand über sein volles braunes Haar strich: „Wir wollen, mein liebes Kind, nicht klagen um die Güter, die wir nicht haben, sondern Gott danken für die Gaben, die wir noch besitzen."

Ein Dienstmann stolperte schwerfällig in diesem Augenblicke die drei Holztreppen herauf — er brachte einen Brief. Randen öffnete das Couvert und fand eine Verlobungsanzeige des Stadtsekretärs Emil Junk mit dem Fräulein Louise Wegener. Auf einem besonderen Bogen fand Randen folgende Zeilen von Junk:

„Liebes altes Haus!

Mit vieler Mühe habe ich endlich Deine Adresse gefunden und nun schicke ich Dir meine Verlobungskarte. Du bist mir doch des fatalen Briefes wegen von damals nicht mehr böse, alter Bruder? Ich habe mir selbst schon tausend Mal darüber Vorwürfe gemacht, faktisch wahr. Um den Liebeleien endlich einen Damm zu setzen, will ich in den Ehehafen einlaufen. Ich heirate ein reiches Mädchen aus

guter Familie — hübsch ist sie gerade nicht, doch was thut das: Prüfe, wer sich ewig bindet, ob sich das nöt'ge Kleingeld findet, faktisch wahr! Ich komme bald zu Dir, um Dich zu meiner Zukünftigen abzuholen. Wenn Du mich hinauswirfst, komme ich trotzdem wieder, faktisch wahr!

Dein Junk."

Der Dienstmann war kaum eine halbe Stunde verschwunden, als auch schon der Briefabsender selbst in der Wohnung Randens erschien.

„Guten Tag, Randen, altes Haus!" rief Junk, in seiner lauten Weise ins Zimmer tretend. „Ich hörte, Du bist zu Hause und da konnte ich nicht anders — entschuldige, das ist gewiß Deine Mutter." Er wandte sich an Frau Randen, welche eben im Begriff stand, das Zimmer zu verlassen, und küßte ihr ehrerbietig die Hand. „Bruderherz! Du weißt gar nicht, wie ich mich freue, Dich wieder leibhaftig vor mir zu sehen, faktisch wahr! Gesucht habe ich Dich — wie eine Stecknadel! Einer sagte mir, Du seiest noch in Dorpat, der Andere, Du wärest nach Petersburg abgedampft — weiß der Himmel, was die Leute nicht Alles von Dir sprechen! Der jammervolle Rigasche Adreßtisch gab mir auch keine Antwort. — Da trieb mich der Zufall dem jungen Bandert in die Arme — dieser nannte mir Deine Wohnung. Donner und Doria! Hast Du ein patentes Examen gemacht! Ich sagte es ja gleich — aber weißt Du — ich bin auch groß heraus — Stadtsekretär! Mein Alter —" Junk machte eine betrübte Miene — „hat das Zeitliche gesegnet — Du weißt

es gewiß? Seine letzte Bitte an den Rat, mich zu seinem Nachfolger zu ernennen, ist in Erfüllung gegangen, ich bin dem Alten wirklich sehr dankbar dafür. Ein Fixum von dreitausend Rubel jährlich — das ist gar nicht so von Pappe, faktisch! — Und meine Heirat wird mir auch ein hübsches Sümmchen einbringen — Sapperlot! Du mußt meine Flamme sehen, Randen, sie wird Dir gefallen, faktisch wahr. Wie gesagt, hübsch ist sie nicht, aber sanft wie eine Taube und — gebildet! Klavierspiel, Gesang — die Dichter liebt sie Dir — na, Du mußt ja selbst sehen — ich habe ihr schon von Dir fadenlange Berichte erzählt — sie brennt darauf, Dich kennen zu lernen. Hast Du jetzt ein wenig Zeit, wir gehen sogleich zu ihr?"

„Ich mache jetzt gar keine Besuche," entgegnete Randen.

„Warum nicht? — Ach so! Noch etwas — altes Haus! Mein Alter hat mir ein kleines Vermögen vermacht — ich überlasse Dir den ganzen Krempel, selbstverständlich! — Wie?" sprach Junk, als Randen eine abwehrende Handbewegung machte. „Du meinst so — nein, Lieberchen! Du mußt mir jeden Kopeken später zurückzahlen, faktisch wahr. — Hier hast Du den Check von der Börsenbank!" Und Junk zog hastig aus seiner Brusttasche ein umfangreiches Papier und steckte es zwischen die Bücher Randens.

„Für Deine gute Absicht bin ich Dir sehr dankbar, lieber Junk, aber verschone mich mit dergleichen

Sachen, wenn Du mich nicht tief verletzen willst," entgegnete Randen, das Papier Junk zurückreichend.

„Ach! mach' doch keine Geschichten, Mensch!" polterte Junk aufstehend und das Papier auf den vorigen Platz zurückschiebend. „Als Studenten haben wir uns oft gegenseitig angepumpt, und jetzt, da ich frischgebackener Stadtsekretär bin, willst Du nichts mehr annehmen? Das ist nicht anständig von Dir, altes Haus, faktisch wahr! Und eine solche Kleinigkeit — diese paar Tausend Mottchen! — Bah! Nach ein paar Jahren bist Du ein berühmter Gelehrter, hast Geld wie Heu — dann pumpe ich Dich wieder an, faktisch wahr!"

„Mit dem berühmten Gelehrten hat es noch eine ganze Weile Zeit," antwortete Randen.

„Wie Zeit! — Mach Dich nur nicht so winzig! Geben Dir die Götter nur ein bischen Glück auf den Weg — was wirst Du noch für ein Kerl werden — Donner und Deixel!" Junk saß erst auf dem Stuhle, jetzt setzte er sich abseits auf den Tisch. „Weißt Du, es steckt doch leider viel Gemeinheit in der Menschheit, faktisch wahr. Höre nur und staune: der Kollegienrat Hausen hat vor ein paar Tagen die Unverfrorenheit gehabt, gegen die Herausgeber der Fluß-Zeitung, Kerder und Schantz, eine Klage anzustrengen, weil ihm diese den notariell — faktisch notariell abgefaßten Bestechlichkeitskontrakt nicht mehr honorieren wollten!"

„Du meinst den Typographie-Inspektor Hausen?" warf Randen ein.

„Ja, ja, den Typographie-Inspektor! Natürlich

wurde die Geschichte sogleich ruchbar. Hausen hat nolens volens den Abschied nehmen müssen. Aber was sagst Du zu einer solchen Frechheit eines Regierungsbeamten — sich notariell ein Papier anfertigen zu lassen, nach welchem die Zeitungsinhaber verpflichtet wurden, ihm ein paar tausend Rubel jährlich „wsätki" zu zahlen. Und schließlich noch so borniert zu sein, dagegen Klage zu führen! Hängen müßte man einen solchen Lumpen, faktisch wahr! Und das will noch ein Balte sein, ein Sohn unserer Stadt!"

„Die Balten sind, glaube ich, nie aufrichtige Regierungsbeamte," warf Randen ein. „Wo es nur etwas giebt, der Regierung am Zeuge zu flicken, thun sie es nicht mehr wie gern."

„Erlaube," entgegnete Junk und begann jetzt erregt im Zimmer auf und ab zu gehen. „Da bist Du auf ganz falscher Fährte, faktisch wahr. Hast Du wohl jemals gehört, daß ein Balte sich zu so gemeinen Handlungen, wie Bestechlichkeit, eine so gemeine Bestechlichkeit, und dergleichen Schande und Laster hat hinreißen lassen?"

„Das gerade nicht, obgleich wir augenblicklich den Beweis auf der Hand haben," antwortete Randen. „Der Baltencharakter, wenn ich mich so ausdrücken kann, ist von dieser Seite wohl sehr in Schutz zu nehmen, aber aufrichtige Bürger des großen russischen Reiches sind sie dennoch nicht: sie verbreiten durch Schriften viel zu viel Unwahres im Auslande, liebäugeln viel zu viel mit den Grenznachbarn und haben keine auf-

richtige Hingabe für ihre Brüder im eigenen Vaterlande."

„Das verstehe ich nicht!" sagte Junk, in seiner Wanderung plötzlich stehen bleibend. „Wenn wir Balten für Deutschland Sympathie fühlen, so macht es allein die Religion, die Sprache."

„Das macht es allein gewiß nicht, widersprach Randen. „Es giebt Tschechen und Kroaten, Polen und Slowaken, Juden und Zigeuner in Deutschland, welche sich alle gern deutsche Bürger nennen, sobald sie in den deutschen Unterthanenverband aufgenommen worden sind. Nicht so der Balte. Er schämt sich ordentlich, ein Bürger des großen Rußland zu sein, und lehnt sich gern an ein anderes Vaterland an: er ist halb dies, halb das, nicht kalt nicht warm, nicht Russe nicht Deutscher, mit einem Worte eine Zwittergestalt."

Junk, der zu bequem war, eingehend eine Sache zu behandeln, sprang ganz plötzlich auf ein anderes Thema über. „Du," sagte er, — „vor ein paar Tagen war ich bei Wassows. Die Hochzeit Heinbergs ist wieder verschoben worden. Und Kasakaitis betreibt seine Werbung um Lucie heißer als zuvor. Der rohe Parvenü und seine Jungfer Braut unterstützen ihn hierin nach Möglichkeit Es sollen dort manchmal geradezu rührende Szenen stattfinden. Ich finde keine Worte, faktisch wahr."

Randen zuckte leicht zusammen, er fühlte, wie sein Gesicht die Farbe wechselte. Ein kaltes Schauerempfinden rann durch seine Nerven. Aber es war nur ein rasches, flackerndes Empfinden, das einen Moment

später unter der Maske ruhigen Gleichmutes wieder verschwand.

Als Junk nach einiger Zeit aufbrach, steckte ihm Randen das Papier zu und nahm es trotz des Freundes heftigen Sträubens nicht.

Als er später allein war, stützte er den Kopf in die Hand und murmelte unwillkürlich tief bewegt: „Arbeit und wieder Arbeit soll meinen Schmerz betäuben, ich will mich eifriger denn je in meine Studien vertiefen, will Alles aus der Erinnerung bannen, bis ich abends erschöpft niedersinke, bis in mir kein Gedanke an Anderes Raum findet. Hilf mir, allmächtiger himmlischer Vater dazu!"

---

## Fünfzehntes Kapitel.

Weihnachten! Welches Herz empfindet nicht beim Klange dieses Namens einen Zauber, ein Entzücken, das weit, weit hinausreicht über das Gewöhnliche, über das Alltägliche des Lebens! Wer denkt nicht klopfenden Herzens gern an die Jahre der Kindheit zurück, da er mit Brüderchen oder Schwesterchen um den süßduftenden Tannenbaum tanzte, den ihm das geheimnisvolle Christkind im Meere unendlicher Glückseligkeit voll strahlender Kerzen schon wochenlang vordem im Traume vorgegaukelt? Und welch eine fröhliche Welt, welch ein Ahnungsschauer, wenn nun der er-

sehnte Tag endlich herbeigekommen und der Ton der Glocke die Kinder zur Bescheerung ruft! Wenn ein lautes Gewimmel sorgloser, glücklicher Menschen, Kinder und Erwachsenen, zu heiterem Genießen vereinigt. Lauter leuchtende Augen voll Jubel und Freude!

So geht's freilich den Glücklichen. Ob auch diese je einmal an diesem Tage die Stätten wirklicher Armut, der Not und des Elends gesehen haben? Ob sich diese auch hineinversetzen können in die Seele der draußen auf der winterlichen Straße Stehenden, die niedergebeugt, sorgenmüde und traurig durch die hellerleuchteten Fenster sehen — diese Nachtgestalten des Schicksals, die geblendet von so viel Licht und Glanz die Augen schließen, sich abwenden und ihren dunklen Pfad weiter wandeln? Eine Scheidewand zwischen der Welt da drinnen und hier draußen, zwischen dem Elend und dem Glück!

Lucien brachte das Weihnachtsfest keine Freude; für sie gab es keine frohen Ueberraschungen. Ihr hatte das einst glückspendende Christkind den letzten Schimmer von Hoffnung genommen und auf seinen sternbesäten Flügeln ihren Glauben an Wiedergenesung, ihr Anrecht auf Lebensfreude zu Grabe getragen.

Ernst und traurig blickte sie aus den Fenstern ihres elegante n Gemaches, welche auf den belebtesten Teil der Stadt sah, auf die unter ihr wogenden Menschenmassen. Die Aussicht von hier aus war wundervoll, weit in mehrere Straßen hinein, bis in das Innere der Stadt. Die vielen verschiedenen Gebäude, die Massen von Volk, Alt und Jung, die

manigfaltigsten Equipagen, ein bunt schillerndes Hin und Her, dazu ein eisig kalter, aber sonnengoldiger Wintertag.

Ein Seufzer hob Luciens Brust. Sie dachte zurück an ihre öde, freudenlose Vergangenheit, an ihre verfehlten Wünsche, die doch immer schuldlos und bescheiden gewesen waren, und an die nicht erfüllten Hoffnungen. Und flammend wallte dann die Sehnsucht, die unverstandene, traurige und doch unendlich süße, in ihr auf. Ach, in die Kindheit sich zurückzuträumen, das war die einzige Erinnerung, die sich ihr leicht und ungetrübt nahte. Damals kannte sie noch den Ernst des Lebens und die Strenge des Schicksals nicht, denen sie späterhin bestimmt war als Opfer anheim zu fallen.

In trauriges Nachdenken versunken, starrte sie lange vor sich, dann erhob sich das bleiche Antlitz und schaute unbeweglich in die Ferne hinaus. Es war jetzt ein anderes Denken, das in ihr Inneres einzog. Sie dachte nicht an ihr trauriges Leben, nicht an ihre erstorbenen Lebenshoffnungen, nicht an das Verbluten ihrer Jugend — ihre Seele flog empor über das Erdenleid, sie dachte an ihn, an ihn allein! Noch einmal erlabte sie sich der Wonne, in Gedanken all die Stunden zu durchgehen, die sie beisammen verbracht hatten. Wie belebte die Erinnerung die Plätze, wo sie beisammen geweilt; wie lebhaft wußte sie noch dieses oder jenes gesprochene Wort und den begleitenden Blick — ach, Alles, Alles, das mit ihm zusammenhing, hatte sich unauslöschlich ihrem Gedächtnis einge-

prägt: seine Gestalt, sein liebes Gesicht, seine ernsten und so traurigen Augen! Ach, wie sehnte sie sich nach ihm; nur einmal wollte sie ihn sehen, nur einmal ihm gestehen, daß sie ihn liebe, unaussprechlich liebe, nur einmal — dann konnte das Grab sich über ihr schließen, sie verlangte nichts mehr, sie hatte gelebt.

Lange hatte Lucie lautlos dagesessen, von Niemand in ihrer traurigen Einsamkeit gestört. Da streifte ihr Blick unwillkürlich den Flügel, sie erhob sich, öffnete denselben, und die geübten Finger glitten erst wie mechanisch über die Tasten, welche sie seit langer Zeit nicht mehr berührt hatte und mit welchen sie doch so wundervoll zum Herzen sprechen konnte.

Leise begann sie ein Lied, bis auf einmal ihre Stimme sich zu voller Kraft entfaltete. Ach, welch ein Gesang war das! Wer könnte sie schildern, die Töne eines liebeglühenden Herzens, die weiche zagende Sehnsucht einer Menschenbrust, das süße Weh einer weinenden, schluchzenden Seele, die in Liebe und Resignation durch ein wunderbar schönes, aber angegriffenes Organ im Schmerze der Leidenschaftlichkeit einer zerstörten Lebenshoffnung erklingt!

Allmählich verhallten die Töne durch die hohen, schönen Räume. Die Macht der Empfindung, die eben mit stürmischer Flut in lieblichen Tönen hervorquellte, machte sich tropfenweise Linderung und perlte aus den dunklen Wimpern auf die schneeweißen Hände.

. . . . . .

. . . . . .

Das Weihnachtsfest, die stille andachtsvolle Feier war vorüber, der Glanz der Christbäume erloschen und an die Stelle war ein anderes Fest getreten: das neue Jahr! Der Wellenschlag des Lebens hatte mit neuer Kraft begonnen. Wohin man sah, gab es Feiertagsmienen, rollten Equipagen, gab es Behandschuhte und Befrackte, begrüßten sich Bekannte, tauschten einen Händedruck, schritten in dieses oder jenes Haus, blieben stehen, gingen weiter, um von Neuem durch ein fröhliches „Prosit Neujahr" angehalten zu werden.

Die wenigen Visiten, welche Heinberg zu machen hatte, auch diejenigen, welche er von seinen Untergebenen empfing, waren bald abgemacht. Ein fröhliches Fest, ein glänzendes Diner oder dergleichen gab es in seinem Hause nicht. Abgesehen von dem, was er für die Befriedigung seines eigenen Wohllebens und seiner Eitelkeit brauchte, war er ja so geizig, daß er seinen Dienstleuten bei möglichst kleinem Gehalt nicht genügend zu essen gab. Und wie hartherzig war er gegen sie! Den Buchhalter Strom, welcher über zwanzig Jahre als gewissenhafter Arbeiter im Geschäfte Wassows thätig gewesen war und sich durch eine Erkältung im Dienste ein Augenleiden zugezogen, woran er in der Folge erblindete, hatte Heinberg entlassen, ohne ihm irgend eine Entschädigung zukommen zu lassen. Der arme Mann war samt seiner Familie der größten Not preisgegeben. Heinberg hatte ihm die Entlassung aus dem Dienste am Neujahrstage zukommen lassen! —

Heinberg war aber selten so vergnügt gewesen, wie er es an diesem Feste war. Er glaubte sich am

Ziele seines Wunsches, denn er deutete das Wesen Luciens als eine stille Ergebung in seine eigennützigen Pläne. Von dem Tage der Ausfahrt an hatte ihn Lucie zwar keines Blickes, keines Wortes mehr gewürdigt; trotzdem war er beschränkt genug, zu glauben, daß seine Idee, die Verlobung Luciens mit Kasakaitis ausgesprengt zu haben, eine vorzügliche sei. Der Gedanke, das Kapital zu vergrößern, beschäftigte ihn dermaßen, daß dieser andere Gedanken garnicht mehr aufkommen ließ.

Recht früh am Neujahrstage hatte sich auch Kasakaitis eingefunden, und beide Freunde plauderten vergnügt in Heinbergs Kabinet.

Kasakaitis hatte die freudige Mitteilung zu machen, daß der Prozeß eine recht günstige Wendung genommen, da auch die Zeugen, welche er aufgestellt, überraschend gute Aussagen gemacht hätten.

„Sie werden sehen, wir gewinnen den Prozeß bestimmt," bemerkte er schließlich, freudig erregt. „Aber wissen Sie, was unsere zweite Abmachung betrifft — so rückt sie schneckenartig vorwärts und ich wage fast gar nicht, zu hoffen," versuchte Kasakaitis einzuwenden, indem er sich das Ohr kraute und Heinberg scharf ins Gesicht sah.

„Was heißt das, Sie wagen nicht zu hoffen?" fuhr Heinberg unwillig auf. „Die hunderttausend Rubel müssen Sie mir in den ersten Tagen nach Ihrer Hochzeit auszahlen."

„Und wenn die Hochzeit nicht zu Stande kommt? Sie haben mir doch Ihr Ehrenwort gegeben, daß

Sie mir die beim Notarius pueblicus unterzeichnete Obligation auf mein Hab und Gut zurückerstatten?"

„Machen Sie keine unnützen Bemerkungen," versetzte Heinberg, erregt von seinem Sitze aufspringend. „Die Heirat muß zu Stande kommen, dafür habe ich hinreichend gesorgt — aber wenn Sie nicht wollen, trage ich keine Schuld daran."

„O gewiß will ich, gewiß!" entgegnete Kasakaitis leidenschaftlich; „aber sehen Sie, lieber Heinberg, Fräulein Lucie ist jetzt sehr leidend — das sagte mir letztens auch der Doktor, und dann —"

„Was und dann?"

„Und dann — ich weiß wirklich nicht — trotzdem Sie und Ihr Fräulein Braut mir die ausdrückliche Erlaubnis erteilten, giebt es noch Leute, die ein Wort, ein großes Wort in Ihrem Hause mitzureden haben."

„Wer außer mir hat hier noch mitzusprechen?" fragte Heinberg erregt.

„Heinrich, Ihr Stiefsohn Heinrich! Denken Sie sich, der packte mich vorgestern so stark am Arm, daß er mir noch heute wehe thut! Ja, und dann sagte er mir —" Kasakaitis holte Atem, als bereite er sich vor, eine Lungenprobe zu bestehen — „ja, er sagte mir, daß, wenn ich es noch ein einziges Mal wagen würde, mich seiner Schwester zu nähern, er mich —" er holte wiederum Atem — „er mich am Kragen fassen und die Treppe hinunterwerfen würde."

„Was? das wagte der zu sagen?" rief Heinberg außer sich vor Zorn.

„Ja, ja, das wagte der zu sagen," wiederholte und bekräftigte Kasakaitis.

Heinbergs Entrüstung schien ihren Höhepunkt erreicht zu haben, er griff sich zu verschiedenen Malen an seinen Bart und mißhandelte ihn unbarmherzig.

Eine solche Niederlage seiner wohldurchdachten, wohlerwogenen Pläne — eine so günstige Aussicht mit einem Schlage vereitelt zu sehen, — nein, das konnte, das durfte nicht geschehen! Und Eile hatte es, denn wer konnte wissen — der Zustand Luciens war doch eigentlich recht bedenklich. — Heinrich — immer wieder Heinrich — Teufel! — Er fuhr sich mit der Hand über das erregte Gesicht. Warum mußte der Heinrich gerade jetzt wieder hier sein, dieser grüne Junge, der stete Widersacher all seiner Wünsche und Anordnungen — warum konnte er nichts gegen ihn ausrichten? — Aber nein, die Hochzeit muß zu Stande kommen, sprach er sich selbst Mut zu, indem er erregt im Zimmer auf und ab schritt; gleich gehe ich, sogleich, und thue der eigensinnigen Lucie meinen ausdrücklichen Wunsch und Befehl kund — ich will doch sehen, wer sich dagegen sträuben dürfte! — Nein, rief er dann wieder, gegen seinen eigenen Plan gleichsam Protest einlegend — ich — nein! Ich werde es lieber noch Amalien überlassen — für mich hat es immer noch Zeit, ich muß meine Autorität bis zu guter Letzt aufsparen. —

In raschen Schritten durcheilte er einige Zimmer, um ins Kabinet seiner Braut zu gelangen. Diese kam

ihm auf halben Wege, in rauschende Seide gekleidet, mit offenen Armen entgegen.

„Gut, daß Du kommst, ich wollte eben zu Dir, lieber Ulbrich," begann sie mit dem rührend schmelzenden Stimmfall, den sie dem Wesen einer junger Braut entsprechend hielt, — „der Diener meldet eben Herrn Bandert junior aus Petersburg und ich — Du weißt, Herzliebster, ich mag seit unserer Verlobung keine Gäste allein empfangen."

„Hol' der Teufel den ganzen Bandert," schrie Heinberg zornig, sich aus den Armen seiner Braut unsanft befreiend. „Hol den Bandert der Kuckuck! Seit die Nanny zurückgekehrt, ist er auch wieder da — man ist ja keinen Tag mehr vor diesem Burschen sicher!"

„Aber, lieber Ulrich," flüsterte sie in demütigem Tone, „du hast ihn doch selbst aufgefordert?"

„Was heißt hier aufgefordert! Wenn ich mit seinem Onkel nicht in Geschäftsverbindungen stände, hätte ich ihn schon längst hinauskomplimentiert!"

„Nun ja, süßer Ulbrich, aber," versuchte die glückliche Braut schüchtern einzuwenden.

„Was kümmern mich alle Wenn und Aber, die Menschen können mir allesamt gestohlen werden! Du mußt sogleich zu Lucie und ihr sagen, daß Kasakaitis schon nächsten Sonntag die Aufbietung in der Kirche vollziehen lassen will!"

„Schon — Sonntag!" äußerte Amalie, erschrak aber selbst über das ausgesprochene Wort, da sie eine jähe Zornesröte über das Gesicht Heinbergs ziehen sah.

Nach ihrer Verlobung hatte sie die Bewerbungen des Konsulenten bei Lucie zwar mit Eifer, aber nicht mit der sonstigen Gewissensruhe betrieben. Es schien sich etwas wie Mitgefühl für das arme Mädchen in ihrer Brust zu regen, und der wirklich bedenkliche Zustand Luciens kam ihr wie eine Anklage gegen sie vor.

Heinberg wollte eben antworten, als sich aus dem Nebengemache ein paar alte Damen näherten, Jugendfreundinnen Amaliens, die heute als am Neujahrstage einen Besuch abzustatten für an der Zeit hielten.

„Ach liebes Herz," schnatterte die Eine. „Da bin ich schon wieder," sekundierte die Zweite. — Und nun sprudelten Glückwünsche und zarte Anspielungen auf Gott Hymen von ihren Lippen, wie das Wasser in einem Mühlbach durch die aufgezogene Schleuse.

Heinberg, nun erst recht aufgebracht, seine Braut nicht mehr unter vier Augen sprechen zu können, stürmte ohne Gruß an den beiden Damen vorüber in sein Zimmer zurück, wo sich Kasakaitis inzwischen eine Cigarre angezündet und mit dem Rauch, den er gemächlich vor sich in die Luft blies, seine innersten Gedanken verwebte.

Wenn es wirklich dazu kommt, dachte er, daß ich Lucie heirate, so möchte ich doch diesen Erzgauner um die hunderttausend Rubel bringen. Die Obligation — ein wahrer Leichtsinn von mir, sie ausgestellt zu haben — nun, nun — ich habe einen vorteilhaften Ausweg für mich doch zu Stande bringen

können — ich protestiere einfach dagegen und laß es im schlimmsten Falle auf einen Prozeß ankommen — zum Prozeß wird er es, glaube ich, nicht kommen lassen — ich habe ihn vollständig in meiner Hand.

Diese Erwägungen hoben ersichtlich seinen Mut, er vergaß bei diesen bezaubernden Ideen alle Drohungen Heinrichs, und als Heinberg mit einem schroffen: „Was sitzen Sie hier, gehen Sie doch in den Saal und machen Sie sich bei Ihrer Braut liebenswürdig" — ins Zimmer zurückkam, wurde das ganze Feuer seines Temperamentes zur lichterlohen Flamme entfacht, daß er ohne weiteres in den Empfangssaal eilte, wo er außer Lucie und Nanny noch Oskar und Heinrich antraf. Aber kaum war er dieser Gruppe ansichtig geworden da schrumpfte auch schon sein eben aufgetauchter Heroismus zu einer kläglichen Ergebung zusammen. Nachdem man sich flüchtig begrüßt, setzte er sich auf einen Stuhl in einer Ecke des Saales und lauschte aufmerksam dem Gespräch, — welches in recht lebhafter Weise zwischen Oskar und Nanny geführt wurde.

„Es ist also beschlossen, Fräulein Wassow," sagte Oskar, „daß Sie so lange in Riga zu verweilen gedenken, bis Ihr Fräulein Cousine vollständig genesen? Ich gedenke ebenfalls hier zu bleiben und werde mich um eine Anstellung im Geschäfte meines Onkels bewerben, um die Zeit nicht konsequent totzuschlagen."

Seine von Leidenschaft blitzenden Augen, welche die ganze Bewegung seines aufgeregten Innern verrieten, hefteten sich mit einem Blick auf Nanny.

Nanny wollte aber diese Sprache nicht verstehen,

nicht würdigen, sie erwiderte in kaltem, fast spöttischem Ernst:

„Sie legen sich ganz unnötigen Zwang auf, Herr Bandert, diese Spießbürgerstadt, wie Sie dieselbe nennen, noch länger mit Ihrer Gegenwart zu beehren. Ein Ort, der so wenig pikante Zerstreuungen bietet, dürfte doch einen Mann, wie Sie, der die Freuden der Hauptstadt in so hohem Grade verehrt, nicht auf die Dauer fesseln können. — Sie blieben sich daher konsequenter, wenn Sie lieber heute als morgen in den großstädtischen Strudel zurückkehrten."

Ohne Oskar weiter zu beachten, blickte sie vergnügt aus dem Fenster und nickte einer vorübergehenden Dame einen freundlichen Gruß zu, während sich fast in demselben Moment ihre Augen plötzlich nach einer andern Richtung wandten und über ihr Gesicht eine glühende Röte zog.

Oskar war diese plötzliche Aufwallung nicht entgangen, und er schaute aus dem Fenster und erblickte Randen, der, eben um die Ecke biegend, sich bemühte, so schnell wie möglich an diesem Hause vorüberzukommen.

Als sich Bandert wieder vom Fenster abwandte, begegnete sein Blick den Augen Nanny's, und was er in denselben lesen konnte, war der Tod seines Hoffens, seines tiefsten Empfindens. Seine Leidenschaft wandelte sich zu einer Furie, die alle Fesseln von sich abstreifend mit furchtbarer Gewalt in ihm wühlte und tobte.

„Ha, ha, ha!" lachte er verbissen auf, — „dieser Hauslehrer Randen ist mir ein netter Vogel. Haben

Sie nichts von dem Skandal gehört, Fräulein Wassow? Er hat der Tochter des Medicinalinspektors von Heller einen Liebesbrief geschrieben und ist mit Pomp aus der Anstalt Utzmanns gejagt worden."

„Das ist nicht wahr!" schrie Heinrich, vor Entrüstung bebend. „Sie sind belogen worden, oder — beim wahrhaftigen Himmel — Sie lügen, lügen ganz abscheulich."

Der Roué erbleichte. Das in ihm noch glimmende Fünklein Ehre wurde durch die Gegenwart Nannys zur lodernden Flamme aufgeblasen — er stützte sich fester auf die Lehne des vor ihm befindlichen Stuhles, den er am liebsten Heinrich an den Kopf geschleudert hätte. Doch dieser stand unerschrocken vor ihm, an geistiger und körperlicher Kraft den schwachen Wüstling wie ein Riese überragend. Diesen Vergleich mochte Oskar auch wohl bei sich selbst angestellt haben, als er gepreßt und in bitterem Tone erwiderte:

„Sie sollten in der Wahl Ihrer Ausdrücke vorsichtiger sein, Herr Wassow; die Begeisterung für Ihren früheren Lehrer ist ja ganz edel — ha, ha, ha! aber Alles hat seine Grenzen. Ich versichere Sie nochmals, daß dieser Randen ein ganz obskurer, ehrloser Mensch ist."

„Nein, nein," schrie Lucie auf, — „das ist er nicht, Randen — o Randen!" Die Stimme versagte ihr, ohnmächtig sank sie von ihrem Sitze.

„Sie sind ein Schurke!" rief Heinrich dem erbleichenden Oskar zu. — Dann kniete er neben der Schwester nieder und unterstützte Nanny, welche den

Kopf Luciens an ihre Brust zog und die kalte Stirn und die bleichen Wangen ihrer unglücklichen Freundin mit unzähligen Küssen bedeckte.

Oskar stand, den Kopf gesenkt, seinen Blick auf den Boden geheftet. Zum ersten Mal in seinem Leben durchzuckte ein Gefühl von Reue sein Inneres in nie gekannter Qual. Die Flammen aller Leidenschaften schlugen in ihm zusammen, und Wut, Schmerz, Empörung, Liebe, Eifersucht und Scham stritten in ihm, ihn anzuklagen, ihn zu einem Akte der Verzweiflung zu treiben.

In seiner Seele brannte der Blick der Verachtung und des Hasses, mit welchem ihn Nanny angesehen, die namenlose Liebe, welche durch den schmerzlichen Aufschrei Luciens hindurchtönte — er fühlte, daß er schlecht und verächtlich gehandelt, daß jede Hoffnung auf den Besitz Nannys für ihn verloren.

Er preßte die Lippen zusammen und stand da wie ein zum Tode Verurteilter. Nur solange er hoffen durfte, Die zu besitzen, für welche er Alles geopfert hätte, besaß sein Leben noch eine lichte Seite, hatte er noch einen Altar, auf dem er seine Opfer darbringen konnte. Nun er ihn selbst zerstört, senkte es sich auf sein Herz wie eine dunkle, schwere Wolke, durch die kein Strahl der Morgenröte brechen wollte, die Aussicht seiner fernen Zukunft zu erhellen.

Er taumelte hinaus — auf die Straße — in seine Wohnung. Hier riß er den Revolver aus dem Kasten — ein Schuß — und er stürzte blutend zusammen.

. . . . . .

Am folgenden Morgen verschlimmerte sich der Zustand Luciens, da in der Nacht auf die große Aufregung ein heftiger Blutsturz gefolgt war. Alle, die sie jetzt sahen, mußten sich gestehen, daß es nicht mehr lange mit ihr fortgehen konnte, daß der Tod sie schon mit seinen Fittigen gestreift hatte. Der Doktor Viktor Herz, eine Autorität in seinem Fache und ein tiefmitfühlender Mensch, schüttelte traurig verneinend das Haupt, als Heinrich ihn zum Wagen hinausgeleitete und die Frage an ihn richtete, ob noch Hoffnung auf Wiedergenesung wäre.

Als Heinrich darauf in das Zimmer zurückkehrte, und die Schwester ihm fragend ins Antlitz blickte, auf welchem die Antwort des Doktors deutlich genug abzulesen war, mußte er sein Taschentuch vor die Augen drücken und laut schluchzen.

Es war ein herzzerreißendes Bild: der verzweifelte Bruder und das in der Blüte der Lebens unrettbar dahinsterbende Mädchen, eine Kirchhofsblume.

„Heinrich," begann Lucie mit matter Stimme, „man stirbt wohl schwer, wenn man noch jung ist. — Doch traure nicht um mich, ich gehe getrost dahin und mit der Hoffnung auf ein Wiedersehen."

„Heinrich," flüsterte Lucie weiter und Thränen traten auch ihr in die Augen, — „mach mir das Herz nicht noch schwerer. Ich habe hier genug gelitten. An Freude und Glück habe ich keinen Anteil gehabt, und ich mußte mit dem Leben kämpfen, bis mir das Verlangen, Freude und Glück zu empfinden, verloren gegangen. Ich habe abgeschlossen mit mir und mit der Welt. Ach!"

Ein heftiger Hustenanfall unterbrach die Sprechende.

„Lucie, meine liebe, teure Schwester," schluchzte Heinrich, und er warf sich auf die Knie neben dem Bette nieder.

„Mein lieber, teurer Bruder," antwortete sie und versuchte sich im Bette aufzurichten, um den Kopf des Knieenden an ihre Brust zu ziehen, aber die Kraft versagte ihr, und sie fiel seufzend in die Kissen zurück.

Eine Pause trat ein, in welcher nur das Weinen der beiden Geschwister hörbar war. Endlich begann Lucie:

„Heinrich, mein lieber Bruder, das Geheimnis, welches ich so lange in meinem tiefsten Innern heilig bewahrt, es ist gestern über meine Lippen gekommen — Du weißt jetzt —." Wieder unterbrach ein heftiger Hustenanfall die Sprechende, nur mit Aufbietung aller Kräfte konnte sie weiter sprechen. „Wenn ich nicht mehr bin, so sag es ihm, daß ich ihn sehr, unaussprechlich sehr geliebt habe, — sag es ihm, lieber Bruder!"

„O Gott, auch er liebt Dich, Lucie, liebe Schwester, wie nur ein Menschenherz lieben kann."

Ein Schimmer von Glück flog über die mondbleichen Züge, und die wunderbar tiefen, vor Schmerz und Kummer verdunkelten braunen Augen durchglühte einen Augenblick ein Strahl unsäglicher Wonne. Sie bewegte ihre Hand nach dem Kopfe des Bruders hin, um ihn für diese Nachricht zu liebkosen, ihm zu danken.

„Also ist es nicht wahr, was Bandert von ihm sagte — ich fühlte es auch und zweifelte nicht. Sag es ihm, lieber Heinrich, und hier —" mit zitternder

Hand zog sie unter ihrem Kopfkissen ein Medaillon hervor und überreichte es dem Bruder. „Uebergieb ihm dieses — es ist das Kostbarste, was ich besitze; ich erhielt es mit dem Bildnis der Mutter zu meinem Konfirmationstage — später habe ich noch mein Bild hinzugefügt. Gieb ihm dieses, Heinrich, und sage ihm, daß ich bis zum letzten Atemzuge für ihn und sein Glück gebetet, und wenn er mich auch nicht geliebt hätte."

. . . . . .

. . . . . .

Die Sonne war untergegangen. Am dunklen Blau des Himmels schimmerten einzelne Sterne und eine rosige Dämmerung, einem undurchsichtigen Schleier gleich, sank auf die verdunkelte Winterlandschaft. Durch die hohen Bogenfenster des Wassow'schen Hauses stahl sich ein zögernder, verglühender Strahl jener geheimnisvollen Flammenschrift des Himmels und zitterte auf das Marmorantlitz hernieder, das die kalte Hand des Todes in das ewig rätselhafte Land der Zukunft entführte.

---

## Schluß-Kapitel.

Jahre und abermals Jahre sind inzwischen verflossen und haben ihre tiefen Spuren in den Schicksalen der uns bekannt gewordenen Menschenkinder hinterlassen.

Nach dem Tode Luciens entzweite sich Heinberg vollständig mit Kasakaitis. Die Ursache ist leicht zu erraten. Kasakaitis verlangte für die Führung des Heinberg'schen Prozesses eine bedeutende Summe Geldes, Heinberg dagegen wollte ihm keinen Heller mehr zahlen und drohte mit der Einklagung der von Kasakaitis ausgestellten Obligation. — Schließlich kam es zu einem Prozeß zwischen Beiden, wobei die gegenseitigen Schurkereien unfreiwillig an's Tageslicht gefördert wurden.

Seine Heirat mit Fräulein Seller wollte Heinberg umgehen, doch waren hier Gründe vorhanden, welche ihn dazu zwangen. — Diese Geschehnisse wurden mit der Zeit in der ganzen Stadt bekannt; keiner von den namhaften Kaufleuten, welche in Riga eine so hochangesehene und anständige Zunft bilden, wollte mit Heinberg in Verbindung treten, und die alte berühmte Firma verfiel immer mehr und mehr, bis endlich Bruno Wassow, der den Kursus der Handelswissenschaft im Rigaschen Polytechnikum absolviert hatte, Heinberg aus dem Geschäfte entfernte und den gesunkenen Namen seines verstorbenen Vaters wieder zu dem verdienten Ansehen brachte.

Heinrich Wassow hat sein Examen als Doktor der Medicin glänzend bestanden; er besitzt eine große Praxis. Er hat vor ein paar Jahren ein armes, aber gebildetes Mädchen geheiratet und lebt sehr glücklich mit seiner liebenswürdigen Frau. Heute ist Taufe in seinem Hause, und viele glänzende Equipagen halten

vor dem großen, stattlichen Gebäude, wo der Reichtum den Ankommenden von allen Seiten entgegentritt.

„Er wird doch kommen?" fragte besorgt die junge Mutter ihren geliebten Heinrich.

„Gewiß, Teure," antwortete er glückstrahlend, den wunderschönen Kopf seiner Gattin an die Brust ziehend, — „er hat es mir versprochen, und was Randen verspricht, das hält er auch."

„Hast Du ihm auch gesagt, daß er der Taufpathe unseres Kindes sein wird?"

„Gewiß Liebe, gewiß," entgegnete er lächelnd. „Obgleich er seit dem Tode Luciens alle Gesellschaften meidet, so versprach er mir dennoch, heute bei uns zu erscheinen."

„Du hast mir eigentlich sehr wenig von diesem Deinem einzigen Jugendfreunde erzählt, das ist Unrecht von Dir," schmollte die Gattin. „Hätte ich mir nicht seinen Charakter selbst aus seinen Schriften kombiniert, so wüßte ich so viel wie garnichts von ihm."

„Liebes Frauchen," entgegnete herzlich der Gatte, — „ich wollte Dein weiches Gemüt nicht mit trostlosen Bildern des Lebens trüben. Unsern Freund hat das Schicksal keineswegs mit Sammethandschuhen angefaßt, und hätte er sich nicht selbst mit ganzer Energie gegen dasselbe gewehrt, er wäre untergegangen. Die Liebe zu meiner Schwester Lucie ist das schmerzensreichste Ereignis seines Lebens. Nach ihrem Tode war er untröstlich und ich fürchtete längere Zeit für seine Gesundheit. Aber es giebt eine menschliche Macht, mit der man sich selbst und die Welt überwindet, und diese

ist: Glaube an Gott und an sich selbst. Aber auch dann wäre er vielleicht nicht auf einen grünen Zweig gekommen, — da ihm jeder praktische Sinn fehlt und ihm alle Winkelzüge fremd sind, — wenn sich der edle und große Seschkow, der Gehilfe des Kurators, nicht ins Mittel gelegt hätte. Dieser humane und gerechte Mensch erkannte in Randen den tiefen Kern — er verhalf ihm sofort zu einer Stellung am Gymnasium. Später bewog er ihn, die gelehrte Laufbahn einzuschlagen; Randen machte das Doktorexamen, wurde außerordentlicher und mit der Zeit ordentlicher Professor der Mathematik. Unser Freund nützt diese Stellung in der edelsten Weise aus. Das Gute zu fördern, der Wahrheit Bahn zu brechen, ist seine Lebensaufgabe geworden. Feinde hat er sich gewiß dadurch viele erworben, aber auch eine Menge edler Menschen, die ihm voll und ganz beipflichten. — Aber sieh nur, da ist er auch schon."

Und Arm in Arm gingen sie dem Eintretenden entgegen, der die Hand der jungen Frau ergriff und sie zärtlich an seine Lippen führte. Heinrich ließ es sich nicht nehmen, den Freund zu umarmen und seine große Freundschaft für ihn durch einen herzlichen Kuß zu bekräftigen.

Wie doch die kaum verflossenen zehn Jahre mit mannigfachen Lebensgestaltungen auch in dem Aussehen Randens ihre unverkennbaren Spuren hinterlassen haben: das Haar stark ergraut, in die hohe Stirn tiefe Falten eingegraben, und zu dem Ernste des geistreichen Gesichtes ist ein Zug wehmütiger Resignation um den festgeschlossenen Mund getreten. Diese Züge voll

edler Kraft waren nicht mehr von wilden innern Stürmen bewegt. In seinem ganzen Wesen lag ein klarer, tiefer Ausdruck ruhigen Denkens. Die Augen glänzten nicht mehr von dem jugendlichen Feuer, das dort noch brannte.

Wer in der ganzen Stadt kannte jetzt nicht diesen Mann, wer wußte es nicht, daß er der Verfasser dieses oder jenes Buches ist, wer von den Gelehrten blickte nicht mit Hochachtung auf den vielseitigen und allbekannten Kollegen? Genügte ihm aber dieses? Machten ihn die Lorbeeren glücklich, die jetzt immer dichter nnd grünender seine Stirne umkränzten? Seine einzige Welt war ja nur die rastlose Arbeit und — der Friedhof. Immer sah man ihn nach dem Gottesacker pilgern, oft in der Morgenfrühe, oft am späten Abend — er kam immer allein, und kein Blick durfte ihm folgen, wenn er in dem Dunkel dieser stillen Mauer verschwand.

Dort säuseln die alten Linden und Cypressen ihr eintönig klagendes Lied, vort waltet Stille und Friede, und dort ragt ein Grabmonument mit schwarzen Lettern:

„Lucie Wassow."

Dort wurde seine Haltung noch ernster als sonst, aus seinen Augen blickten eine Wehmut und ein Schmerz, wie sie sich selten in einem Menschenantlitze zu malen pflegen, bis er lautlos niederkniete und betete. Dann hob sein Blick sich und nahm einen Ausdruck unendlicher Liebe an — er schien entrückt dieser Welt, sein Geist hob sich über Raum und Zeit und suchte die Geliebte dort oben, wo sie weilte.

„Lucie, Lucie!“ Die leisen Worte glitten unwillkürlich über seine zuckenden Lippen. Das Haupt sank im Uebermaß des Schmerzes tief und immer tiefer, bis es endlich den Marmor des Denkmals berührte.

. . . . . .

. . . . . .

Nanny war kurz nach Luciens Tode in die Residenz zurückgekehrt. Sie heiratete bald einen Mann, dessen großes Vermögen und dessen unbegrenzte Liebe es ihr erlaubten, auch als Gattin in allen Gesellschaften zu glänzen und ihr Leben zu einer Art Parforcejagd zu gestalten. Nur manchmal kommt ein tiefer Ernst über die kinderlose Frau, wenn sie ein Buch des ihr wohlbekannten Professors auf dem Schoße ruhen läßt und mit geschlossenen Augen in die Leere starrt — oft lange, so lange, bis sie erschreckt von einer heißen Thräne, die auf ihre Hand tropft, aufspringt, hastig ans Klavier eilt und die Finger über die Tasten stürmen läßt, als sollten die wilden Töne gewaltsam eine Lust erwecken, von der das Herz doch nichts weiß — das verschwundene Vineta ihres Glückes!

Ende.

Druck von Emil Grüner,
Bernau b. Berlin.

A 4735.